

Liroland um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Die liroländische Landesgeschichte hat über zwei Perioden von ausgesprochen revolutionärem Charakter zu berichten. Beide gehören den letzten hundert Jahren unsrer Vergangenheit an, beide haben mit Versuchen zu gewaltsamer Auffizierung des Landes in Verbindung gestanden, beide die Merkmale einer zugleich religiösen, nationalen und politischen Umsturzbewegung getragen. Die erste dieser beiden Perioden datierte von den 40er, die zweite von den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Beide Epochen sind durch so zahlreiche Momente mit einander innerlich verbunden gewesen, daß jeder Versuch zur Erklärung des revolutionären Ausbruchs von 1905 und der ihn begleitenden Erscheinungen bei den liroländischen Ereignissen des Dezenniums 1840 bis 1850 einsezen muß. Der bestehenden Rechtsordnung und den überkommenen Bildungs- und Kulturzuständen des Landes drohte diese unglückliche Periode in zwiefacher Rücksicht den Untergang an. Verarmung, Unzufriedenheit und Auswanderungslust der ländlichen Bevölkerung ließen unzweifelhaft erscheinen, daß das bei Aufhebung der Leibeigenschaft aufgerichtete agrarische System durchaus verfehlt gewesen, — indessen der Massenübertritt lettischer und estnischer Lutheraner zur griechisch-orthodoxen Kirche erkennen ließ, daß es einer Erneuerung des kirchlich-religiösen Lebens bedürfe, wenn die einmal gewonnenen Grundlagen unsrer sittlichen Kultur nicht rettungslos verloren gehen sollten. Diese Erkenntnisse brachen sich so rasch und so unaufhaltsam Bahn, daß Versuche zu tiefgreifenden Umgestaltungen im Gange waren, bevor auch nur die Mitte des Jahrhunderts erreicht worden. Daß das den „77 Punkten“ und den Agrargesetzbüchern von 1849 und 1860 zugrunde liegende System ein Werk der sog. Fölkersahmschen Reformbewegung war,

ist ebenso bekannt, wie daß die damalige kirchlich-religiöse Erneuerung vornehmlich von der Dorpater theologischen Fakultät ausging.

Die Stellung, welche die Mehrzahl der Gebildeten des Landes (man würde heutzutage „die öffentliche Meinung“ sagen) zu diesen beiden Reihen reformatorischer Versuche einnahm, war eine für die damaligen Zustände bezeichnende. Es bestand seit der Wende des Jahrhunderts zwischen Stadt und Land (d. h. Adel und Bürgertum) ein Gegensatz, der ein richtiges Verständnis für die Gemeinsamkeit der Interessen unsrer deutschen Stände nahezu ausschloß. Auch bei patriotisch denkenden Männern des gebildeten Bürgertums prävalierte die Meinung, die ländlichen Zustände seien ausschließlich Sache der Nächstbeteiligten, bezw. des Adels, auf dessen Verschulden der Zusammenbruch der agrarischen Organisation so gut wie ausschließlich zurückzuführen sei. Von der durch Fölkersham und dessen Freunde unternommenen Reformarbeit wurde in Riga und der Mehrzahl der übrigen Städte bis zum Anfang der 60er Jahre so wenig Notiz genommen, daß die von der seit 1860 jugendlich aufstrebenden Presse veröffentlichten Auseinandersetzungen über die erzielten Resultate und insbesondere über die Fortschritte des Bauerlandverkaufs vielfach überraschend wirkten: selbst die Namen der Führer der Agrarreform waren ausgedehnten Kreisen unbekannt geblieben.

Ganz anders stand es um den Eindruck, den der in den 40er Jahren erfolgte Massenabfall des Landvolks von der evangelischen Kirche den Gebildeten unsrer Gesellschaft — und nicht diesen allein — gemacht hatte. Bis in die Kreise des Kleinbürgertums hinaus brach sich die Empfindung Bahn, daß eine Verschuldung der herrschenden Klasse vorliege, welche den Untergang aller Ergebnisse deutsch-protestantischer Kulturarbeit eines halben Jahrtausends androhe. Dem Eingeständnis, daß Erschlaffung der öffentlichen und der privaten Moral, Arbeitscheu und törichte Selbstzufriedenheit der Privilegierten den überkommenen Zustand an den Rand des Verderbens geführt hätten, konnten sich auch die eingestricheltesten Optimisten nicht entziehen. Sollte überhaupt noch geholfen werden, so müßte der Zustand jener „Gemüthlichkeit“ ein Ende nehmen, welcher sich grade gehen ließ und für das Zeugnis eines guten Gewissens ansah, was in Wahrheit nur ein Produkt moralischer Stumpfheit und eines Behaglichkeitsbuzels

à tout prix gewesen war. Wenige Jahrzehnte zuvor war erlebt worden, daß das unter der Herrschaft des Vulgärrationalismus und der Nüchternheit des philosophischen Zeitalters in Schmach und Elend geratene deutsche Nachbarland sich innerlich erneuert hatte und daß diese sittliche Erneuerung als die Rückkehr zu dem verlassenen frommen Glauben der Väter und der Überlieferungen der Reformation des 16. Jahrhunderts eingeleitet worden war. Der Weg, den wir einzuschlagen hatten, wenn eine sittliche und religiöse Erneuerung uns zur Rettung verhelfen sollte, schien damit bezeichnet und ein Beispiel gegeben worden zu sein, dem nachgeeifert werden mußte und mutatis mutandis nachgeeifert werden konnte.

Zum Verständnis der durch diese Stimmung herbeigeführten Verjüngung unsres kirchlichen Lebens bedarf es einer Orientierung über die religiösen Zustände, welche das 19. Jahrhundert in Livland vorgefunden hatte. Wie anderswo war auch bei uns dem erstarkten Luthertum des nachreformatorischen Zeitalters durch den des Pietismus neues Blut in die Adern gegossen worden. In Liv- und Estland war dieser Pietismus so gut wie ausschließlich in einer Form aufgetaucht, — derjenigen des Herrnhutertums. Unter Zinzendorfs persönlicher Mitwirkung war die neue ecclesiola in ecclesia mit wunderbarer Schnelligkeit von der unteren Düna bis zum finnischen Meerbusen und zu den Gestaden Desjels und Moons vorgebrungen. Zwei Umstände waren dafür entscheidend gewesen, daß die Sendboten der Brüdergesellschaft die Herzen unsrer Letten und Esten im Sturm eroberten. Diese Sendboten waren die ersten Deutschen, die nicht als Herren, sondern als Brüder der beiden unterworfenen Völker ins Land gekommen waren, und sie hatten eine Gemeindeorganisation mitgebracht, welche für Selbsttätigkeit und Mitarbeit aller Gläubigen Raum ließ. Als Helfer, Bethaus-Vorsteher, Leiter von sog. Chorversammlungen, als Mitglieder der ersten und der zweiten „Stände“, fanden begabte Gemeindeglieder Spielraum für ihren geistlichen Tätigkeitsdrang. Sie kamen in die Lage, nicht nur Empfangende, sondern auch Gebende zu sein, an dem Regiment der ecclesiola einen gewissen Anteil zu nehmen, den deutschen Brüdern als Gleichberechtigte an die Seite zu treten und Würden zu erwerben, die sie aus der Masse ihrer Volksgenossen heraushoben. Ein fernerer Verdienst

hatte die Sozietät dadurch erworben, daß sie sich des vermahrlosten Volksschulwesens annahm und zu Wolmar das erste lettisch-estnische Lehrerseminar gründete. — Was noch fehlte, um Herrnhut wahrhaft populär zu machen und in den Augen des Volkes mit einem Heiligenschein zu umgeben, wurde dadurch fertig gebracht, daß die kirchlichen und weltlichen Autoritäten des Landes sich durch Torheiten und Ausschreitungen einzelner übereifriger Brüder im Jahre 1743 zu einem Vorgehen gegen die Sozietät bestimmen ließen, das mit unkluger Bedanterie und inhumaner Härte in Ausführung gebracht wurde. Das Martyrium, das man einzelnen Freunden Zinzendorfs bereitete, machte für deren Sache wirksamere Propaganda, als Empfehlungen und Begünstigungen irgend vermocht hätten. Als der erste Verfolgungseifer verraucht und vollends als in der Person des Generalsuperintendenten Christian David Lenz ein Gönner Herrnhuts an die Spitze des Kirchenregiments getreten war, fanden die scheinbar unterdrückten Organisationen sich so rasch und so vollständig wieder zusammen, als ob ihre Tätigkeit niemals unterbrochen gewesen wäre. Nicht nur die einzelnen brüderfeindlich gebliebenen Prediger, sondern auch zahlreiche rationalistisch denkende Geistliche leisteten der Wiederherstellung herrnhutischer Schöpfung Vorschub. Wie anderswo war auch in Liv- und Estland die Schule des strengen Alt-Luthertums so gut wie ausgestorben. In eine geradezu dominierende Stellung aber trat Herrnhut, als Kaiser Alexander I. die Sendboten der Sozietät im J. 1817 mit einem kaiserlichen Gnadenbrief ausstattete, dessen Ausdehnung auf die lettisch-estnische Gefolgschaft der Brüder nur mühsam abgewendet worden war. In seinem Buche „Fürst Golzgin“ hat Peter von Goeze ausführlich berichtet, daß der damalige Präsident des Generalkonsistoriums und spätere Unterrichtsminister Fürst Karl Lieven drauf und dran gewesen war, die den eingewanderten Brüdern bewilligte Befreiung vom Militärdienst auch den eingeborenen Anhängern der Sozietät zu bewilligen und dann den baltischen Landeskirchen den Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Eine Schranke hatte die Herrnhuterei auch zur Zeit ihres höchsten Einflusses niemals überschritten: sie war auf das Landvolk und eine Anzahl abligier Familien beschränkt geblieben, dem städtischen, insbesondere dem Rigaschen Bürgertum dagegen fremd



geblieben. Hier herrschte der seit der Mitte des 18. Jahrhunderts modisch gewordene Vulgärrationalismus so gut wie unbeschränkt. Der typische Repräsentant dieser Richtung war der in Stadt und Land gleich verehrte, ebenso geistvolle wie energische und humane Generalsuperintendent Karl Gottlob Sonntag († 1827) gewesen, ein aus Sachsen eingewanderter Jugendfreund Fichtes, der um sein zweites Vaterland Verdienste wahrhaft unvergleichlicher Art erworben hatte. Gerade weil er sich von jedem Eindrang in die religiösen Anschauungen Andersdenkender fern gehalten und jede Propaganda für seine Schule vermieden hatte, erfreute Sonntag sich bei allen Parteien und Ständen einer Autorität und eines Ansehens, das keine Schranken gehabt zu sein scheint. Ein Menschenfreund im höchsten und reinsten Sinne des Wortes, hatte er an dem Zustandekommen des segensreichen Agrargesetzes von 1804, später an der Aufhebung der Leibeigenschaft einen Anteil genommen, dessen keiner seiner Vorgänger und keiner der Anhänger Herrnhuts sich rühmen durfte. Charakteristischerweise hatten weder die Sendboten der Sozietät noch ihre zahl- und einflußreichen abligen Anhänger jemals daran gedacht, auf eine Reform der Agrarzustände, geschweige denn auf eine Beschränkung oder Abschaffung der Leibeigenschaft hinzuwirken und dadurch mit den Ideen der Zeit Kontakt zu gewinnen. Dem Einfluß des Rationalismus auf den reg- und strebsamen Teil der Gebildeten hatte das um so größeren Vorschub geleistet, als die Aufklärungstheologie schon an und für sich den Vorzug besaß, den Stimmungen und dem Bildungsstandpunkt derjenigen zu entsprechen, die den Gegensatz zwischen Glauben und Wissen beseitigt zu sehen glaubten. An der ländlichen Bevölkerung war die rationalistische Auffassung spurlos vorübergegangen. Die nicht-herrnhutischen Elemente derselben verfielen einem Indifferentismus, den das Beharren bei den überkommenen Formen des Kirchentums nur scheinbar überlückte.

Sonntags frühes Hinscheiden (der 62jährige Mann verstarb auf dem Höhepunkt seiner Leistungsfähigkeit) bedeutete für den livländischen Rationalismus den Anfang des Endes. Nicht daß der Rückgang der Aufklärungsschule der entgegengesetzten Richtung sofort und direkt zugute gekommen wäre, es blieb eben eine rationalistische Armee ohne Führer und Generalstab übrig, deren allezeit

beschränkte Leistungsfähigkeit sichtlich zurückging und aller inneren Lebenskraft entbehrte. Auf kirchlichem Gebiet wurde derselbe Zustand faulen Friedens vorherrschend, der in politischer Beziehung die Signatur der zwanziger und dreißiger Jahre bildete. Von den hervorragenden Männern, die während der ersten Decennien des 19. Jahrhunderts gewaltet hatten, sank einer nach dem andern ins Grab, ohne einen Nachfolger gefunden zu haben. Abgesehen von einer relativ bescheidenen Zahl sog. „denkgläubiger“, zumeist durch die Schule Schleiermachers gegangener Geistlicher, waren die livländischen Prediger entweder Nationalisten, die weder den Bedürfnissen noch der Glaubensrichtung der ländlichen Bevölkerung zu entsprechen vermochten und dem inneren Leben der Letzten und Ersten fremd geblieben waren, — oder Anhänger Herrnhuts, denen die Diakonen der Sozietät und sehr häufig auch die nationalen Helfer und Bethausvorsteher die geistliche Führung entwunden hatten, — ein Umstand, der während der Abfalls- und Konfessionswirren wenigstens in einzelnen Fällen in höchst bedenklicher Weise fühlbar geworden war. In dem törichten Wahn, daß sie innerhalb der griechisch-orthodoxen Kirche freiere Hand gewinnen und ihre ecclesiola zu einer nationalen Großmacht erheben könnten, hatten ehrgeizige und mit ihren Predigern verfeindete Bethausgrößen dem Abfall von der Kirche der Väter wenn nicht Vorschub, so doch keinen Widerstand geleistet und eine durchaus zweifelhafte Stellung eingenommen.

Es dürfte als providenzielle Fügung angesehen werden, daß just in diesem Zeitpunkt des Zusammenbruchs der alten Zustände die deutsche, gewöhnlich als moderne Orthodogie bezeichnete lutherisch-konfessionelle Theologie ihren Einzug in unser Land hält. Rückkehr zu den verlassenen Heiligtümern der Väter war auf den verschiedensten Gebieten geistigen Lebens das Lösungswort des Befreiungs- und Restaurationszeitalters geworden: für die evangelische Welt bedeutete es Rückkehr zu der lutherischen Kirche des 16. Jahrhunderts. Einer Erneuerung in diesem Sinne schien die Dorpater Theologie um so dringender zu bedürfen, als gerade diese Fakultät während der auf die Wiederherstellung unsrer Landesuniversität folgenden ersten Decennien ein Bild kläglicher Nullität und Unfruchtbarkeit geboten hatte. Um die Mitte des dritten Jahrzehnts war durch die Berufung des streitbaren Konfessionstheologen

Sartorius und des gemütswarmen, wenn auch unbedeutenden Pietisten Busch allerdings eine gewisse Wendung zum Besseren eingetreten, der wirkliche Umschwung datierte aber erst vom Jahre 1841. Auf den Lehrstuhl für Dogmatik und systematische Theologie wurde damals ein Mann berufen, den Kurz' Kirchengeschichte als einen „Gerhard und Quenstädt des 19. Jahrhunderts bezeichnet, dem die Begründung und Befestigung fast der gesamten finnländischen Geistlichkeit im solidesten Luthertum zu danken gewesen sei“. Der Einfluß, den Philippi während der Jahre 1841 bis 1852 auf Kollegen und Schüler übte, kann in der Tat kaum übertrieben sein. Von den Eigenschaften, die in unsrem Lande die Träger großer Erfolge zu sein pflegen, besaß dieser vom orthodoxen Rabbiner zum strenggläubigen Lutheraner gewordene merkwürdige Mann keine einzige. Die ihn näher gekannt haben, bezeichnen ihn als unbeweglichen, jeder Art von Vermittlung unzugänglichen Vertreter einer Schulmeinung, die von den Auffassungen des 16. Jahrhunderts um keines Haars Breite abwich. Die Starrheit seiner Lehre war mit Starrheit eines abgeschlossenen Charakters gepaart, bei dessen Formierung die Grazien ausgeblieben waren. Ein starkes religiöses Pathos scheint ihm gleichwohl nicht gefehlt zu haben. Wenn er Wirkungen geübt hat, die seine Dorpater Zeit um ein Menschenleben überdauerten und der theologischen Fakultät unsrer Landeshochschule dauernd ein bestimmtes Gepräge verliehen, so ist das nicht nur der geistigen Überlegenheit und der unerschütterlichen Konsequenz dieses Lutheraners par excellence, sondern diesem Pathos und der Wärme seiner Überzeugung zuzuschreiben. — Eine glückliche Ergänzung der Art und der Persönlichkeit Philipphis wurde der Dorpater Fakultät durch Theodosius Harnack zuteil, der um dieselbe Zeit den Lehrstuhl der praktischen Theologie übernahm. Harnack war, was die Kirchengeschichtler eine „irenische Natur“ nennen, ein Mann, der mit festen Anschauungen lebenswürdige Formen verband, und den überdies die Heirat mit einer Tochter Gustav Ewers' (des „Rektors aller Rektoren“) in den maßgebenden Kreis der finnländischen Gesellschaft geführt und dadurch in die Lage gebracht hatte, auch außerhalb der Fakultät und der Geistlichkeit weitgreifende Einflüsse zu üben. Ohne Übertreibung läßt sich behaupten, daß von den Hunderten durch die Schule dieser Männer gegangenen Theologen neun Zehn-

teile ihr Leben lang bei der Fahne blieben, die im J. 1841 am Embach aufgepflanzt worden war, und daß es dabei keinen Unterschied bedingte, ob diese Jünger der Gottesgelahrtheit in die Rünste des Komments und des Hiebers eingeweihte Korporationsstudenten waren oder den damals neuen Typus des allem burschikosen Wesen und aller Weltförmigkeit abgewendeten angehenden Dieners der Kirche repräsentierten. Bereits wenige Jahre nachdem Philippi und Harnack ihre Tätigkeit zu üben begonnen hatten, verspürte man etwas von dem neuen Geiste, der in unsere Pastorenchaft gefahren war und der zu wesentlich veränderter Behandlung der Hauptprobleme der Zeit, der *res graeca* und des Verhältnisses zu Herrnhut und den herrnhutischen Organisationen geführt hatte.

Zu Anfang der 50er Jahre verließen die beiden Männer, welche diese folgenreichen Veränderungen in die Wege gerichtet hatten, den bisherigen Wirkungskreis, um Berufungen auf deutsche Lehrstühle zu folgen. Neben dem späteren Generalsuperintendenten Christiani, dem würdigen Nachfolger Harnacks, traten zwei junge Männer in die schmerzlich empfundene Lücke, denen niemand vorausgesagt hätte, daß sie das von ihren gefeierten Lehrern begonnene Werk fortführen und in einer Weise ausgestalten würden, die den speziellen Bedürfnissen des Landes vollständiger entsprach, als für möglich gehalten worden war. Beide entstammten angesehenen Adelsfamilien, waren in deren Traditionen emporgekommen, beide hatten das theologische Studium erst ergriffen, nachdem sie zuvor philosophischen Studien obgelegen. Alexander v. Dettingen war 26 Jahre, Moritz v. Engelhardt 25 Jahre alt, als sie sich habilitierten (1853), der erstere für systematische, der letztere für historische Theologie. Über das Gewicht des von ihnen mitgebrachten wissenschaftlichen Gepäcks gingen die Meinungen ebenso weit auseinander, wie über den Beruf junger Männer solcher Antezedenzen für die theologische Führerschaft. In der Landeskirche wurde das maßgebende Wort freilich schon damals von Repräsentanten der jüngeren Generation gesprochen, welche keine andere Theologie als diejenige der Philippi und Harnacks kannten. An die Vertreter der theologischen Fakultät durften indessen (wie man meinte) andere und höhere Ansprüche gestellt werden, als an die praktischen Seelsorger. — Gegenüber solchen,

vielfach auch von Freunden gehegten Zweifel war die Position der neuen Träger der „Orthodoxie“ keine leichte.

Der Sache der neuen Schule kam wesentlich zugute, daß sich unter den um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ins Amt getretenen Predigern eine ganze Zahl talentvoller Männer befand und daß diese Generation in dem Kampfe gegen innere und äußere Feinde ein Maß von Opfermut, Selbstlosigkeit und Begeisterung betätigte, wie es bei Rationalisten und Herrnhuter-Freunden nur ausnahmsweise zu finden gewesen war. Allen theologischen Differenzen zum Trotz trat diese Jungmannschaft direkt an die Seite des löwenmütigen, der Schleiermacherschen Richtung folgenden Pastors primarius zu Wolmar und späteren General-superintendenten Ferdinand Walters und der übrigen Triarier der Konversionszeit. Was die jugendlichen Dozenten anlangt, so verging eine Weile, bevor sie Zuhörern und Geistlichen gegenüber die Autorität erwerben konnten, deren ihre Vorgänger sich von Hause aus erfreut hatten. Dafür waren die Wirkungen, welche Dettingen und Engelhardt auf die livländische Gesellschaft übten, so glückliche, daß sie denjenigen der hervorragendsten Prediger ihrer Zeit an die Seite gestellt werden konnten. Mit der Art und den Bedürfnissen ihrer Landsleute genau bekannt, wußten die jungen Vertreter des Alt-Luthertums ihre Hebel an der richtigen Stelle einzusetzen und dem kirchlich-religiösen Leben der höheren Klassen neuen Inhalt zu geben. „Die religiöse Beweglichkeit und persönliche Innigkeit des Pietismus“, so heißt es in einer von R. Seeberg entworfenen Charakteristik der in Rede stehenden Periode, „hatte sich mit einer scharf umrissenen Orthodoxie verbunden. Innerlich lebte man aber mehr von der pietistischen Frömmigkeit, als von den Ideen der Orthodoxie.“ Der Pietismus nun, den diese Alerneusten vertraten, war von demjenigen der Brüder-gemeinde und der ehemaligen Stillen im Lande durchaus verschieden. Von Weltflucht und ängstlicher Scheu vor den Lichtseiten der irdischen Existenz war bei den Männern der neuen Schule nicht die Rede, — was sie lehrten, war eine Lebensbehandlung, welche alle Gebiete des inneren und äußeren Daseins in den Dienst des Gottesreichs zogen. Entsprechend der aristokratischen Struktur des Landes und der diese beherrschenden Gesellschaft wurde dem Bedürfnis nach ästhetischer Gestaltung der äußeren Formen des

Lebenszuschnitts ebenso sein Recht gelassen, wie der Freude an den Blüten einer zugleich harmlosen und eleganten Geselligkeit, welche Tanz und Spiel, Jagd und Sport von Alters her gepflegt hatte. Voller und rücksichtsloser Ernst wurde dagegen mit der Forderung gemacht, diese und alle übrigen Momente des Lebens, die wissenschaftlichen, wie die künstlerischen und geselligen, in christlichem Sinne „verklärt“, dem religiösen Gesichtspunkt und der kirchlichen Ordnung ein- und unterzuordnen. Das Kirchenjahr sollte wieder in sein volles Recht treten, die Adventszeit nicht nur der Einrichtung auf das familienhafteste aller nordischen Feste, sondern der Vorbereitung auf den Tag der Fleischwerdung des Herrn und des Danks für die größte aller göttlichen Gnadenbezeugungen gewidmet sein. Ebenso galt für selbstverständlich, daß während der Fastenzeit in Wegfall kam, was die innere Sammlung hätte stören und den Gläubigen daran hindern können, den Erlöser auf dem Wege nach Jerusalem und an die Stätte seines Opfertodes zu begleiten. Zur „Rüstung“ auf die kirchliche Sonntagsfeier bestimmt, sollte zum mindesten der Sonnabend Abend vor allem frei gehalten werden, was die Gedanken von der Vorbereitung auf den Tag des Herrn hätte abziehen können. An sonnenabendlichen Hausgottesdiensten, wie sie auch sonst Regel gewesen waren, ließ man sich nicht genügen, familienhafte Morgen- und Abendandachten sollten jedem Lebenstage die höhere Weihe geben, Junge und Alte, Herren und Diensthoten täglich daran erinnern, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt.

Eine nicht unwesentlich veränderte Gestalt nahmen die öffentlichen Gottesdienste selbst an. Die Wiederherstellung der lebensvollen liturgischen Formen älterer Zeit, Einführung der sogen. Introliten, Verbesserung des Gemeindegesanges und Reinigung der zu rationalistischer Zeit verstümmelten und verwässerten Gesangbuchtexte sollten darauf hinwirken, daß die Predigt nicht mehr den Hauptinhalt der Sonntagsfeier bildete. Der Predigt selbst wurden durch die Einführung von Bibel- und Missionsfesten neue Aufgaben gestellt, — Veranstaltungen, die darauf abzielten, der eingerissenen Monotonie des Gottesdienstes abzuhelpen und ihn zu den mannigfachen Aufgaben in Beziehung zu setzen, die ein wahrhaft lebendiges Christentum an den Gläubigen stellt. Im eminenten Sinne des Wortes gilt das von den lettisch-estnischen Gottesdiensten,

denen vielfach nachgerühmt wurde, daß sie die deutschen an Formenreichtum noch überträfen und eine Anziehungskraft übten, welche diejenige der herrnhutischen Bethäuser noch übertreffe.

Wie man sieht, umfaßte die Arbeit der neuen Schule alsbald alle Gebiete, die zu dem religiösen Leben in Beziehung standen. Dafür sollte erlaubt sein und erlaubt bleiben, was der Mensch ohne Beeinträchtigung der höchsten seiner Aufgaben ergreifen konnte, um das Leben zu bereichern und zu schmücken. Daß es um den deutschen Charakter unsrer Bildung geschehen sei, wenn wir den künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen des geistigen Mutterlandes fremd blieben, mußten die führenden Männer zu genau, als daß sie irgend Neigung hätten verspüren können, an die mannigfachen Erscheinungen deutschen Lebens kleinliche Katechismus-Maßstäbe zu legen oder Splitterrichterei zu treiben. Es geschah nicht selten, daß gerade diese Männer eine Freiheit der Auffassung betätigten, welche das Erstaunen ihrer Gefolgschaft erregte. So als Alexander Dettingen einem Studenten, der kein Shakespearesches Stück gelesen zu haben bekannte, zur Antwort gab: „dann sind Sie kein gebildeter Mensch und können Sie auf keinen akademischen Grad Anspruch erheben“, oder wenn Engelhardt, „der in seinem Ringen nach Wahrheit ein fast ängstliches Bestreben zeigte“, den Gegnern gerecht zu werden, — wenn Engelhardt einem über die Heterodoxie Schleiermachers absprechenden Jüngling den ernststen Rat erteilte, den größten Biologen der Neuzeit respektvoll zu studieren und respektvoll zu beurteilen. Und was sollten ängstliche Gemüter vollends dazu sagen, daß einer der gefeiertsten und eifrigsten Vorkämpfer der neuen Richtung einem Konfirmanden, den sein Gewissen die Teilnahme am Tanz (der circumferentia diaboli des alten Pietismus) verbot, zugerufen haben sollte: „Der Stimme des Gewissens müssen Sie unter allen Umständen gehorchen, — ich glaube aber, daß Ihr Gewissen ein Narr ist.“

Von der lutherischen konfessionellen Schule, welche das Deutschland der Reaktionszeit beherrschte, war der livländische Konfessionalismus noch in andrer Rücksicht verschieden. Seine Vertreter gehörten nicht nur als Glieder der herrschenden Gesellschaftsschicht und als Männer von freier umfassender Welt- und Lebenskenntnis zu den Hauptträgern der gesamten Bildung ihres

Vaterlandes, — die meisten von ihnen blieben den von ihren Gefinnungsgegnern in Deutschland verfolgten politisch=reaktionären Tendenzen durchaus fern. Die Bedeutung dieses Punktes kann nicht wohl überschätzt werden. Ein Jahrzehnt bevor die Berliner Kreuzzeitungs=Partei Absolutismus, Junkerherrschaft und orthodoxes Kirchentum als Teile eines und desselben Systems proklamierte, hatte Tocqueville in seinem klassischen Buche über die Demokratie in Nord=Amerika prophetisch ausgerufen: „Les hommes religieux combattent la liberté et les amis de la liberté attaquent la religion. . . Des citoyens honnêtes et éclairés sont ennemis de tous le progrès, tantôt que des hommes sans patriotisme et sans mœurs se font apôtres de la civilisation et des progrès.“ Dem Livland, von welchem hier die Rede ist, blieb solche verhängnisvolle Verteilung der Rollen erspart. Zu klug und zu gewissenhaft, um ihre Berufstätigkeit durch Teilnahme an politischem Parteiwesen zu kompromittieren, konnten insbesondere Dettingen und Engelhardt nicht verläugnen, daß ihre Brüder und nächsten Freunde der liberalen Landtagspartei angehörten und nach dem frühen Tode ihres Begründers (Föllerfahm starb im März des J. 1856) die Führerschaft übernahmen. Das Programm dieser Liberalen hatte die Besserung der Lage der ländlichen Bevölkerung zu seinem Hauptpunkt. Beseitigung der letzten Reste der Frohne, Verwandlung des bäuerlichen Pachtbesizes in Grundeigentum, Anbahnung gewisser Selbständigkeit der bäuerlichen Gemeinden, Erweiterung und Verbesserung des ländlichen Schulwesens, Anbahnung eines näheren Verhältnisses zwischen der Ritterschaft und dem Bürgertum waren freilich Dinge, die zu dem, was man technisch „Liberalismus“ nennt, in nur sehr entferntem Verhältnis standen. Gleichwohl hießen die Vertreter dieses Programms bei uns „die Liberalen“ und waren sie als solche die Vertreter der Zeit und des „Fortschritts“ in dem Lande zwischen Düna und finnischem Meerbusen. Daß zwischen zwei Bewegungen, von denen die eine auf Hebung der materiellen Wohlfahrt, die andere auf die sittlich=religiöse Förderung des Bauernstandes abzielte, ein gewisser Parallelismus der Aktion eintrat und daß man in der öffentlichen Meinung einen gewissen Zusammenhang zwischen den beiden „Fortschrittsparteien“ zu sehen glaubte, gereichte der neuen theologischen Schule und ihren Worthaltern nicht eben zum

Schaden. Insbesondere waren es die Frauen der liberalen Adelsfamilien, welche auf das Zusammengehen der kirchlichen und der politischen Volksfreunde Gewicht legten und die Erfüllung der patriotischen Pflichten ihres Standes mit der Christenpflicht zu geistlicher Förderung des Nächsten identifizierten. Auf dem einen wie dem andern Gebiete galt es den Kampf gegen Trägheit, Bequemlichkeit und falsche Gemüthlichkeit. Kein Wunder, daß die Kampfgenossen von hien und drüben häufig zusammentrafen!

Dank solchem Zusammenwirken innerer und äußerer Umstände wurde die Dorpater Orthodogie binnen verhältnismäßig kurzer Zeit zu einer Großmacht im estländischen Leben. Daß die Abfalls- und Konversionsbewegung trotz allen ihr von gewisser Seite geleisteten Vorschubs in Stillstand geriet und daß die Brüdergesellschaft in der Mehrzahl der Gemeinden die führende Stellung des Dieners der Kirche anerkennen mußte, war bereits um die Mitte der 50er Jahre anerkannte Tatsache. Das war aber nicht alles. — Innerhalb des akademischen Lehrkörpers fiel das Gewicht der theologischen Fakultät in allen auf die äußere und politische Stellung der Landeshochschule betreffenden Fragen mit einer Schwere in die Waagschale, in welcher anderweitige Einflüsse nur ausnahmsweise in Betracht kamen. Der um die Mitte der 50er Jahre ins Amt getretene Kurator Bradtke stand alsbald so vollständig unter dem Zauber der Persönlichkeit Alexander Dettingens, daß er den jungen Dozenten zu seinem Berater in allen Dingen machte, die das kirchliche Interesse berührten. Dank diesem Zusammenhang der Dinge wurde die Erbauung einer evangelischen Universitätskirche durchgesetzt und dadurch der protestantische Charakter in aller Form anerkannt. Daß der neue Kurator durch seine theologischen Freunde mit dem Wesen deutschen akademischen Lebens bekannt gemacht wurde, hatte u. a. auch die Folge, daß die seit Menschenaltern bestehenden, trotz der Öffentlichkeit ihres Treibens indessen gesetzlich verbotenen Studentenkorporationen obrigkeitlich anerkannt wurden. In das gesamte Unterrichtswesen schien ein neuer Geist gefahren zu sein. Daß in den Gymnasien kirchlich gesinnte Lehrer den Religionsunterricht übernahmen und daß es mit diesen ernster und genauer als früher genommen wurde, verstand sich unter diesen Umständen von selbst. Von einem dieser Lehrer, dem in Riga tätigen Mecklenburger Overlach, kann behauptet werden, daß er

auf das religiöse Leben seiner Schüler einen Einfluß übte, der in ihrem gesamten Lebensgange fortwirkte.

Das entscheidende Merkmal der Zeit bildeten aber nicht diese einzelnen Errungenschaften. Das gesamte sittlich-religiöse Leben des Landes gewann eine veränderte Gestalt. Niemals früher und niemals später ist das Leben unsrer Kirche von einem so großen Teil der Bevölkerung mitgelebt worden, wie damals. Schriften, die die religiösen Zeitgedanken zum Ausdruck brachten oder mit diesen in Zusammenhang standen, waren in jedermanns Händen, Erzeugnisse der apologetischen und kirchengeschichtlichen Populärliteratur über weite Kreise verbreitet. Daß in der Unterhaltungslektüre Bücher wie das „Tagebuch eines armen Fräuleins“, die „Elisabeth“ der Frau von Nathusius, die „Papiere einer Verborgenen“ den sichtbarsten Raum einnahmen, wollte vielleicht nicht allzuviel sagen. Um so bemerkenswerter erschien, daß kirchengeschichtliche Monographien, wie diejenigen der Hagenbach, Böttinger, Wildenhahn und Merle d'Aubigny, in Kreise ihren Weg fanden, denen andere als die nächsten Interessen sonst fern abgelegen hatten. Von einer beständig zunehmenden Zahl von Gebildeten wurden die Verhandlungen der jährlich zusammentretenden Predigersynode wie Dinge behandelt, die das gesamte Land angingen. Dem heranwachsenden Geschlecht bedeutete der Konfirmationsunterricht den wichtigsten Teil der gesamten Lehrzeit. Die Lehrvorträge besonders gefeierter Lehrer gingen abschriftlich von Hand zu Hand, und es kam vor, daß Personen, die längst dem mündigen Teil der Gemeinden angehörten, diese Lehrcurse als Freiwillige noch einmal mitmachten. Sonst auf das Landvolk beschränkt, wurde die sog. Brautlehre zu einem Brauch, dem ernster gesinnte Brautleute sich nur ausnahmsweise entzogen. Und das alles in Zeiten zunehmender materieller Wohlfahrt und geistigen Aufschwungs, — Zeiten, die der Ausbreitung kirchlicher Einflüsse sonst nicht günstig zu sein pflegen. Dabei wurden die der Ausbreitung kirchlicher Einflüsse sonst nicht günstig zu sein pflegende Zionswächterei und Bevormundungseifer von denjenigen, die diese Einflüsse übten, klüglich vermieden. In dem Gefühl vermeintlicher, sehr häufig aber auch wirklicher Überlegenheit glaubten die Anwälte des kirchlichen Interesses, daß diesem bei freier Bewegung der Geister

am besten gebient sei. Auf den konservativen Charakter der Zeit ist zurückzuführen, daß Konflikte der „gläubigen“ und der „ungläubigen“ Welt- und Lebensanschauung nur ausnahmsweise öffentlich ausgefochten wurden. Auch da, wo man der Vorherrschaft der Orthodoxie grundsätzlich widerstrebte, mußte man anerkennen, daß deren Vorkämpfer sich um die Sache vorschreitender Bildung ebenso verdient machten, wie um die Förderung der Werke christlicher Liebestätigkeit. Dazu kam, daß die Kirche, deren Sache die Männer der neuen Schule führten, eine *ecclesia militans* war, die der russischen Staatskirche gegenüber ihre Stellung zu behaupten hatte, und daß es eine Schädigung der wichtigsten Interessen des Landes bedeutet hätte, wenn man deren energischsten und mutigsten Vorkämpfern hätte in den Arm fallen wollen.

Faßt man die entscheidenden Charakterzüge des hier besprochenen Zeitabschnitts zusammen, so stellt diese sich als „Epoche des Werdens, des häuslichen Auferbauens“, der Gemütlichkeit und der Vernunft dar, „wo die Einzelnen sich neben einander frei ausbilden.“ „Zuletzt“ — so beschließt Goethe diese Ausführung über „die zwei Momente der Weltgeschichte“ — „zuletzt löst dieser Zustand sich in Parteisucht und Anarchie auf.“ Von Gefahren so ernster und bedrohlicher Natur war zunächst, d. h. in den sechziger und siebenziger Jahren noch nichts zu verspüren. An Einseitigkeiten und Übertreibungen hatte es freilich ebenso wenig gefehlt, wie an Wunderlichkeiten und Geschmacklosigkeiten. Für die geistlichen *patres minorum gentium* stand fest, daß das herrschende dogmatische System das System an und für sich sei und daß allein die „gläubige Wissenschaft“ ein Recht zum Mitreden in geistlichen Dingen besitze. Oder wie H. Seeberg die Sache treffend ausgedrückt hat: „Man lernte eine fertige Wahrheit kennen und wurde angeleitet, Mißverständnisse zu meiden. . . . Man begriff nicht, warum so viel Widerspruch gegen das Wahre, wenn es doch so einfach und klar ist, — warum der Widerspruch so viel Anhänger zählt, wenn er doch so schlagend widerlegt werden konnte, — fast konnte es aussehen, als ob nur Übermut und Sünde an abweichenden Theorien Gefallen finden könnten.“ — In der weiteren Folge mußten die Lehrer sich's gefallen lassen, von ihren ehemaligen Schülern zur Ordnung gerufen zu werden, wenn sie sich beikommen

ließen, „alte Wahrheiten“ in allzu neuer Form zu lehren oder überlebte Theorien, wie diejenigen von der Inspiration der Schrift und der Unfehlbarkeit des Buchstabens aufzugeben. Daß solche Fanatiker der „reinen Lehre“ sich am häufigsten unter denjenigen fanden, die der Weisheit letzten Grund in ihren Kollegienheften und den Kurzschen Lehrbüchern gefunden zu haben meinten, machte die Sache nicht besser. Wie allenthalben bildeten auch bei uns die unselbstständigen Köpfe die Mehrheit. Wo es auf Erfüllung der Tagesaufgaben und auf die Betätigung von Mut und Hingabe an die gute Sache ankam, standen diese Vorkämpfer der reinen Lehre freilich ihren Mann, — als geistige Leuchten und Führer ihrer Gemeinden versagten sie nur allzu häufig. — Wunderlicher, wenn auch sehr viel harmloser war die Verwirrung, welche der angebliche Besitz der reinen Wahrheit in den Köpfen kirchlich interessierter Laien anrichtete. Mit beneidenswerter Naivität legten sogen. geistreiche Frauen ihrem Seelsorger die Frage vor, warum ein so überflüssiges und gefährliches Ding, wie die Philosophie, überhaupt noch „erlaubt“ und soweit geduldet werde, daß es den Glauben stören und die Gemüter verwirren dürfe. Noch „geistreicher“ nahm es sich aus, wenn das von dem Herrn Pastor überflüssiger Weise herangezogene Wort des heil. Augustin, „daß das Beste, was der natürliche Mensch tue, immer noch Todsünde sei“, diskutiert und von anmutigen Fragestellerinnen gegen die Duldung von Abiaphoris ins Feld geführt wurde. Nicht minder charakteristisch erscheint es, daß nach Veröffentlichung des Dettingenschen Aufsatzes über Shakespear von schönen Lippen das Bekenntnis abgelegt wurde: „Jetzt werde ich diesen Dichter mit verdoppeltem Interesse lesen“, und daß erst desselben Schriftstellers Vorlesungen über den Faust gewisse Literaturfreundinnen zur Lektüre dieses Buches ermutigten. Der „gläubigen Wissenschaft“, die mit der reinen Lehre zum Segen über alle entgegenstehenden Auffassungen verholten hatte, schien kein Ding unmöglich zu sein! Selbst das mehr als wunderliche Buch „Bibel und Astronomie“, in welchem f. B. Kurz sich an die letzten Rätsel der Kosmogonie heranwagte und über die Pluralität der Welten ebenso bündigen Bescheid gab, wie über die „ethische Stellung der Erde“, fand ein so zahlreiches und so dankbares Publikum, daß dessen Wißbegier durch sieben Auflagen entsprochen werden mußte!

Doch das nur beiläufig. Auch da, wo man sich über den Revers der Medaille keine Illusionen machte, mußte anerkannt werden, daß seit den 40er Jahren eine große und heilsame Veränderung unsres moralischen Zustandes stattgefunden habe. In die Landeskirche war ein neuer Geist gezogen, der sich allen mit dieser in Zusammenhang stehenden Gebieten mitgeteilt hatte. Mit einer ganzen Anzahl tiefgewurzelter Schäden und alter Sünden war ausgeräumt, das Pflicht- und Verantwortungsgefühl der herrschenden Klassen merklich gehoben, dem Streben nach Erweiterung und Vertiefung der Bildung ein neuer Impuls gegeben worden. War man von der richtigen Erkenntnis dessen, was heute soziale Aufgaben genannt wird, auch noch weit entfernt, so hatte man doch die christlichen Liebespflichten gegen Arme und Bedrängte ernsthafter als früher zu nehmen begonnen. So ausschließlich wie früher war die Masse der Gebildeten nicht mehr den Banalitäten des Gesellschaftstreibens zugewendet, — die Geselligkeit selbst hatte vielfach eine veredelte Gestalt angenommen, die Teilnahme an kirchlichen und religiösen Dingen um sonst desparate Elemente ein Band geschlungen. Die größten und wichtigsten Fortschritte aber hatten die Kirche und deren Diener in ihren Beziehungen zu der lettisch-estnischen Landbevölkerung gemacht. Der in den Wirren der 40er Jahre verloren gegangene Boden schien nicht nur wiedererobert, sondern beträchtlich erweitert worden zu sein. Mit einem Eifer, der den Gegenstand der Bewunderung von Freund und Feind bildete, hatte das neue Predigergegeschlecht sich der Aufgabe zugewendet, in alle Gebiete des Volkslebens einzudringen, allen seinen Bedürfnissen genug zu tun und die Kirche in ihre frühere Stellung wieder einzusetzen. Wenige Jahre reichten hin, damit nicht nur die Abfallsbewegung in Stillstand kam, sondern damit ganze Scharen Abgefallener um Wiederezulassung zu dem verloren gegangenen Heiligtum der Väter flehentlich baten. Der Kampf gegen das unerbittliche Gesetz, das den Austritt aus der Staatskirche unter schwere Strafe stellte und die in gemischten Ehen erzeugten Kinder reklamierte, wurde mit dem Mute der Verzweiflung geführt und die bürgerliche Existenz des Predigers nicht selten seiner Hirtentreue zum Opfer gebracht. Von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit der Formen, die man den lettisch-estnischen Gemeindegottesdiensten gab, und von den Erfolgen, die damit

erzielt wurden, ist bereits die Rede gewesen. Zu den Kirchhofs-, Missions- und Bibelpredigten gewisser gefeierter Volkslehrer strömten Teilnehmer von Fern und Nah, — darunter sehr häufig deutsche, die diese Veranstaltungen für die erbaulichsten erklärten, die sie jemals kennen gelernt hatten. Neben der Kirche kam die Schule indessen nicht zu kurz, im Gegenteil bildete die Volksschule den Hauptgegenstand der Sorge und Tätigkeit der Geistlichkeit, der Landesvertretung und der großen Mehrzahl der Gutsbesitzer. Die mit erheblichem Kostenaufwande von den Mitterschaften Liv- und Kurlands begründeten Seminare bildeten eine Generation von Volksschullehrern heran, um welche unser Land von manchem „Kulturstaat“ des Westens hätte beneidet werden können; wohlhabende Gutsbesitzer und sehr häufig auch solche, die in bescheidenen Verhältnissen lebten, gaben unentgeltlich Grundstücke zur Begründung von Schulmeistereien her; geistliche und weltliche „Schulrevidenten“ verfolgten die Tätigkeit der Lehrer bis ins Einzelne, ohne daß von einem Entgelt dafür jemals die Rede gewesen wäre. Kirchspiele und Parochialverbände sahen es als Ehrensache an, ihre Schulen auf einen möglichst hohen Standpunkt zu bringen, und noch bevor die beiden ersten Dritteile des Jahrhunderts zu Ende gegangen waren, kamen lettische und estnische Analphabeten nur noch in verschwindend geringer Anzahl vor. Die wissenschaftliche Erforschung der Sprachen und der Geschichte unsrer Eiten und Letten war von jeher und ausschließlich deutsche Pastorenarbeit gewesen. Eine gleich große Summe von Arbeit und Sorge für die Ausfüllung der Kluft zwischen den lettisch-estnischen und den deutschen Bewohnern des Landes ist niemals aufgewendet worden. — Mit dem intellektuellen Aufschwung vermochte der wirtschaftliche allerdings erst erheblich später Schritt zu halten. Bis in die 60er Jahre hinein rückte die Verwandlung des bäuerlichen Pachtbesitzes in freies Eigentum nur langsam vor, — auf dieses Ziel gerichtete präparatorische Arbeiten (Vermessung und Arrondierung der Grundstücke, Verbesserung der Wirtschaftsmethoden, Einrichtung von Knechtswirtschaften usw.) wurden indessen mit Eifer und sichtbarem, wenngleich langsamem Erfolg getrieben. Die eigentliche Agrarfrage, d. h. die Sicherstellung des Loses der im Dienste der Gutsbesitzer und Pächter stehenden ländlichen Arbeiter blieb bis zu erfolgter Konstituierung des bäuer-

lichen Grundbesitzes allerdings außer Betracht, weil die gleichzeitige Lösung zweier Probleme von so tiefgreifender Bedeutung über die Kräfte gegangen wäre, eine allmähliche Besserung des Zustandes dieser Klasse konnte aber schon wegen der Hebung der Volksbildung nicht ausbleiben. So groß war die Befriedigung über die erzielten Fortschritte, so rein der Eifer für alles, was irgend mit der Wohlfahrt der ländlichen Bevölkerung in Zusammenhang stand, daß man die seit Ende der 50er Jahre auftauchenden nationalistischen Bestrebungen der Letten und Esten zwar nicht ignorierte, aber auch nicht so tragisch nahm, als indirekt genöthig war. Vornehmste Träger dessen, was in der Folge als Junglettentum und Jungestentum dem gesamten baltischen Leben eine veränderte Richtung gab, sind bekanntlich die eben damals immer zahlreicher werdenden Söhne der Urbevölkerung des Landes geworden, die es zu höherer Bildung und ansehnlicheren Lebensstellungen brachten. In dem Glauben, daß diese Erscheinung einen weiteren Schritt zur Ausgleichung der ständischen und nationalen Gegensätze bedeute, wurde sie in weiten Kreisen ermutigt, durch Stipendien u. dgl. gefördert. Nicht minder entgegenkommend war das Verhalten der studierenden Jugend gegen die neuen Kommilitonen: zu Ende der 50er Jahre fehlten in keiner der für aristokratisch geltenden vier alten Studentenkorporationen lettische und estnische Mitglieder, in einer von ihnen kam es vor, daß sie gleichzeitig zwei lettische Seniores an ihre Spitze stellte.

Zieht man die Summe, so wird man behaupten können, daß zu keiner Zeit ein so reiches Maß von Arbeit an die Förderung der öffentlichen Wohlfahrt unsres Landes gewendet worden ist. Im vollsten Sinne des Wortes war dieser Zeitraum eine Epoche des „häuslichen Aufbaus und Werdens“.

Sache der künftigen livländischen Geschichtsschreibung wird es sein, den Zeitpunkt und die Umstände festzustellen, welche dazu führten, daß dieser Zustand sich zuletzt in „Parteifucht und Anarchie“ auflöste, daß sich — um die Formel Tocquilles zu gebrauchen — „Männer ohne Patriotismus und ohne gute Sitten zu Aposteln der Zivilisation und des Fortschritts aufwerfen konnten.“

E.

Baltische Bibliothek.

Von

Dr. J. Groff. ✓

er Wirbelsturm ist vorübergebraust. Die Feuersbrunst ist im Erlöschen. Nur hier und da noch schwält eine Flamme und vereinzelt knattern noch Flintenschüsse, die einem Aufrührer den wohlverdienten Lohn geben. Bald wird es sehr stille werden im Lande; und mit Bangen fragt sich der Patriot, ob es nicht die Stille des Grabes sein wird, die sich jetzt auf die verwüstete Heimat herabsenkt. Doch nein — schon tönen tröstliche, lebenweckende Stimmen hinein in das Schweigen, allenthalben regen sich wackere Hände — Alt-Livland sammelt sich und geht daran, wieder einmal aufzubauen, was Rohheit und Unverstand zerstört haben. Wenn aber das alte Haus aus Schutt und Trümmern wieder stattlich und warm und wohnlich erstehen soll, so wird an mehr als einer Ecke vom Fundament aus neu gebaut werden müssen*.

Das wissen wir alle, das wissen auch die Männer am Landesregiment; und wir dürfen vertrauen, daß sie mit fester und sicherer Hand Richtsheit und Relle führen werden zum guten und schweren Werke. Aber nicht von großen, politischen Dingen soll hier geredet werden, sondern von viel kleineren, die aber auch Größe in sich bergen. In ein Haus, das Balten zur Heimstätte dienen soll, gehört auch ein wohlversehener Bücherschrank. Und

*) Diese Abhandlung ist bereits im Frühjahr 1906 geschrieben worden. Obgleich wir meinen, daß die hier gemachten Vorschläge sich schwerlich werden realisieren lassen, ja daß gar keine Aussicht dazu vorhanden sein dürfte, so veröffentlichen wir sie dennoch um des vielen Anregenden willen, das sie trotzdem enthalten. Die Red.

auch dieses segensreichste Hausgerät werden wir neu schaffen müssen. In der Asche der zerstörten Schlösser und Höfe liegen neben andern kostbaren Schätzen auch zahlreiche reiche Büchersammlungen begraben. Sie sind — das bleibt eine bittere Wahrheit — für immer verloren. Eine mit Liebe gesammelte, von Geschlecht zu Geschlecht gewachsene Bibliothek trägt wesentliche Eigenschaften eines Individuums. Sie kann nicht geteilt werden, ohne zu zerfallen. Sie ist ein Einziges und kann, einmal vernichtet, nie mehr als dieselbe wieder hergestellt werden. Tränenden Auges denken wir daran, wie viel köstlicher Besitz der Heimat hier durch sinnloses Wüten verblendeter Toren geraubt worden ist. Mit besonderer Trauer erinnern wir uns der vielen verbrannten und vernichteten Baltica. Gerade sie fanden sich, in zum Teil seltenen Ausgaben, ja auch namentlich in den Hausbibliotheken unsrer edlen Geschlechter. Der Bestand an Werken baltischer Literatur muß jetzt im ganzen Lande ebenfalls viel schwächer sein, als vor der Katastrophe. Aber hier ist ein Punkt, wo wir uns helfen, ja wo wir sogar Besseres schaffen können, als wir gehabt haben, wenn wir nur ernstlich und alle, ohne Ausnahme, wollen.

Es ist in den letzten Jahren immer und immer wieder geklagt worden, daß das junge Geschlecht so wenig Bescheid wisse in Geschichte und Tradition der Väter. Es drohte der Zusammenhang verloren zu gehn zwischen dem trüben Heute und dem besseren, glücklicheren Einst. Und das wäre der Untergang für das Baltentum als besondere kulturgeschichtliche Erscheinung. Nur wenn wir festhalten an dem Erbe der Alten, können wir hindurchretten durch alle Stürme der Zeit, was gut und lebensfähig ist an unsrer Art. Dieangedeutete Besorgnis ist gewiß berechtigt und die Vorwürfe gegen unsre Jugend mögen es auch sein. Aber einen schwerwiegenden Milderungsgrund werden wir dieser wohl zubilligen müssen. Viele, und oft gerade die für uns wichtigsten, Erzeugnisse baltischer Feder sind aus dem Buchhandel fast ganz verschwunden und nur noch mit Mühe beim Antiquar aufzutreiben. Die wenigen vorhandenen Exemplare liegen in öffentlichen, Vereins- und alten Familienbibliotheken, oft nur für Wenige zugänglich. Wer nicht so glücklich ist, von seinem Vater einen Schatz baltischer Bücher geerbt zu haben, kann solche meist nur soweit in seinen Besitz bringen, als sie ihm ein glücklicher Zufall in die Hände spielt.

Wo also soll unsre Jugend, besonders auf dem Lande und in den kleinen Städten, die Mittel hernehmen, sich in Geschichte und Tradition der Heimat hineinzuleben, wie es verlangt wird?

Aber ich glaube, wir können diesen Mißständen abhelfen. Wir können den beraubten Eigentümern baltischer Büchersammlungen zu wenigstens teilweisem Ersatz des Vernichteten verhelfen, und wir können die Schätze unsrer heimatischen Literatur allen Landsleuten weit zugänglicher machen, als es bisher der Fall war. Ich schlage vor, eine Sammlung von neuen Ausgaben solcher Bücher zu veranstalten, die für die Geschichte und kulturelle Eigenart unsres Landes und Volkes, oder zur Charakteristik hervorragender Balten wertvoll und auch heute noch für jeden gebildeten Laien lesbar sind. Klein wissenschaftliche Werke, und solche, die nur noch für den strengen Geschichtsforscher Bedeutung haben, können beiseite gelassen werden. Von ihnen genügen ja die in den Bibliotheken vorhandenen Exemplare. Ich glaube nicht, daß meinem Plane sehr erhebliche Schwierigkeiten entgegenstehen könnten.

Viele der in Betracht kommenden Werke sind ja längst so alt geworden, daß keinerlei Schutzrechte mehr an ihnen haften. Aber auch bei Büchern, die noch nicht frei geworden sind, wäre eine Verständigung mit dem Verleger wohl meist unschwer zu erreichen. Baltica sind ja in der Regel keine einträgliche Ware. Gewöhnlich haben sie eine einzige kleine Auflage erlebt und sind dann in Vergessenheit geraten. Und die noch lebenden Verfasser würden wohl immer bereit sein, einen Neudruck ihrer Schriften in der geplanten Sammlung zu gestatten. Das müßte ein schlechter Balte sein, der Bedenken trüge, das Seinige beizusteuern zu einem so patriotischen Werke.

Ebenso würde sich wohl ein tüchtiger baltischer Verleger finden lassen, der das Risiko übernähme. Wenn anfangs mit kleinen Auflagen vorgegangen wird, kann die Gefahr für einen Mißerfolg zudem keine große sein. Ob die Redaktion von einem einzelnen namhaften Schriftsteller, oder — vielleicht besser — von einem Komitee aus Vertretern verschiedener Wissenschaften übernommen werden soll, ist eine Frage zweiten Ranges. Ebenso, ob die ganze Sammlung in einem uniformen Gewande erscheinen

oder jedes Werk mehr selbständig behandelt werden soll. In jedem Falle aber muß die Ausstattung eine durchaus würdige sein: dauerhaftes Papier, gute Lettern, geschmackvoller Einband. Auch wäre es wünschenswert, daß dem in unsern Offizinen so mächtig spektakelnden Druckfehlerteufel scharf auf die Finger gesehen wird. Dagegen sollte jeder Luxus streng gemieden und möglichste Schlichtheit angestrebt werden. Denn soll das Unternehmen wirklich seinen Zweck erreichen und dem ganzen Lande Segen bringen, dann muß jeder, auch der unbemittelte Balte, sich die Bände kaufen können. Sollte auf dem gewöhnlichen buchhändlerischen Wege die Festsetzung eines genügend niedrigen Preises nicht tunlich sein, so dürfte es gewiß nicht schwer fallen, eine Subvention für das Werk zu erlangen. Wenn auch unsre Ritterschaften in den nächsten schweren Jahren ihre ganze Kraft werden aufbrauchen müssen, um die Schäden des Aufruhrjahres zu heilen, so haben wir doch Korporationen und Gesellschaften genug im Lande, die es sich zur Ehrenpflicht machen dürften, ein so sehr gemeinnütziges Werk zu unterstützen.

Welche Bücher sollen nun aber Platz finden in der „Baltischen Bibliothek?“ Ich meine alle, die dazu angetan sind, dem lebenden Geschlecht und den Nachkommen Kunde zu vermitteln von den Schicksalen unsres Landes, von der Eigenart seiner Bewohner und dem Geist seiner besten Söhne. Besonderer Wert müßte dabei auf solche Schriften gelegt werden, die sich durch edle Form auszeichnen. Zum Glück sind ja die bedeutendsten unter unsern baltischen Schriftstellern auch Meister der Sprache gewesen und haben sich von Verirrungen frei zu halten gewußt, wie sie die Mode der Zeit mit sich bringt. Das Wort, das Viktor Gehr einmal gesagt haben soll: die Livländer sind die Altiter Deutschlands, trägt ein gut Theil Wahrheit in sich, so fest und übermütig es klingt.

Wo irgend angängig, sollten vollständige Ausgaben gebracht werden, Auswahlen nur da, wo Einzelnes dem heutigen Geschmack und Verständnis so fremd geworden ist, daß es den Genuß des Ganzen hindert. Gänzlich zu vermeiden wären Verbesserungsversuche. Mit Anmerkungen müßte sparsam umgegangen werden. Jedem Werke sollte ein kurzer Lebensabriß des Verfassers beigegeben werden und eine Einleitung, die den Platz aufreißt, den

das Buch einnimmt in unsrer Provinzialliteratur und in dem geistigen Leben des ganzen Zeitalters. Zu verwerfen ist dagegen jeder Versuch, die Stellung des Lesers zu dem Inhalt des Buches von vornherein zu beeinflussen, jenes widerwärtige Vorkauen, das dem geschmackvollen Literaturfreunde doch nur den Genuß der Lektüre vergällt. Selbst lesen soll der Balte seine Klassiker und sich selbst sein Urteil bilden über Wert und Unwert.

Im Speziellen wären natürlich in erster Linie geschichtliche Werke in Betracht zu ziehen, allen voran „Heinrich von Lettlands Chronik“. Es ist traurig, wie wenige Balten heute diesen Heldenfang unsres heroischen Zeitalters kennen. Wahrlich, dieses Buch gehört vor allen andern in jedes baltische Haus. Anders steht es um die beiden livländischen Reichschroniken. Ihr poetischer Wert ist ja nur gering. Sie sind heute vornehmlich nur als Quellschriften von Bedeutung und könnten daher aus einer Sammlung fortbleiben, die sich an die Gebildeten aller Kreise wenden will. Dagegen wäre aus der älteren historischen Literatur vielleicht noch Balthasar Ruffows „Chronika“ heranzuziehen, natürlich in einer guten hochdeutschen Ausgabe. Ist Ruffow auch einseitiger Parteimann, und das Bild, das er von den livländischen Zuständen entwirft, vielfach übertrieben und verzeichnet, so ist die Darstellung doch von so echter Heimatsliebe getragen, und das Werk nimmt in der baltischen Geschichtsschreibung einen so hohen Rang ein, daß es unsre gebildeten Landsleute auch heute noch aus eigner Lektüre kennen sollten. Wichtig ist das Werk für unser Zeitalter noch deshalb, weil die Sittenschilderung in „Die von Kelles“, dem besten livländischen Roman, vielfach auf Ruffows Chronik fußt.

Von neueren historischen Werken möchte ich vor allen andern Schlözer's „Livland“ befürworten, namentlich auch als Lektüre für unsre heranwachsende Jugend. Ich kenne keine andre livländische Geschichte, die so dazu angetan wäre, die wärmste Liebe zur Heimat und jene Begeisterung zu entzünden, die Schiller den besten Erfolg der Geschichtsschreibung genannt hat. Zudem hat das Buch den Vorzug, die Geschichte unsres Landes immer in Zusammenhang mit der allgemeinen deutschen und europäischen Geschichte zu bringen. Auch die jetzt viel zu selten noch gelesene „Geschichte der Ostseeprovinzen“ von A. v. Richter

sollte in der geplanten Sammlung nicht fehlen. Auch sie ist doch ein klassisches Werk unsrer Provinzialgeschichte. Ferner wäre der Versuch zu machen, auch Julius Eckardt's „Livland im 18. Jahrhundert“ für die Sammlung zu erwerben. Es behandelt einen wichtigen Zeitraum, der sonst nie im Zusammenhang dargestellt wurde, und ist zugleich die einzige groß angelegte Kulturgeschichte unsres Landes.

Wenn die genannten Werke und einige andre, die neben ihnen noch in Betracht kämen, in vielen Stücken auch von der fortschreitenden Wissenschaft überholt sein mögen, so macht sie das für unsere Zwecke noch nicht unbrauchbar. Sie sollen ja die neueren Darstellungen Schiemanns, Arbusows, Seraphims u. a. keineswegs verdrängen, sondern vielmehr durchaus neben diesen gelesen werden.

Außer diesen zusammenfassenden historischen Werken gibt es aber eine Reihe von spezielleren und zeitgeschichtlichen Arbeiten, die jeder Balte ebenfalls kennen sollte. So enthalten Julius Eckardt's bekannte Bücher: „Die baltischen Provinzen Rußlands“, „Baltische und russische Kulturstudien“, „Ingrussisch und Altlivländisch“ so manche Studien und Aufsätze, die es nach Form und Inhalt wohl wert sind, bei uns immer und immer wieder gelesen zu werden. Ich erinnere nur an die packende und charaktervolle Lebensskizze Loubons, des größten Feldherrn unter den Söhnen unsres Landes; und an „Livländisches Stilleben“, jenes süße Idyll aus den glücklichen Jahren vor 1845, als alle drei Provinzen noch ein einziges „Gottesländchen“ waren, — die Heimat ferniger, origineller Menschen und der anspruchlosesten, aber feinen und edlen Geselligkeit. Das alte Wolmar, wie es damals unter Ferdinand Walters geistlicher und geistiger Führung blühte, kann auch heute noch jeden Balten lehren, welche Möglichkeiten zu reiner, harmonischer Bildung es in unsern Städten geben kann trotz aller Weltabgeschiedenheit. Und anspornen kann sein Beispiel uns, wieder solche Dosen bescheidener, aber echter Kultur zu schaffen. Wahrlich, es wäre ein großer Gewinn, wenn der verehrte Verfasser bewogen werden könnte, seine Einwilligung zu einer neuen, billigen Ausgabe seiner Schriften zu geben und so der Heimat noch an seinem Lebensabend ein herrliches Geschenk zu machen.

Und jetzt, wo so manche Schranken der Zensur gefallen sind und noch fallen werden, dürfen wir vielleicht sogar hoffen, auch die „Livländische Antwort“ zu neuem Leben erstehen zu sehen, jenes Buch, dessen Stimme einst wie ein Signal: das Ganze sammeln, durch alle drei Brüderlande ertönte, und das wie ein Blitz den ganzen Ernst der Situation erhellte, in die wir geraten waren. Schirrens Werk ist ja gewiß in erster Linie eine Streitschrift gegen Samarin's maßlosen Angriff. Aber auch ganz abgesehen von der großen und anhaltenden Wirkung, die es bei seinem Erscheinen allenthalben im Lande tat, und die allein ihm einen wichtigen Platz in unsrer Geschichte sichert, ist sein Inhalt von selbständigem, dauerndem Wert für jeden baltischen Patrioten. Die „livländische Antwort“ gibt in prägnanter Kürze und in durchsichtigster Klarheit eine ganze Philosophie unsrer Heimatsgeschichte. Sie zeigt uns, wie Livland wirklich das alte „Schicksalsland des Nordens“ ist, dessen Besitz seinen Herrscher unbedingt zum mächtigsten macht im ganzen Umkreis der Ostsee. Sie lehrt uns aber auch, wie das Land seine historische Aufgabe, westliche Kultur und Gesittung dem Norden und Osten zu vermitteln, nur dann ganz erfüllen kann, und wie seine Beherrscher nur dann wahren Segen aus seinem Besitz ernten können, wenn das alte Recht des Landes geachtet wird. Jeder Bruch des Rechts brachte Elend und Verderben nicht nur über das Land, sondern auch über seine Herren. Mächtige Reiche sind zugrunde gegangen oder wenigstens von stolzer Höhe zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken, weil sie dem Lande die beschworenen Verträge nicht hielten. Polen und Schweden wurden zu Schanden, aber Livland in seinem armseligen Winkel wurde gerettet, wenn es auch hart am Untergange war.

Hier kann der Balte, und namentlich der junge, der erst eintritt in den Kampf des Lebens, aus der Geschichte den besten Trost und starken Mut sich gewinnen für die Kämpfe, die Gegenwart und spätere Jahrhunderte unsrer Heimat bringen und noch bringen werden. Darum muß, wenn irgend möglich, dafür gesorgt werden, daß jeder von uns Schirrens Werk besitzen kann, als einen Schatz, dessen Wert noch ebenso groß ist wie am Tage seines Erscheinens.

An Größe der Wirkung kann sich mit der „livländischen Antwort“ wohl nur ein, allerdings ganz anders geartetes Buch unsrer politischen Literatur messen, „Die Zetten“ von Carlieb Merkel. Auch sie sollten in der geplanten Sammlung der Vergessenheit entrissen werden, in die sie seit langen Jahren versunken sind. Also auch Merckels „Zetten“, wird mancher Leser dieser Zeilen ausrufen und gar sehr den Kopf schütteln. Und es mag gerade heute gewagt erscheinen, diesem Buch zu neuem Leben und weiter Verbreitung zu verhelfen. Aber warum nicht? Ein jeder nicht ganz ungebildete Zette kennt seinen Merkel, und alljährlich bekränzt das dankbare Zettenvolk sein Grab auf dem Kirchhof zu Kattakaln. Und wir, des Verfassers eigene Landsleute, wissen von seinem Wert gewöhnlich nicht mehr als den Titel; wir können also nicht einmal erwidern, wenn von gegnerischer Seite, mit Stellen aus den „Zetten“ argumentiert wird. Und so einseitig und unhistorisch Merckels Angriff auf die damalige Gesellschaft auch sein mag, das Buch bedeutet für unser Land nun doch einmal den Anbruch einer neuen Aera. Und eine Tat echten Mannesmutes war seine Veröffentlichung jedenfalls. Das hat gleich bei seinem Erscheinen mehr als ein wackerer livländischer Edelmann befundet. Wir Balten brauchen uns auch gewiß nicht dessen zu schämen, daß es einer der Unseren war, der zuerst auftrat gegen die obsolet gewordene Bedrückung unsrer lettischen Heimatsgenossen. Gottlob, können wir die Schrift heute ja mit gutem Gewissen lesen. Die Reformen, die Merkel verlangt, sind längst durchgeführt, und sie sind es unter treuer, selbstloser Mitarbeit des angegriffenen Standes selbst. Die Schuld hat der baltische Adel längst getilgt, die der stürmische Mahner von ihm einforderte. Auf jeden Fall ist Merkel einer der originellsten und begabtesten Livländer gewesen; und wir, seine Landsleute, sollten uns erinnern, daß er nicht nur der hämißche Verkleinerer Goethes war, als der er in der deutschen Literaturgeschichte fortlebt, sondern vor allem ein warmherziger, baltischer und deutscher Patriot, den die Königin Luise „die letzte Stimme des Vaterlandes“ genannt hat, als er in seinem „Freimütigen“ noch tapfer gegen Napoleon kämpfte, nachdem alle andern aus Furcht vor dem Gewaltigen verstummt waren. Neben den „Zetten“ könnte deshalb auch manches andere von Merkel in unsrer Bibliothek Aufnahme finden, so wenigstens

eine Auswahl aus seinen „Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben“.

Und wenn ich an Merkel denke, dann fällt mir immer ein Zeitgenosse von ihm ein, der noch weit mehr zu den „verklungenen Namen“ unsres Landes gehört, ein treuer Sohn seiner Heimat, der aber das trübe Schicksal so mancher Balten teilte, denen es zu Hause zu eng wurde. „Es zog ihn fort“, sagt Julius Ehardt, „zu den Brennpunkten europäischen Völkerlebens — und er starb am Heimweh.“ Ich meine Karl Gustav Fochmann. Naßlos durchzog er die Welt, getrieben von unbezähmbarem Bildungshunger; als es aber zum Sterben ging in der Fremde, da ließ er wenigstens sein Herz dem Freunde nach Riga senden, wo es noch heute in einem altangesehenen Hause als treues Vermächtnis bewahrt wird. Wie sein Name, so sind auch seine Schriften bei uns fast ganz verschollen. Und doch enthalten seine „Reliquien“, die sein Freund Heinrich Bichofke nach seinem Tode herausgab, so manches, was auch heute noch eine anregende und gehaltvolle Lektüre bilden kann, mag uns sein Liberalismus auch mitunter veraltet und flach rationalistisch anmuten. Solche Partien, wie sein Aufsatz über Robespierre, werden nie ihren Wert verlieren. Und sein scharfer Blick, sein edler Freimut, seine Menschenliebe verleugnen sich auf keiner Zeile. „Es ist“, sagt Bichofke im Vorwort, „in allem, was er mitteilt, selbst in der kleinsten Anekdote, Gehalt und Kern; dabei in der Darstellungsart Feinheit des Geschmacks mit edlem Ernst, epigrammatischer Witz mit Tieffinn, Freimütigkeit mit Würde gepaart.“ Mir scheint, das sind Eigenschaften, die sich bei den Schriftstellern unsrer Tage nicht allzu oft zusammenfinden. Für ernster gestimmte Leser dürften daher noch heute die „Reliquien“ ein Buch werden können, das sie in stillen Stunden gern wieder einmal zur Hand nehmen.

Noch manches ließe sich aus der älteren zeitgeschichtlichen und Memoirenliteratur hier anführen; ich will aber gleich zu einem Neueren eilen, zu Viktor Segn, dem Livländer, dessen Name unter allen den reinsten Klang in der deutschen Literatur hat. Seine Hauptwerke: „Die Kulturpflanzen und Haustiere“, die „Gedanken über Goethe“, „Italien“ gehören der Weltliteratur an, werden immer wieder aufgelegt und dürften für unsern Zweck nicht zu haben sein. Aber seine vielen kleineren Aufsätze, namentlich

die in der Baltischen Monatsschrift erschienenen, dürften sich ganz hervorragend eignen. G. Dehio, der Herausgeber der neuesten Auflage von „Italien“, erklärt sie für „leichtlich das beste, was in der Gattung des Feuilletons je in deutscher Sprache geschrieben ist“, und bedauert lebhaft, daß sie nicht wieder abgedruckt worden sind. Mit ihrer Herausgabe könnte sich die Redaktion der Monatsschrift also sogar den Dank der Literaturhistoriker Deutschlands verdienen. Denn allerdings steht Viktor Hehn unter den deutschen Prosaiskern seit Goethe so hoch im Range, daß jeder Aufsatz von ihm ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Prosa genannt werden darf.

Und auch seines treuen Freundes Georg Vertholz darf wohl an dieser Stelle gedacht werden. Auch von ihm liegen wertvolle Arbeiten begraben in den älteren Jahrgängen der Monatsschrift. Auch er war ein Schriftsteller, auf den wir stolz sein dürfen, trotz seiner geringen Produktivität.

Am schwersten fällt mir die Entscheidung, was ich für unsre Bibliothek vorschlagen soll, wenn ich an die schöne Literatur komme. Reinhold Venz, der einzige Livländer, der teil hat an dem klassischen Zeitalter der deutschen Dichtung, hätte gewiß ein Anrecht darauf, auch heute noch im Baltischen Lande gekannt zu werden. Aber ich fürchte, wenn man seinen „Hofmeister“ oder „Mendoza“ usw. in unsrer Sammlung neu auflegen wollte, so würde es bei einem leeren Akt der Pietät bleiben, — lesen würde die Sachen doch niemand. Karl Petersen war einst der wirkliche populäre Dichter unsrer Heimat; aber für die Verbheiten seiner Muse dürfte heute in unsern Häusern kein Platz mehr sein. Bertram, unser größter Humorist, ist eben in neuer, billiger Ausgabe erschienen. Und wenn ich an die übrigen einheimischen Poeten aus älterer Zeit denke, oder im baltischen Dichterbuch blättere, beschleicht mich immer die Erkenntnis, daß von Kunstwerken doch schließlich nur das Anspruch auf Dauer hat, was wirklich ersten Ranges ist. Doch mögen andre hierüber anders denken, und es liegt mir fern, meinen Geschmack für den maßgebenden zu halten. Ich verzichte nur eben auf das Vorschlagsrecht des Urhebers der Idee.

Dagegen glaube ich, daß wir an unsrem größten wissenschaftlichen Genie nicht ganz vorbeigehen dürfen. Aus Karl Ernst von Baers „Reden und kleineren Aufsätzen

vermischten Inhalts“ ließe sich recht wohl eine Sammlung veranstalten, die heute noch „manchem etwas bringen“ würde. Geistvoll und formvollendet ist alles, was Baer geschrieben hat. Allmählich werden die Naturwissenschaften sich doch auch in unsrem baltischen Kulturleben einen breiteren Platz erobern. Und gerade Baer ist ein Forscher, der in der wissenschaftlichen Welt eben wieder modern wird. Man versucht vielfach wieder an seinen Ideen anzuknüpfen. Das Interesse für ihn dürfte auch bei uns endlich über sein Denkmal in Dorpat hinaus vorbringen bis zum Menschen selbst und seinem Lebenswerk.

Und neben Baer gehört Graf Alexander Keyserling wenigstens mit seinen „Tagebuchblättern“ in unsre Sammlung. Sie sind allerdings erst vor einem knappen Duzend Jahren von seiner Tochter Baronin Taube herausgegeben; vielleicht ließen sie sich aber doch für unsre Bibliothek erwerben. Auch Keyserling hat einen festen Platz in der Geschichte der Naturwissenschaften, nennt ihn doch Darwin selbst unter seinen Vorläufern, was auch nicht vielen Balten bekannt sein dürfte. Außerdem ist er wohl sicher der umfassendste Geist, der je auf baltischer Scholle entstanden ist. Liest man seine kleinen Aufsätze und Selbstgespräche, so staunt man immer wieder über diese Weite der Auffassung, über diese Milde und Klarheit des Urteils. Ja, man wird an die Größe Goethescher Weltanschauung erinnert.

Auch von unsren großen Reisenden: Middendorff, Helmersen, Wrangell ließe sich Einiges beisteuern. Gute Reisebeschreibungen — und die von Middendorff und Wrangell gelten unbedingt als klassisch — sind doch auch eine Lektüre, die den Horizont weitet und das Urteil vertieft über Natur und Menschen. Auch können sie dazu beitragen, daß die baltische Geistesart in allen ihren Ausstrahlungen in unsrer Bibliothek gesammelt erscheint, daß dem Spektrum keine Farbe fehlt. Und da ich gerade bei Reisebeschreibungen bin, so will ich gleich Gelegenheit nehmen, hier an des alten J. G. Kohl „Deutsch-russische Ostseeprovinzen oder Natur- und Völkerleben in Kurz, Liv- und Estland“ zu erinnern. Sie sind von keinem Balten geschrieben, aber als bedeutendste Reisebeschreibung über unsere Lande haben sie doch auch ein Anrecht darauf, der „baltischen Bibliothek“ einverleibt zu werden. Mit

wirklicher Liebe, und doch ohne jede unmännliche Schönsfärberei, schildern sie Land und Leute, wie sie vor mehr als sechzig Jahren dem aufmerksamen Reisenden erschienen

Im weiten Ost, wo allgemach
Des deutschen Volkes Well' erstirbt.

So manche Tugenden und Mängel, die uns noch heute zu eigen sind, werden uns erst recht klar in dem Spiegel, den uns der scharf beobachtende Ausländer vorhält.

Ich bin am Ende mit meiner Desideratenliste. Ein wirklicher Kenner unsrer Literatur, und wohl jeder Landsmann, der so glücklich ist, in der Heimat selbst mit gleichgestimmten Freunden über meinen Vorschlag beraten zu können, wird sie erweitern und vervollständigen können. Mir kam es auch garnicht darauf an, ein wirkliches Programm aufzustellen. Nur einige der wünschenswertesten Bücher wollte ich nicht ungenannt lassen. Und ich bin nur deshalb so ausführlich geworden, weil ich mir dachte, dadurch den Lesern der Monatschrift deutlicher zeigen zu können, wie reich wir eigentlich sind und was für Schätze wir heben können, als wenn ich mich auf die trockene Erzählung einiger Büchertitel beschränkt hätte.

Zum Schluß möchte ich noch mit ein paar Sätzen auf den Gewinn zurückkommen, den ich mir für die Heimat verspreche von dem Gelingen meines Planes. Das erste, wovon ich ja ausging, ist die Hoffnung, daß so nach und nach in jedem gut baltischen Hause all die Bücher zusammenkommen werden, die uns erst ein Recht geben, von baltischer Kultur zu sprechen. Und unsre Jugend wird Gelegenheit erhalten, sich zu stärken und zu erheben an so manchem guten Wort und mannhaften Spruch, der uns von den Vätern überliefert ist. Jetzt, wo wir endlich hoffen dürfen, daß unsre deutsche Schule wieder erblüht, wird so auch für die Schulbibliotheken die Möglichkeit geschaffen, ihren Beständen ohne zu großen Aufwand unsre klassischen Autoren einzuverleiben. Denn wenn die Bände der „baltischen Bibliothek“ zu allererst auch in die Häuser gehören, den Schulen dürfen sie natürlich auch nicht fehlen. Durch die Herausgabe der einzelnen Werke kann außerdem so manchem jüngeren Gelehrten bei uns ein wirklich lohnender Wirkungskreis erschlossen werden, und er sich üben im

Gebrauch der Feder, um vielleicht daraus den Mut zu schöpfen zu eigener schriftstellerischer Arbeit.

Am höchsten schätze ich aber den Gewinn, den wir alle für unser Selbstbewußtsein aus unsrer Bibliothek ziehen werden. Wenn erst nach einigen Jahren eine stattliche Sammlung beisammen ist, werden wir auch erst merken, daß wir Balten nicht nur im geselligen Verkehr, sondern auch in der Literatur einen originellen und wahrlich nicht schlechten Teil der großen germanischen Klasse ausmachen. Unfre eigene Art wird uns selbst viel klarer werden, wenn wir unser Schrifttum besser kennen. Und auch vor dem Auslande, das jetzt wieder mehr Interesse für uns zeigt, werden wir mit unsrer Bibliothek vielleicht größeres und dauerhafteres Ansehen erwerben, als mit einem schnell veranstalteten Sammelwerk über unsre Provinzen, wie es neulich in einer Tageszeitung geplant wurde.

Und nun noch eines. Wir leben in einer Zeit, in der das ideale Reich der Bildung zu zerfallen droht in lauter einzelne Territorien. Von der Schule an treibt die Not des Lebens den einen diesem, den andern jenem Bildungsziele zu. Und auch die Grundlagen sind nicht mehr für alle dieselben wie einst, da das alte humanistische Gymnasium noch unbeschränkt herrschte. Immer höher steigen die Anforderungen, die der zukünftige Beruf an den Lernenden stellt. Odes Fachwissen droht immer mehr jede harmonische Ausbildung zu überwuchern und zu verdrängen. Immer enger ziehen sich die Kreise zusammen, in denen noch gleiche Bildung und gemeinsame Interessen zu Hause sind. Schon heute bilden sich in jeder Berufsgruppe eine besondere Bildung und eine eigene Lebensauffassung aus. Das Verständnis über die Schranken von Beruf und Stellung hinweg wird immer schwieriger. Nun wohl, in unsrer Bibliothek, wenn wir sie nur recht zu nützen wissen, werden wir Balten ein Gebiet haben, auf dem wir alle gleichermaßen zu Hause sind. Allen zersetzenden Kräften des modernen Lebens zum Trotz werden wir uns hier immer wieder finden und verstehen können. Und so verschieden Schicksal und Bildungsgang die Persönlichkeit des einzelnen Landsmannes auch ausgestalten mögen, an dem einen wird man jeden von uns erkennen können, eine Macht wird uns alle tragen und einen — die Liebe zur Heimat.

Liv-, Est- und Aurländer auf der alten Universität Strahburg.

Von

Dr. phil. **Wilhelm Arnold Christiani**, Petersburg. ✓

en ersten Versuch, die Namen der Livländer festzustellen, die auf auswärtigen Universitäten studiert haben, hat Julius Eckardt in seinem „Livland im achtzehnten Jahrhundert“ (Leipzig 1876) gemacht. Er hat in diesem Werk u. a. Verzeichnisse der Ostseeprovinzialen gegeben, die in den Jahren 1710—1765 in Halle, Wittenberg, Rostock, Königsberg, Göttingen, Leipzig und Jena studiert haben. Auf diesen sieben Universitäten haben nach Eckardts Matrikelauszügen, der für vier Universitäten die Aurländer nicht mit registriert hat, 1126 Personen studiert. In der von H. J. Böttchführ verfaßten Festschrift der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens am 6. Dezember 1884, „Die Livländer auf auswärtigen Universitäten im vergangenen Jahrhundert“ (Riga 1884), werden die Namen von mehr als 1500 Walten mitgeteilt, die vom 14.—18. Jahrhundert in Prag, Köln, Erfurt, Rostock, Heidelberg, Wittenberg, Marburg, Leyden und Erlangen immatrikuliert worden sind. Auch Böttchführs Matrikelauszüge sind nur ein Bruchstück, da sie nur neun Universitäten und somit nicht alle umfassen, auf welchen Livländer im vergangenen Jahrhundert studiert haben. Er mußte sich auf die damals im Druck erschienenen Matrikel und auf die älteste Rostocker Matrikel, deren Auszug von ihm aus dem Originalfodex angefertigt wurde, beschränken und das Weitere der Zukunft überlassen.

Später hat die in den Jahren 1887—1891 erfolgte Ausgabe der Frankfurter Universitätsmatrikeln Prof. Dr. W. Stieda veranlaßt, 1892 ein Verzeichnis der Riol-, Est- und Rurländer, die von 1507—1807 in Frankfurt a./O. immatrikuliert wurden, in den „Mitteilungen der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands“ (Bd. XV, Heft 2) zu veröffentlichen. In Frankfurt haben sich 177 Bälten in die Matrikel eintragen lassen, darunter einer doppelt.

Seit dem Erscheinen der Böhlführschen Festschrift sind außer der Frankfurter Matrikel noch eine ganze Reihe von alten Universitätsmatrikeln veröffentlicht worden, so die von Tübingen, Herborn, Gießen, Greifswald, Rassel, Leipzig, Bologna und Straßburg im Elsaß. Die Matrikeln der alten Universität Straßburg von 1621 bis 1793 hat der Straßburger Lyzealoberlehrer Prof. Dr. G. Knod 1897 in zwei Bänden herausgegeben. Veranlaßt wurde die Veröffentlichung durch eine seit dreißig Jahren bestehende besondere Kommission, die mit dem Studium und der Herausgabe der Urkunden und Akten der Stadt Straßburg betraut ist.

Die Universität Straßburg wurde 1621 von Ferdinand II. gegründet. Schon im folgenden Jahre haben sich zwei Bälten in die juristische Fakultätsmatrikel eingeschrieben. Im ganzen weisen die Matrikeln rund 20,600 Eintragungen auf (wovon allerdings einige Hunderte nur als Begleiter von adeligen Herren eingeschrieben wurden, oder sonstwie, namentlich die Wundärzte, nicht als eigentliche Studenten zu betrachten sind), und zwar rund 2600 in der theologischen, 8700 in der juristischen, 2900 in der medizinischen und 5660 in der philosophischen Fakultät.

Nicht eingerechnet sind bei den einzelnen Fakultäten die Serenissimi et Illustrissimi, die Studierenden aus adeligen Häusern, die von 1657 ab in einem besonderen Album vereinigt worden sind. Gerade diese Matrikel ist von besonderem kulturgeschichtlichem Interesse. Zu allen Zeiten hat die hohe Schule zu Straßburg eine besondere Anziehungskraft auf die Söhne reicher und vornehmer Familien ausgeübt, schon im 16. Jahrhundert die „Akademie“ und dann die „Universität“, diese namentlich vom dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts ab. Im ganzen weist diese *Matricula Serenissimorum et Illustrissimorum* etwas über 700 Namen auf, darunter mehrere Duzend Nichtadelige, die als

„Ephori“ von adeligen Studenten eingeschrieben und mitgezählt sind. Das ausländische Element ist unter den Adelligen sehr stark vertreten, besonders seit Mitte des 18. Jahrhunderts. Der livländische Adel tritt in dieser Matrikel erst im 18. Jahrhundert auf. Wir finden in ihr im ganzen vierzig baltische Adelige, darunter zwei Grafen Münnich (1764), wohl Brüder, von denen sich jeder als Comes a Munnich ex Livonia eingetragen hat, zwei Grafen Stachelberg (1782), einen Grafen Stenbock (1769) und einen Grafen Medem (1777), ferner zwei Barone Vietinghoff, vier Herren v. Behr, zwei Herren v. Duntzen und zwei Herren v. Kautenfeld. In dem weiter unten folgenden Verzeichnis sind die Namen aller in der Matricula Serenissimorum et Illustrissimorum verzeichneten Studenten mit einem Stern (*) vor der Nummer versehen.

Von den 133 in Straßburg immatrikulierten Ostseeprovinzialen stammten:

	aus Livland	aus Kurland	aus Estland	waren Curo-Livonen	Zusammen
im 17. Jahrh.	33	2	9	1	45
im 18. „	47	32	9	—	88
	80	34	18	1	133

Studenten aus Livland waren also, wie bei der größeren Bevölkerung dieser Provinz erklärlich, in namhafterer Zahl vertreten, als die aus Kurland und Estland. Als Curo-Livonus hat sich in Straßburg im 17. Jahrhundert nur ein Student eingetragen, in Frankfurt ließen sich in demselben Jahrhundert drei Studenten als „Curo-Livonen“ eintragen. Während des 17. Jahrhunderts bezeichnen sich die aus Neval entstammenden Studierenden als „Livonen“, was dazwischen auch noch im 18. Jahrhundert vorkommt. Innerhalb Livlands sind an Städten Riga, Dorpat und Arensburg als Geburtsort namhaft gemacht. Es entstammten:

	im 17. Jh.	im 18. Jh.	Zusammen
Riga	18	14	32
Dorpat	1	1	2
Arensburg	1	1	2
Ohne nähere Angabe	13	31	44
Zusammen	33	47	80

Bei den Kurländern weist die nähere Angabe des Geburtsorts im 17. Jahrhundert nur Wilten auf, im 18. Jahrh. die Städte Mitau, Jakobstadt, Tuckum und Goldingen und das Gut Mesoten. Als Mitauer haben sich vier Studenten bezeichnet, aus den drei andern Städten stammt je ein Studiosus her. Die auf dem Lande geborenen jungen Leute aus den drei Provinzen haben das Gut oder den Ort ihrer Herkunft nicht angegeben, mit Ausnahme des in Mesoten geborenen Grafen Wiedem.

Der Adel ist im 18. Jahrh. sehr stark vertreten. Unter den 32 Kurländern, die in jenem Jahrhundert in Straßburg immatrikuliert wurden, sind 21 Adlige und 11 Bürgerliche, unter den 47 Livländern 32 Adlige. Im 17. Jahrhundert sind unter den 33 Livländern wenigstens vier Adlige.

Von den 45 Ostseeprovinzialen, die im 17. Jahrhundert in Straßburg studierten, waren 29 Juristen und 13 Theologen. In den Verzeichnissen der philosophischen Fakultät finden sich nur zwei Livländer, und Friedr. Wriedt (1650) aus Arensburg ist der einzige Mediziner. Über die Studien der Balten im 18. Jahrh. können wir keine vollständigen Angaben mitteilen, da die *Matricula Serenissimorum et Illustrissimorum* uns über das Studienfach der Adligen völlig im Unklaren läßt. Graf Wiedem aus Kurland ist der einzige baltische Student, der sich nicht nur in diese Matrifel, sondern auch in die der juristischen Fakultät eingeschrieben hat. Zweifellos waren auch die meisten der übrigen 39 in jenem Album vereinigten baltischen Edelleute Juristen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts übte die juristische Fakultät wesentlich durch den Ruf von Professor Koch eine große Anziehungskraft aus.

In die theologische Fakultät entsandten die Ostseeprovinzen im 17. Jahrhundert 13, im 18. nur 3 Studenten. Dagegen übte die medizinische Fakultät in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine sehr starke Anziehungskraft aus. Von 1767—1783 trugen sich 15 Balten in die medizinische Fakultätsmatrifel ein. In den sechziger, siebziger und achtziger Jahren des 18. Jahrh. studierten auch viele Deutsche aus Moskau und Petersburg und einige Russen in Straßburg Medizin. Mehrere von ihnen wurden von den Rektoren Spielmann, Lobstein, Hermann und Pfeffinger zu Doktoren promoviert. Dagegen finden sich in der *Matricula candidatorum medicinae* nur zwei Rigenfer, G. B. Weier und Fr. Wolherr,

die nach mehrjährigem Studium disputierten und dann zu Doktoren promoviert wurden. — Weier 1774, Wolherr 1783. Der Nigenser M. G. Styr war schon Dr. med., als er 1782 in Straßburg Medizin studierte. — Die *Maticula Chirurgorum* enthält die Namen zweier Batten.

Die 1621 erlassenen Universitätsstatuten bestimmen, daß jeder *Studiosus publicus* sich mit eigener Hand in die Matrikel einzuschreiben habe. Die Führung der Matrikel lag nach einer Bestimmung derselben Statuten dem Rektor ob. Nur die Kandidatenmatrikeln wurden von den betreffenden Dekanen geführt.

Die Einschreibengebühr in die Matrikel bildete neben den Promotionsgeldern zugleich die wichtigste Einnahmequelle für den sonst so schwachen Universitätsfiskus. Die Statuten von 1621 bestimmen:

„Fürs erste ist man pro immatriculatione dem Fisco Academiae zu geben schuldig, wie folgt:

Ein Fürst soll geben . . . 3 lib.

Ein Graff 2 lib.

Ein Freyherr 1 lib. 10 schill.

Einer vom Adel, Geschlechter oder Doctors-
sohn 10 schill.

Ein gemeiner Studiosus . . 5 schill.*.“

Die Armen waren von der Matrikeltage befreit.

Wer sich zur Aufnahme in die Kandidatenmatrikel bei dem Dekan seiner Fakultät meldete, mußte einen Schein über die erfolgte Eintragung in die *Maticula Academiae* vorlegen. Als Einschreibengebühr für die Kandidatenmatrikel hatte er dann in der theologischen und in der juristischen Fakultät einen Goldgulden, in der medizinischen 30 Schilling, in der philosophischen 10 Bagen zu erlegen. Im Lauf der Jahre wurde die Matrikeltage in angemessener Weise erhöht. Der philosophischen Fakultät gelang es im J. 1779 die Genehmigung der Scholarchen für die Erhöhung ihrer Einschreibetage auf „einen kleinen Taler“ zu erhalten.

Die *Formula iurisiurandi seu obligationis*, mit welcher die *Studiosi* in die Zahl der akademischen Bürger vom Rektor aufgenommen wurden, hat, wie Ruod in seiner Einleitung mitteilt,

*) 1 fl. = $\frac{1}{2}$ Pfd. = 10 Schilling = 4 Mark heutigen Geldes.

in den Statuten von 1621 folgenden Wortlaut: „Fidem tuam adstringes manuque data promittes, te verae religionis ac pietatis amantem, studiosum disciplinae et observantem legum academicarum futurum, reipublicae hujus magistratui fidem, oboedientiam academiae rectori, observantiam professoribus atque praeceptoribus, et humanitatem civibus praestitutum esse: ita ut nullae de te, vel ad me, vel ad alios, iustae querelae deferantur.“

In keiner der noch vorhandenen Matrifeln sind, wie der Herausgeber bemerkt, die überlieferten Namensreihen unbedingt vollständig. Hier und da fehlen, wie der zu nachträglicher Einschreibung freigelassene Raum anzeigt, einzelne Namen; weit häufiger noch werden die Eintragungen ganzer Semester samt den Semesterüberschriften vermißt. Auch die Überlieferung der Namen selbst ist häufig recht mangelhaft. Bei einzelnen fehlt die Heimatsbezeichnung, bei andern das Datum, viele Namen sind, da die Matrifeln nur Originaleinträge enthalten, durch das Ungeßick der einzelnen Hände oder das hier und da hervortretende Bestreben des einzelnen Schreibers, einen möglichst individuellen Namenszug herauszufünsteln, schwer lesbar oder geradezu unleserlich.

Wir lassen nun das Verzeichnis der studierenden Eiwländer folgen. Die hier gegebenen Nachweise über die Herkunft und die späteren Lebensschicksale der Einzelnen sind nicht ausreichend, vielmehr mangelhaft. Aber es war mir nicht möglich, durch weitere Nachforschungen und Untersuchungen sie zu verbessern und zu vervollständigen. Vielleicht finden sich Liebhaber der provinziellen Biographie, die hier gelassene Lücken in Bezug auf die späteren Lebensschicksale vieler Einzelnen auszufüllen geneigt sind. Böthführ gibt in seiner Festschrift zahlreiche Quellen und literarische Hülfsmittel an, die zur Erforschung der Biographien der in seinem Werk genannten Personen gedient haben. Diese Quellen, die in Dorpat und Riga leicht zu beschaffen sind, müßten von späteren Bearbeitern unseres Themas benutzt werden. Auch auf die von Stieda angegebenen Werke sei aufmerksam gemacht.

Interessant ist es, die Wanderungen der Studenten von Universität zu Universität zu verfolgen. Von Straßburg zogen viele Eiwländer nach Leyden. Paul Helmes studiert seit August 1627 in Straßburg und wird 1630 in Leyden immatrikuliert (Nr. 5).

Chr. Strahlborn ist 1647 in Straßburg und läßt sich 1651 in Leyden immatrikulieren (Nr. 12). Der Theologe Michael Wief beginnt seine Studien in Wittenberg und wird dort Magister, 1652 ist er in Straßburg und 1654 in Leyden (Nr. 21). Der Theologe G. Ulrich aus Riga studiert 1656 in Straßburg, im folgenden Jahre setzt er seine Studien in Moskau fort (Nr. 26). G. v. Dunte erscheint im Herbst 1654 in Straßburg, 1660 noch in Leyden (Nr. 25). Georg Willebrand studiert 1658 in Moskau, 1663 wird er in Straßburg immatrikuliert (Nr. 34). Andere Firoländer kamen aus Leyden nach Straßburg, so H. zum Bärge, der 1627 in Leyden, im Dezember 1629 in Straßburg ist und auch zu Königsberg studiert hat (Nr. 6), Hermann Samsen (Nr. 10), der 1641 in Leyden und im Oktober 1642 in Straßburg immatrikuliert wird, und Heint. Hagen aus Riga, der 1638 in Leyden, 1643 in Straßburg ist (Nr. 11). Jakob Friedrichs studiert 1668 in Leyden und kommt im folgenden Jahre nach Straßburg (Nr. 38). Der Rigenfer Bruno Hanefeld erscheint 1681 in Frankfurt, im Sommersemester 1685 in Straßburg (Nr. 41), der Aurländer D. Fehrmann 1745 in Frankfurt, 1748 in Straßburg (Nr. 62). Der Mediziner G. W. Curtius aus Narva beginnt seine Studien 1757 in Moskau, ist 1758 in Leyden, 1759 in Straßburg und erscheint 1761 wiederum in Leyden (Nr. 74). Chr. Ziegenhorn aus Mitau studiert 1758 in Göttingen und 1762 in Straßburg (Nr. 82). Justus Samuel Walther aus Neval beginnt seine medizinischen Studien in Leipzig, wird am 3. August 1770 in Leyden und am 3. August 1772 in Straßburg immatrikuliert (Nr. 102). Die firoländischen Barone Soewenwolde und Rosen lassen sich am 6. Oktober 1769 in Erlangen und am 11. Oktober 1771 in Straßburg immatrikulieren (Nr. 100 und 101). Recht ungewöhnlich ist der Bildungsgang des Aurländers Blumenthal (1734—1804), der erst in Moskau Theologie und 15 Jahre später in Leyden und Straßburg Medizin studierte (Nr. 104), und außergewöhnlich ist auch der Lebenslauf des Rigenfers J. B. v. Fischer (1720—1760), der in Halle, Straßburg und Leyden studierte, in Leyden Dr. med. wurde und die Medizin später mit der Jurisprudenz vertauschte (Nr. 55).

1. 1622. April 9. M. Conradus Wachmannus Riga-Livonus. Jurist.
2. 1622. April 9. Christophorus ab Hartlauw Curo-Livonus. Jurist.
3. 1626. November 6. Johannes Bördingk Riga-Livonus. Theologe.
4. 1627. Juni 15. Matthias Arnoldi Livonus-Dorpat. Theologe. Ein Matthias Arnoldi Parnoviensis Livonus wird 1611 in Rostock immatriculiert. Böthführ, Die Livländer, Seite 85.
5. 1627. August 8. Paulus Holmes Riga-Livonus. Philos. Verlesen oder verdruckt für Helmes. Sohn des Riga'schen Rathsherrn Paul Helmes. Geb. den 25. Mai 1603, bezog 1630 die Universität Leyden, wurde 1640 Beisitzer des livländischen Hofgerichts, darauf Assisenrat des Generalgouvernements Livland, 1643 unter dem Namen v. Helmerjen geadeit. Gestorben 1657. Nähere Angaben über ihn gibt Böthführ, Die Livländer, S. 156.
6. 1629. Dezember 16. Rotgerus zum Bärigen Riga-Livonus. Jurist. Geb. zu Riga am 10. Januar 1603, war 1627 als Rutgerus van Bergen Rigensis in Leyden immatriculiert worden, studierte auch zu Königsberg und ließ sich 1633 in Königsberg nieder; 1636 wurde er königl. polnischer Sekretär und 1661 hurbraundenburgischer Rat, kurz vor seinem Tode. Böthführ, Die Livländer, S. 155.
7. 1636. Juli 19. Johannes Tiemannus Piltensis Curlandus. Jurist.
8. 1640. April. Jacobus Friederich Riga-Livonus. Theologe.
9. 1641. Nicolaus Maneken Livonns. Jurist. Wohl ein Nachkomme des Riga'schen Rathsherrn Gert Maneke (1585 bis 1610) und vielleicht der Vater des Landgerichtsassessors Christian Maneke, Besizers des Gutes Nabben, der 1695 geadeit wurde und 1710 starb.
10. 1642. Oktober 11. Hermannus Samsonius Livonus. Jurist. Sohn des livländischen Generalsuperintendenten Hermann Samson, der 1640 mit dem Zunamen von Himmelstern in den Adelsstand erhoben wurde. Er studierte 1641 in Leyden, wo er als Hermannus Sampsonius Nobilis

Livonus immatrikuliert wurde. Nach seiner Rückkehr von den Universitäten wurde er Assessor des Hofgerichts zu Dorpat, 1647 Rigascher Rathsherr, 1659 Bürgermeister, später Präses des Konsistoriums usw. Geb. 1619, gest. 1678. Vöthführ, Die Livländer, S. 163.

11. 1643. Oktober 11. Henricus Hagenius Rigā-Livonus. Jurist. War am 26. August 1638 in Leyden immatrikuliert worden. War 1659 Assessor des königl. Landgerichts auf Desel und Präsident des Arensburgschen Stadtgerichts. Vgl. Vöthführ, Die Livländer, S. 161.
12. 1647. Mai 10. Christian Strahlborn Livonus. Jurist. Wurde 1651 in Leyden immatrikuliert. Vöthführ, Die Livländer, S. 168. In Reval kommt ein Caspar Straelborn vor, der 1651 Ältermann der Kaufmannsgilde ist.
13. 1648. August 18. Georgius Witte Reval-Livon. Jurist.
14. 1648. August 18. Henricus Bröcker Revaliā-Livonus. Theologe.
15. 1648. Oktober 10. Hermannus Meiners Livonus. Jurist.
16. 1649. Mai 7. Petrus Holler Rigā-Livonus. Jurist. Vielleicht ein Großsohn des Rigaschen Rathsherrn Eudolph Holler († 1591).
17. 1649. Mai 16. Joachimus Wolffenschildt Liv. Jurist.
18. 1650. Juni 11. M. Gabriel Elvering Revaliā-Livonus. Theologe. Wie dieser Student mit dem Professor Petrus Gabriel Elvering zusammenhängt, der nach Auflösung der Universität Dorpat 1656 sich nach Reval geflüchtet hatte und dort lebte, bleibe dahingestellt. 1677 wird ein Gabriel Elverind Revaliensis Livonus in Leyden als Jurist immatrikuliert. Der Name soll wohl Elvering heißen. Vöthführ, Die Livländer, S. 178.
19. 1650. September 14. Friedericus Wriedt Osiliensis Arensburgo Livonus. Mediziner.
20. 1650. Oktober 1. Henricus Weyer Livonus. Jurist. Ein Petrus Weyer ex Livonia wird 1640 in Moskau immatrikuliert. Vöthführ, Die Livländer, S. 96.
21. 1652. August 18. M. Michael Mej Rigā-Livonus. Theologe. Er hatte zuvor in Wittenberg studiert und war dort Magister geworden. 1654 studierte er in Leyden. 1657

- wurde er Diakon an der Domkirche zu Riga, erlag aber schon am 23. August desselben Jahres der Pest. Böthführ, Die Livländer, S. 169.
22. 1653. Januar 10. M. Henricus Cleissenius Rigà-Livonus. Theologe. Wohl ein Sohn des Pastors Wilhelm Cleisse, auch Cleissen, der 1623 Pastor zu Uecküll, 1624 Diakon, dann Wochenprediger und 1646 Pastor primarius an der Domkirche zu Riga war und 1647 starb. Er studierte 1650 in Gießen.
 23. 1654. Mai 27. Vincentius Fuchs Rigensis. Jurist.
 24. 1654. Juli 1. Dietrich Johan Engellhardt Nob. Liv. Jurist.
 25. 1654. Oktober 31. Georgius von Dunte Livonus. Jurist. Ein Sohn des Rigaschen Bürgermeisters Georg v. Dunte oder Dunten. 1660 wird ein Georgius von Dont Livonus als Politices Studiosus in Leyden immatriculiert. Wahrscheinlich ist der Name nicht Dont, sondern Dunte zu lesen und mit diesem ist er dann identisch. Böthführ, Die Livländer, S. 174.
 26. 1656. Februar 18. Gregorius Ulrich Rigà Livonus. Theologe. Setzte seine Studien 1657 in Moskau fort, wurde 1660 Pastor zu Uecküll und Kirchholm, 1662 Diakon an der St. Johannis-kirche und 1681 Pastor an derselben Kirche zu Riga. Geb. 1631, gest. 1691. Sohn des Pastors Herbert Ulrich. Böthführ, Die Livländer, S. 106.
 27. 1656. Februar 19. Herbertus Ulrich Rigensis. Jurist. Vermuthlich ein Bruder des Vorigen. Beide studierten 1652 in Gießen.
 28. 1656. April 26. Henricus Neuwerth Rovalia Livonus. Jurist.
 29. 1656. Juni 14. Johannes Kahlen Riga Livon. Jurist. Vielleicht ein Bruder von David Calen, der in Wittenberg und Moskau studierte, Diakonus an der St. Johannis-kirche in Riga war und am 4. Juli 1657 an der Pest starb. David Calen, der 1646 als Riga Livonus in Moskau inskribiert wurde, war ein Sohn des Pastors Schotto Calen. Böthführ, Die Livländer, S. 99. Der Name lautet später Cahlen. Ein Schotto Cahlen aus Riga studiert 1703 in Moskau. Böthführ, Die Livländer, S. 121.

30. 1657. November 21. Henricus Wilhelmus Leo Livonus. Philosoph.
31. 1658. August 10. Paulus Dolman Riga Livon. Jurist. Wahrscheinlich ein Großsohn des Riga'schen Rats Herrn und späteren Bürgermeisters Verent Dolman, der 1608 Rats Herr, 1623 Bürgermeister wurde und 1641 starb. Ein Casparus Dolmannus Livonus studiert 1630 in Leyden und war damals 21 Jahre alt, kann also der Vater des Straßburger Studenten gewesen sein. Dieser wurde 1656 in Gießen immatriculiert.
32. 1660. September 22. Henricus Paykull Nobil Livonus. Jurist. Mehrere Glieder dieser in Estland immatriculierten Familie werden im 16. Jahrhundert in Urkunden genannt. Ein Thu (?) Joannes Paycul Livoniensis studiert 1667 in Leyden Jurisprudenz. Böthführ, Die Livländer, S. 175.
33. 1660. September 22. Mathias Poorten Revalia-Livonus. Jurist. Ein Caspar P. aus Reval studiert 1639 in Leyden. Böthführ, Die Livländer, S. 162.
34. 1663. Juli 29. Georg Willebrand Rev(alien) Livonus. Jurist. Er hatte zuvor in Klostock studiert, wo er 1658 inskribiert wurde. Böthführ, Die Livländer, S. 107.
35. 1663. November 23. Henningus Witte Riga-Livonus. Theologe. Ein Sohn des Ältesten der Großen Gilde Johann W. Geboren 26. Februar 1634. Er studierte auf vielen Universitäten, so in Helmstädt, 1661 in Gießen, reiste viel und kehrte 1666 nach Riga zurück, wo er seinen Studien lebte, bis er 1678 als Professor der Redekunst und Geschichte am dortigen Gymnasium angestellt wurde. Er starb am 22. Januar 1696. Henning Witte hat zahlreiche Schriften verfaßt, u. a. eine Predigtsammlung, die in Danzig erschien, eine ganze Anzahl Biographien, die meist in Frankfurt a. M. gedruckt worden sind, und ein Repertorium biblicum. Er beherrschte die alten und neuen Sprachen, besaß eine nicht unbedeutende Münzsammlung und unterhielt mit auswärtigen Gelehrten einen regen Briefwechsel.
36. 1666. Oktober 12. Ludolph Bähr Livonns. Jurist.
37. 1666. Oktober 12. Hinrich Abel Livonus. Jurist.

38. 1669. Jacobus Friedrichs Livonus. Jurist. Hatte 1668 in Leyden studiert. Wohl identisch mit Jakob Friedrichs, einem Sohne des Rigaschen Rats Herrn Dieblich Friederichs, geb. 1643, gest. 1695. Er war Major und Arrendator auf Salisburg. Böthführ, Die Livländer, S. 175.
39. 1674. August 8. Ludovicus Schultze Revalia Livonus. Theologe. Ein Georgius Schulz aus Reval war 1633 Student in Rostock. Böthführ, Die Livländer, S. 95.
40. 1679. November 12. M. Justus Blanckenhagen Revalia Livonus. Theologe. Wohl ein Enkel des 1589 in Bernau geborenen Simon B., der 1617 Pastor der estnischen Gemeinde in Reval wurde und 1640 starb. Simon B. studierte 1609 in Rostock. Böthführ, Die Livländer, S. 84.
41. 1685. Mai 7. Bruno Hanenfeld Riga-Livonus. Jurist. Ein Sohn des gleichnamigen Pastors an der St. Johannis-Kirche zu Riga. Geboren zu Riga 13. Febr. 1662, studierte er 1681 in Frankfurt a./D., wurde 1693 Sekretär in der Ratskanzlei zu Riga, 1698 Vogteigerichtsfekretär, 1699 Rats Herr und starb als Landvogt 1710. Stieda, S. 32—33.
42. 1685. Juni 25. Thomas à Schoten Revalia-Livonus. Jurist.
43. 1685. Juni 26. M. Antonius Guldenstaedt Riga-Livon. Theologe. Wohl ein Vorfahre des Antonius Johannes Guldenstaedt aus Riga, der 1767 in Frankfurt Doktor der Medizin wurde. Stieda, S. 40.
44. 1685. Juli 2. M. Liborius Depkin Riga-Liv. Theologe. Über ihn gibt Dr. Vertholz wahrscheinlich nähere Angaben in seinem von Böthführ zitierten Aufsatz über die alte Pastorenfamilie Depkin, der 1881 in der „Neuen Zeitung für Stadt und Land“ erschien und auch als Separatabdruck vorhanden ist.
45. 1687. Juli 18. Magnus Fraser Curonus. Jurist. Ein Jacob Fraser Livonus studierte 1710 in Leyden Jurisprudenz und war ein Sohn des Kaufmanns Georg F. und der Maria Elers. Böthführ, Die Livländer, S. 187.
46. 1705. August 21. Niclas Carl Ringius Mitovia-Curlandus. Theologe.
47. 1708. September 11. Hermann Meiners Riga-Livonus. Jurist.

48. 1711. Sept. 26. Dieterich Bojert Riga-Livonus. Jurist. Ein Theodorus B. aus Riga studierte 1701 in Moskau Theologie. Böthführ, Die Livländer, S. 119.
49. 1712. Februar 11. Melchior Caspari Rigensis. Jurist. Vielleicht ein Sohn des Oberpastors der Petrikirche zu Riga und Superintendenten David Caspari, dessen Söhne Johannes (geb. 1680) und Georg (geb. 1683) in Moskau studierten. Böthführ, Die Livländer, S. 118, 121.
50. 1719. Januar 6. Fridericus Christianus ab Albedyll Eques Livonus. Jurist.
- *51. 1725. Mai 17. Arendt Diedrich von der Pahlen Baro Livonus.
- *52. 1726. August 13. Carl Ludwig Baron von Mengden Livonus.
53. 1733. Juni 3. Petrus Johannes Nybergius Revalia-Livonus. Theologe.
- *54. 1738. Februar 4. Friederich Emich Johann Freyherr von Uxküll. Die Uexküll sind eines der ältesten livländischen Adelsgeschlechter, sie kommen schon in Urkunden des 13. Jahrhunderts vor.
55. S.-S. 1740. Joannes Benjamin de Fischer Livino-Russus. Mediziner. (Vom Rektor eingeschrieben, daher die ungewöhnliche Bezeichnung seiner Herkunft.) Sohn des kaiserl. Leibarztes Joh. Bernhard F. Geboren 1720 zu Riga, besuchte die Universitäten Halle und Leyden, wo er 1741 immatrikuliert und 1743 zum Doktor promoviert wurde, vertauschte aber die Medizin mit der Rechtsgelehrsamkeit, kam 1746 nach Riga zurück, wurde hier Sekretär des livländischen Hofgerichts und starb 1760. Böthführ, Die Livländer, S. 189.
- *56. 1741. Juni 3. Carl Freyherr von Sacken aus Curland.
- *57. 1742. Februar 16. Johann Diedrich v. Behr Curonus. Vgl. Vogell, Geschlechtsgeichte des hochadeligen Hauses der Herren Behr im Hannoverschen und Kurländischen, Celle 1815. Der Stifter des kurländischen Hauses ist Werner, geb. 1565. Sein Sohn Ulrich, Erbherr auf Edwahlen, Poppen, Ugalen und Schieß, ist der Vater von Hermann Friedrich auf Edwahlen, Wangen und Sernat, und Johann Diederich, Erb-

- herr auf Schlef und Rabissen, die beide 1656 in Leyden studierten. Böthführ, Die Livländer, S. 170.
58. 1742. März 3. Justus Wilhelmus Reimers Riga-Livon. Jurist. Ein Gotthard Reimers war Prediger zu Bauske (gest. 1607), ein Nicolaus R. daselbst um 1680 Rathsherr. Daniel R., der Sohn dieses Rathsherrn, studierte 1700 in Rostock, war Pastor in Kurland und 1744 Propst zu Bauske. Ob der Strahburger Student etwa sein Sohn ist, bleibe dahingestellt.
59. 1742. Mai 4. Joh. Georg de Zimmermann Eques Liv. Jurist. Vielleicht ein Großsohn des Rigaschen Rathsherrn Lorenz B., dessen Sohn Christian 1700 in Leyden Jura studierte, 1711 Rathsherr und 1719 Bürgermeister zu Riga wurde und 1737 starb. Böthführ, Die Livländer, S. 185. Der vorstehend Immatrikulierte kann der Sohn des Bürgermeisters gewesen sein.
- *60. 1745. August 31. Leonhardus Johannes L. B. de Budberg. Gotthard Wilhelm Budberg, schwedischer Oberst und Kommandant der Festung Dünamünde, wurde mit seinen Brüdern Gotthard Johann, Landrat in Estland, und Leonhard Gustav 1693 in den schwedischen Freiherrnstand erhoben. Die Familie ist erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. nach Kurland gekommen und hat sich von da nach Livland und Estland verbreitet. Ein Gotthard Wilhelm Botberg Courlandus, ohne Zweifel ein Budberg, studiert 1683 in Leyden Politik; ein Gotth. Willh. Budberg Liv. 1741 in Halle Jura. Gotthard v. B. und Reinhold Wilhelm v. B. werden am 14. April 1785 in Erlangen immatrikuliert. — Böthführ, Die Livländer, S. 181, 199—200.
61. 1747. Dezember 11. Ant. De Bulmenney (Bulmerincq?) aus Lieflland. Jurist.
62. 1748. Dezember 1. Daniel Fehrmann Mitavia-Curonus. Jurist. Er ist wohl mit dem Kurländer Daniel F. identisch, der 1745 in Frankfurt a./D. immatrikuliert wird. Etieda, S. 39.
- *63. 1750. Mai 22. Bernhardus Gustavus Liber Baro de Stackelberg Livonus. Die Stackelberg sind ein seit dem 14. Jahrh. in Livland ansässiges Geschlecht und Lehnsträger des Bischofs von Dorpat. Theodoricus Stackelberg de

Tarbato ist 1442 in Erfurt Student, ein Georgius Stackelberg Dorpatensis wird 1563 in Rostock inskribiert. Böthführ, Die Livländer, S. 19, 62.

- *64. 1753. Oktober 11. Nicolaus Ernestus Korff Curonus. Die Familie von Korff wanderte im Anfang des 16. Jahrh. aus Westphalen nach Livland ein und wird in jenem Jahrhundert auch Corve und Korbe genannt. Über die Familie K. vgl. Böthführ, Die Livländer, S. 142—143. Fünf Glieder der Familie studierten im 17. Jahrh. in Leyden, zwei Korffs wurden 1684 in Frankfurt immatrikuliert, wohl Brüder, von denen einer seine juristischen Studien in Leyden 1638 fortsetzte. Böthführ, Die Livländer, S. 158, 165, 183, 184, 185. Stieda, S. 33.
65. 1756. Mai 24. Andreas Lindemann Revalia - Livonus M. D. Mediziner.
66. 1757. Febr. 7. Christophor Luther Deikts Graeven aus Curland. Jurist.
67. 1757. Juni 21. Georg Friedrich de Bockum Eques Curonus. Jurist.
68. 1757. Juni 21. Wilhelm Ernst de Grotthus Eq. Cur. Jurist. Drei Glieder der kurländischen Familie Gr. haben im 17. und 18. Jahrh. in Rostock studiert. Böthführ, Die Livländer, S. 80, 82, 131.
69. 1757. Sept. 30. Carl Ulrich de Fireks Eq. Curlandus. Jurist. Über die Familie F. vgl. Böthführ, Die Livländer, S. 73. Die F., in den älteren Zeiten Virkes geschrieben, kommen schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts als königl. dänische Vasallen und Ritter in Wierland und Estland vor. Im 16. Jahrh. zog Marcus Firks nach Kurland, wo die Familie noch heute ansässig ist. Christophorus Firks Nobilis Livon. war 1582 Student in Rostock. Böthführ a. a. D.
70. 1757. Oktober 25. Carl Otto von Tiesenhausen Livon. Jurist. Die Tiesenhausen sind eines der ältesten und ausbreitetsten Adelsgeschlechter und haben sich in einem Zweige auch nach Litauen und Polen verbreitet. 1424 wird Bartholomäus v. T. in Rostock immatrikuliert, wo im 16. Jahrh. vier Glieder der Familie studierten. Georgius Disenhausen

Livonus wurde 1682 in die Leydener Matrifel eingetragen. Böhführ, Die Livländer, S. 27, 181.

71. 1757. October 26. Joh. Wilh. de Brockhausen Livonus. Jurist. Johann Wilhelm Brockhusen Vindovia Curonus und Ernest Adolph Brockhusen Curonus, wohl Brüder, wurden am 26. Sept. 1709 in Rostock immatriculiert. Wie der Straßburger Student mit ihnen zusammenhängt, bleibe dahingestellt. Vielleicht ist der Rigasche Bürgermeister Paul B. sein Vorfahre; dessen Sohn Paul, geb. 1662, studierte 1684 in Leyden Jura, wurde 1701 Rigascher Ratscherr, 1715 Oberlandvogt und starb 1717. Ein Sohn von ihm studierte in Königsberg. Böhführ, Die Livl., S. 123, 181—182.
- *72. 1758. Sept. 7. Johannes Georgius de Dunten Eques Livoniensis.
- *73. 1758. Sept. 7. Fridericus Gustafus de Dunten Eques Livoniensis. Wohl ein Bruder des Vorigen. Diese beiden Studenten sind vielleicht Nachkommen des unter Nr. 25 genannten Georg v. D.
74. 1759. Juli 30. Carolus Wernerus Curtius Narva-Livon. Mediziner. War 1757 in Rostock und 1758 in Leyden immatriculiert gewesen, setzte seine Studien 1761 wiederum in Leyden fort, wo er zum Dr. med. promoviert wurde. Geb. zu Narva 1736, gest. zu Lübeck 1796. Böhführ, Die Livländer, S. 131, 190.
- *75. 1759. September 11. Fridericus Reinholdus de Berg Livoniensis. Er hatte einen Ephorus, der sich nach ihm in die Matrifel einschrieb.
76. 1759. November 13. Ambrosius Bergmann Livonus. Mediziner.
- *77. 1760. März 1. Georg Werner von Behr aus Curland.
- *78. 1760. März 14. Evald von Behr aus Curland.
- *79. 1761. April 11. Fridericus Johannes de Oelssen Eques Curonus. Ein Christian Ernst v. Oelssen aus Curland studiert 1749 in Frankfurt. Etieba, S. 39.
- *80. 1761. November 23. Otto Hermannus ab Howen Eques Curonus. Er hatte einen Diener bei sich, der in der Matricula didascalorum atque servorum genannt ist.

- *81. 1761. Dezember 31. Johannes Georgius Berens de Rautenfeld ex Livonia.
- 82. 1762. Februar 8. Christophorus Ziegenhorn Mitaviae-Curon. Jurist. Wohl identisch mit Christophorus Justus Z., Mitavia Curonus, der 1758 in Göttingen Jurisprudenz studiert. Eford, Estland, S. 353. Christophorus Johannes de Ziegenhorn Curonus, der 1762 in Frankfurt immatrikuliert wird, könnte sein Bruder sein. Stieda, S. 39.
- *83. 1763. September 14. Ulricus Georgius de Behr Eques Curlandus.
- *84. 1763. September 14. Johann Diederich von Behr aus Curland.
- *85. 1763. Sept. 14. Carolus Friedericus de Fireks Eques Curlandus. Vgl. Nr. 69.
- *86. 1763. Oktober 14. Friederich von Gerngross aus Livland, Rittmeister in des Grossfürsten von Russland seinen Diensten. Er hatte einen Diener, der in der Matricula didascalorum atque servorum verzeichnet steht.
- *87. 1763. Oktober 21. Johannes Christophorus de Rutenberg Eques Curlandus. Ein Ferdinandus R. Semgallus studiert 1703 in Frankfurt. Stieda, S. 37.
- *88. 1764. Oktober 6. Otto Christophorus Baro de Wettberg Curonicus.
- *89. 1764. Oktober 28. Hans Georg v. Uxküll J. U. C. aus Liefland. J. U. C. bedeutet wohl Juris Utriusque Candidatus.
- *90. 1764. November 3. Burchardus Christophorus Comes a Munnich ex Livonia.
- *91. 1764. Nov. 3. Ludovicus Antonius Comes a Munnich ex Livonia. Wohl ein Bruder des Vorigen.
- *92. 1764. November 3. Reinholdus Wilhelmus de Liphart ex Livonia.
- *93. 1765. April 27. C. G. B. de Rautenfeld ex Livonia. Der zweite N., den die Straßburger Matrikel enthält. Vgl. Nr. 81.
- 94. 1767. Okt. 31. D. Hermannus Bluhm Revalia-Esthonus. Mediziner.

95. 1768. November 23. Philippus a Schoppingk Eques Curlandiae. Die Schöpping sind ein gegen das Ende des 15. Jahrhunderts aus Westfalen nach Kurland eingewandertes Adelsgeschlecht. Böthführ, Die Livländer, S. 60.
- *96. 1769. Mai 15. Magnus Comes Stenbock Livoniensis.
97. 1769. September 20. George Peter Weier Rigensis. Mediziner. Wie die Matricula candidatorum medicinae angibt, wurde er 1774 von J. Pfeffinger zum Dr. med. promoviert, nachdem er 1773 „de partu praeter naturam propter clunes ad os uteri conversas“ disputiert hatte.
- *98. 1771. März 8. Johann Diederich v. Holtey Curländer.
- *99. 1771. April 30. Magnus Giesebrecht von Reutern de la Livonie.
- *100. 1771. Oktober 11. Ludovicus Baro de Loewenwolde Livoniensis. Identisch mit Ad(am) L(udwig) Freiherrn von Löwenwolde aus Livland, der 1769 in Erlangen studierte, einem Sohne des Barons Adam Friedrich von L., Erbherrn auf Ilmazahl und Lugden. Er machte nach Beendigung seiner Studien eine Reise durch Frankreich und Italien und starb in Genf an den Pocken den 15. Juli 1773. — Böthführ, Die Livländer, S. 194.
- *101. 1771. Oktober 11. Otto Gustavus Liber Baro de Rosen Livoniensis. Die Rosen sind ein seit dem 13. Jahrhundert in Livland ansässiges Adelsgeschlecht. Er wurde wie in Straßburg so auch in Erlangen mit dem Vorhergehenden an demselben Tage immatrikuliert, den 6. Oktober 1769. Besaß 1780 das Gut Kayafer in Livland. Vgl. Böthführ, Die Livländer, S. 194—195.
102. 1772. August 3. Justus Samuel Walther Revalia-Esthonus. Mediziner. Geboren in Reval am 29. Sept. 1749, studierte zuerst in Leipzig, wurde am 3. August 1770 als Livonus in Leyden immatrikuliert und dort 1772 zum Dr. med. promoviert. Er kehrte 1773 nach Reval zurück, praktizierte daselbst, wurde 1819 Staatsrat und 1824 auf seine Bitte aus dem Kronsdienst mit Pension verabschiedet. Böthführ, Die Livländer, S. 191.
103. 1773. Okt. 9. Ernestus Carolus Philippus de Grotthus Curonus. Jurist.

104. 1773. October 9. Joannes Henricus Blumenthal Curon. Mediziner. Er studierte 1752—55 zu Klostock Theologie, kehrte dann nach Kurland zurück, begab sich 1770 nach Leyden, wo er Medizin studierte und 1773 zum Doktor der Medizin promoviert wurde. Er war in Straßburg als Begleiter eines jungen kurländischen Edelmanns. Dieser wird wohl der vorhergenannte Grotthuß gewesen sein. Blumenthal war 1774 in Mitau und dann in Hasenpoth als Arzt tätig. Geboren zu Mitau 1734, gestorben 1804. Böthführ, Die Livländer, S. 130—131.
105. 1773. November 2. Gotthard Johann von Helffrich aus Esthland.
106. 1773. November 2. Carl Friderich von Rennenkampff aus Esthland. Der Stammvater des adligen Geschlechts dieses Namens ist Joachim R., der 1633 in Klostock und 1642 in Leyden als Jurist immatrikuliert wurde. Er wurde 1644 Professor der Rechte und Politik am Rigaschen Gymnasium und 1657 Mitglied des Rigaschen Rats. Gest. 1658. Böthführ, Die Livländer, S. 95.
107. 1774. Sept. 3. Jacobus Michal Reinhold Lenz Dorpato Livonus. Theologe. Der bekannte Dichter der Sturm- und Drangperiode und Freund Goethes. Geb. 12. Januar 1751 zu Seßwegen in Livland. Lenz hatte vorher in Königsberg studiert und kam schon 1771 als Hofmeister zweier kurländischer Edelleute von Kleist nach Straßburg. Gest. im Mai 1792 bei Moskau.
108. 1775. Januar 11. Abraham Hayly von Reval aus Liefland. Chirurg.
109. 1775. Mai 2. Johann Daniel Lindenberg Riga Livon. Mediziner.
110. 1775. Mai 2. David Friederich Hypperich Curonus. Mediziner.
- *111. 1775. Sept. 13. Otto Ernst v. Vietinghoff Livoniensis. Die V. gehören zu dem ältesten Adel Livlands. Arnold von Vietinghoff ist Comthur zu Marienburg, Goldingen und Reval und Johann von 1360—64 Ordensmeister in Livland. Schon 1485 wird ein V. in Erfurt immatrikuliert; Otto V. studiert 1618 in Klostock und Gotthard Ernst V. aus Kurland

wird 1673 und 1676 in Leyden immatrikuliert. Böhführ, Die Livländer, S. 23, 89, 177, 178.

112. 1775. Oktober 25. Fridericus Wolherr Rigensis. Mediziner. Er disputierte 1783 („theses medicae“) und wurde darauf von Prof. Lobstein zum Dr. med. promoviert.

*113. 1775. Dezember 28. Charles Louis de Brewern Livoniensis.

*114. 1775. Dezember 28. Erneste Frideric L. B. de Sass Curonus.

*115. 1777. Mai 13. Friedericus Wilhelmus de Korff Liv.

116. 1777. Mai 27. Friedericus von den Brincken Curonus. Die Brincken sind als ein aus Westfalen eingewandertes, schon zur Ordenszeit in Livland ansässiges Adelsgeschlecht 1620 in die kurländische Adelsmatrikel eingetragen worden. Johannes Ernestus a Brinken Curlandus studiert 1668 in Leyden Philosophie. Böhführ, Die Livländer, S. 176. Fridericus Wilhelmus de Brincken nobilis Curlandus wird 1684 und Wilhelmus Fridericus de Brincken nobilis Curonus 1703 in Frankfurt a./O. immatrikuliert. Stieba, S. 33, 37.

117. 1777. August 5. Hermannus Joannes Walter Rigensis. Mediziner.

118. 1777. August 5. Johann Heinrich Liebstein gebürtigt aus Mitau. Mediziner.

119. 1777. Sept 9. Friedrich Ephraim Schneider Jacobopoliensis. Mediziner. Wie eine andere Straßburger Matrikel angibt, stammte er „aus Jacobstadt in Curland“.

*120. 1777. November 22. Joannes Fridericus de Medem natus Mesoten in Curlandia. Jurist. Die Familie M. kommt erst im 16. Jahrh. vor und erlangt im 18. Jahrh. den Grafenstand des heiligen Röm. Reiches. 1554 wird Johannes a Medem, Livon. Nobilis in Rostock immatrikuliert, 1658 Wilhelmus de Medem Curlandus als Jurist in Leyden. Böhführ, Die Livländer, S. 59, 174. Der Straßburger Student hat sich sowohl in die Matricula Sere-nissimorum et Illustrissimorum wie auch in die juristische Fakultätsmatrikel eingetragen, der einzige Fall dieser Art.

121. 1778. Januar 27. Ferdinand Wilhelm Laackmann aus Riga in Liefland. Mediziner.

122. 1779. October 8. Ulrich Heinrich Wolherr Rigensis Livonus. Mediziner.
123. 1782. April 4. Carolus Joannes Nyberg Revalia Esthonus. Mediziner.
124. 1782. August 8. Martin Ernst Styx Riga-Livonus M. D. Mediziner. Das Dorpater Album Academicum führt zwei Träger dieses Namens auf: Friedr. Styx aus Livland (Nr. 2056), geb. 1809, † 1843 in Kaukasien, Husaren-Mittmeister, und Ernst Styx aus Livland (Nr. 2407), geb. 1810, med. 1827—34, Arzt in Astrachan, † 1848. Wie der Straßburger Student mit ihnen zusammenhängt, bleibe dahin gestellt. Bei der Seltenheit des Namens darf man wohl an Verwandtschaft denken.
- *125. 1782. September 28. Otton Comte de Stackelberg Livonien.
- *126. 1782. September 28. Gustave Comte de Stackelberg Livonien.
127. 1782. November 1. Joachim Ramm Riga-Livonus. Mediziner.
128. 1782. November 1. Theophilus Joannes Badendyk Riga-Livonus. Mediziner.
129. 1783. Mai 1. Carolus Friedricus Berntheusel Curonus. Mediziner.
130. 1783. August 20. Polycarp Cristoph Hoyer gebürthig aus Tuckum in Curlandt. Chirurg.
131. 1783. November 13. Heinr. Gamper Goldingensis Curlandus. Mediziner. Wohl ein Nachkomme des Curländers Martin G., der 1656 in Leyden Jurisprudenz studierte und 1669 Bevollmächtigter der Städte Curlands bei der Krönung des Königs Michael von Polen war. Wöthführ. Die Livländer, S. 171.
132. 1784. März 18. Waldemarus Thomas de Dellingshausen Arensburgo Livonus. Zwei Brüder Dellingshausen aus Reval, wahrscheinlich die Söhne des Revaler Rathsherrn Heinr. D. (1539—1546) studierten 1543 in Rostock und 1549 in Wittenberg. 1587 wird Caspar Dellingshausen aus Reval in Rostock immatriculiert.

*133. 1784. April 19. Burchardus Christofforus L. B. a
Vietinghoff Rigensis Livonius Eques.

*

*

*

Von diesen 133 Studenten sind 132, wie aus den näheren Angaben hervorgeht, zweifellos Baltten. Obwohl sich Friedr. Freiherr v. Ugfäll (Nr. 54) nicht als Livländer angegeben hat, werden wir ihn höchst wahrscheinlich für uns reklamieren können. Daß mir bei der Durchsicht der Matrikeln die Namen einiger Ostseeprovinzialen entgangen sein können, ist natürlich wohl möglich. Den dritten Band der Straßburger Matrikeln (Personal- und Ortsregister), der 1898 erscheinen sollte, habe ich nicht benutzt, da ich meine Auszüge im Sommer 1897, als ich in Straßburg weilte, anfertigte. Dieser Registerband dürfte die völlige Ausbeutung der Quelle überaus erleichtern.

Während die Ostseeprovinzen im 17. Jahrhundert (von 1622 bis 1687) ein Kontingent von 45 Studenten stellten, fehlen sie von 1688—1704 ganz, und auch in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts weist Straßburg nur wenige studierende Livländer (im weitesten Sinne) auf. Stellen wir zum Schluß die Zahlen zusammen, die den Besuch der Baltten auf deutschen Universitäten im 18. Jahrhundert angeben, so ergibt sich folgendes Bild. Es wurden immatrikuliert:

von 1712—56 in Wittenberg . .	12	Baltten
„ 1703—90 in Frankfurt . .	38	„
„ 1743—96 in Erlangen . .	70	„
„ 1705—84 in Straßburg . .	88	„
„ 1710—65 in Göttingen . .	90	„
„ 1709—65 in Leipzig . .	97	„
„ 1700—60 in Moskau . .	124	„
„ 1710—65 in Königsberg . .	142	„
„ 1710—65 in Halle . .	235	„
„ 1709—66 in Jena . .	507	„

Zu den Universitäten, die von unseren Landsleuten besonders gerne aufgesucht wurden, hat Straßburg somit nicht gehört. Die neugegründeten Universitäten lockten dagegen viele Livländer, so die 1743 errichtete Universität Erlangen. Von dem Gründungsjahr

an bis 1796 studierten an ihr 70 Fisländer. Im 17. Jahrh. wurde besonders Rostock von Fisländern stark besucht, wo 324 Söhne unsrer Heimat immatrikuliert wurden (gegen 315 im 16. Jahrh.). Auch Frankfurt hat im 17. Jahrh. Straßburg den Rang abgelassen, denn es weist in jenem Jahrhundert 77 studierende Fisländer auf, während in Straßburg nur 45 studierten. Eine bedeutende Anziehungskraft übte die 1575 begründete Universität Leyden, die in ihrer ersten Zeit nur eine geringe Frequenz hatte, im 17. Jahrhundert aus, namentlich gegen die Mitte jenes Jahrhunderts. An ihr studierten von 1596—1699 — 246 Fisländer, von 1700—1783 etwa 50.



Literarische Rundschau.

Georg v. Brevern über eine russische „Konstitution“.

Am 4. August waren hundert Jahre vergangen seit der Geburt eines Mannes, der es wohl verdient, in seiner baltischen Heimat nicht vergessen zu werden — Georg von Brevern's. Zu seinem Gedächtnis ist nun in Anlaß seines hundertjährigen Geburtstages von D. M. von Stackelberg-Kiwidepäh eine kleine Schrift herausgegeben worden unter dem Titel: „Georg v. Brevern. Erinnerungen aus seinem Leben und an die Anfänge der zweiten Agrarreform in Estland 1839—42.“ (Reval, Kluge u. Ströhm. Leipzig, H. Hartmann, 1907. 224 S.) Das Büchlein enthält neben einer autobiographischen Skizze Brevern's (die der Hrsg. für die Jahre 1885—92, bis zu Brevern's Tode ergänzt hat) seine 1892 erschienenen „Erinnerungen an die zweite Agrarreform in Estland“ und seine 1888 herausgegebene Denkschrift: „Aus der ersten Reformzeit nach der Emanzipation 1861“, sowie endlich ein Verzeichnis seiner Schriften.

Georg v. Brevern ist am 4. August 1807 zu Hallinap in Estland geboren. Er studierte in Dorpat Jurisprudenz und wurde 1831 Kandidat, 1834 Mag. jur. Nach längeren Reisen im Auslande wurde er 1838 zweiter Sekretär der livländischen und im folgenden Jahre der estländischen Ritterschaft, was er bis 1844 blieb. Dann trat er in den Staatsdienst, indem er eine Anstellung in der 2. Abteilung der Kaiserlichen Kanzlei erhielt. In Petersburg ist er dann auch für immer geblieben, zuletzt als Senator und Mitglied des Reichsrats, immer aber in regen Beziehungen zur alten geliebten Heimat, der sein Einfluß in so mancher Beziehung zugute gekommen ist. „Persönlichkeiten von dem Wesen und mit dem Lebensgange Brevern's“, heißt es in einem Gedächtnisartikel zum 4. August d. J., „gehören heute der Vergangenheit an. Persönlichkeiten, denen die warme Anhänglichkeit an die historische Struktur der baltischen Heimat und ihre

deutsche Kultur ein selbstverständliches Stück ihres Lebens ist, werden heute unter den hohen Würdenträgern des Reiches wohl nur noch als Ausnahme anzutreffen sein. Der lange Aufenthalt in anders gearteten und gewordenen Verhältnissen hatte wie andere so auch Brevern manches mit anderen Augen ansehen gelehrt, als es die in der Heimat Lebenden taten und die auf dem geschichtlichen Boden stehenden Männer auch heute tun, aber der Kern seines Wesens wurzelte doch in der Heimat und ihrer Vergangenheit. Es war ein großes Glück, daß die Kombination des warmherzigen deutsch-baltischen Patrioten und des treuergebenen hohen russischen Staatsbeamten in einer Person in der Zeit vor 1881 nicht selten war, — ein Glück für die baltischen Provinzen, die ihre Bedürfnisse an der maßgebenden Stelle wirksam vertreten konnten, — ein Glück für das Russische Reich, dessen Lenker und Leiter über die baltischen Dinge sich von berufener Seite beraten lassen konnten und nicht selten vertrauensvoll beraten ließen, die durch jene Männer die Dinge, wie sie wirklich lagen, kennen lernten, und nicht das Zerrbild, das die Phantasie des Hasses und Unverständes geschaffen.“

Brevern starb auf einer Reise nach Ems in Berlin im Alter von 85 Jahren am 23. Juni 1892.

Schon früh hat sich Brevern historischen Studien gewidmet, die sich größtenteils mit der heimatlichen Geschichte beschäftigten. Eine Reihe von bedeutenden Schriften sind die Früchte davon. So veröffentlichte er in den Jahren 1842—45 in Bunes „Archiv“ Urkunden zur Geschichte des Bistums Reval und mehrere Abhandlungen, u. a. über den bedeutsamen Landtag zu Rujen-Wolmar 1526, über die politische Stellung der livländischen Stände im Mittelalter, über die Oberbeamten in Estland während der Dänen- und Ordenszeit. Im Jahre 1858 gab er einen Band „Studien“ heraus: „Der Liber census Daniae und die Anfänge der Geschichte Harriens und Bierlands (1219—44)“; das Werk wurde von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften mit dem Demidowpreise ausgezeichnet. In den J. 1878—85 folgten vier Bände „Zur Geschichte der Familie von Brevern“, die auch für die allgemeine baltische Geschichte von höchstem Interesse sind. Er verfaßte mehrere Abhandlungen zur russischen Geschichte und übertrug die von Vn. Nahden und Graf Sievers russisch herausgegebene „Geschichtliche Uebersicht der Grundlagen und der Entwicklung des Provinzialrechts in den Disseegouvernements“ ins Deutsche.

An Brevern war die liberale Richtung der 30er und 40er Jahre nicht ohne Einfluß geblieben; kamen doch manchem seiner Landsleute damals seine Ansichten in der Frage der Bauerverhältnisse allzu „demokratisch“ vor. Aber er ist dennoch allezeit ein historisch geschulter und historisch denkender Mann geblieben, der

sich das Urtheil über die Wirklichkeiten des Lebens niemals durch irgend welche Doktrinen trüben ließ. Das tritt auf das allerdeutlichste auch in seiner erwähnten Denkschrift von 1861 hervor, die er, sich bloß als Herausgeber, nicht als Verfasser vorstellend, nur für einige Freunde in wenigen Exemplaren 1888 drucken ließ. Es ist sehr dankenswert, daß der Herausgeber des vorliegenden Büchleins sie aufs neue abgedruckt hat. Denn gerade gegenwärtig ist sie von aktuellstem Interesse.

Wir geben nachstehend einige markante Theile dieser Schrift wieder. Was hier gesagt wird, klingt fast, als wäre es heute von einem ruhig und unvoreingenommen die Verhältnisse, nach den Erfahrungen der letzten Jahre, überschauenden Manne geschrieben.

* * *

Nachdem Brevern eingehend dargelegt hat, in welcher schwerer Krisis sich Rußland befinde, fährt er folgendermaßen fort:

„Was hat nun zu geschehen? Soll die Staatsgewalt die Dinge ihrer eigenen Entwicklung überlassen, von Tag zu Tag leben mit der Absicht, hier und dort den schreiendsten Uebelsständen abzuweichen? Soll sie sich mit Beweisen wohlwollender Gerechtigkeit, mit der Ueberzeugung von ihren eigenen liberalen Tendenzen beruhigen, für etwaige Nothfälle sich stützend auf ihre imposante Militärmacht? — Das wolle Gott nicht, das hieße von vorn herein der Herrschaftsgewalt entsagen, anderen Veranlassung und die Möglichkeit geben, sich als die Retter, die Ordner des Staatswesens hinzustellen. Denn daß die Dinge bereits dahin gebiehn, wo eine vollständige Reorganisation desselben unvermeidlich, darüber kann niemand im Zweifel sein. Kommt sie nicht von Oben, so kommt sie von Unten. Die ganze Zukunft der monarchischen Gewalt steht daher in Frage, wenn diese nicht kräftig und entschieden Hand anlegt an das große Werk, bevor das verhängnisvolle „Zu spät“ der Geschichte erschallt. Hierüber möchten wohl ziemlich alle einig sein, die nicht im bloßen Verneinen der Forderungen der Zeit das Heil des Staates erblicken. Ueber den einzuschlagenden Weg werden aber die verschiedenartigsten Ansichten sich geltend machen. Für viele möchte die leichteste, einleuchtendste Antwort auf die schicksalsschwere Frage sein, man solle nur die Repräsentanten der Nation zusammenberufen und sich mit ihnen beraten. Dabei denken dann die einen an eine Versammlung, wie die war, welche den ersten Romanow auf den Thron berief. Die andern dagegen haben ganz einfach eine konstituierende Versammlung im westeuropäischen Sinne im Auge. Daß aber auch die beste Nachahmung der Versammlungen zur Zeit Michael Fedorowitschs — abgesehen davon, daß die Bedürfnisse der jetzigen

Zeit wohl schwieriger zu beurtheilen sein, wohl Leute andrer Art verlangen möchten — notwendig schnell, trotz alles Widerwillens gegen okzidentale Vorbilder, in eine solche konstituierende Versammlung umschlagen müßte, versteht sich von selbst. Ebenso jedoch ist selbstverständlich, daß jede konstituierende Versammlung, wie nun einmal die Verhältnisse in Rußland angetan, zur Anarchie wird führen müssen. Man bedenke nur, daß die mannigfaltigsten Nationalitäten und Religionsparteien, auf den verschiedenartigsten Kulturstufen, mit den verschiedensten Sitten und Anschauungen, wirtschaftlichen, intellektuellen und politischen Bedürfnissen über ihre so vielfach sich widerstreitenden Interessen zu beraten, sich zu verständigen, zu einigen hätten. Man vergesse nicht, daß in Rußland Millionen und aber Millionen Bauern einer im Vergleich zu ihnen nur kleinen Handvoll mehr oder weniger gebildeten Literaten und Edelleuten gegenüberstehen. Gibt es doch noch keinen Mittelstand, da mit sehr wenigen Ausnahmen Bürger und Kaufleute, jedenfalls in Großrußland, mit dem Bauernstande sich so ziemlich auf gleicher Bildungsstufe befinden. Und jene so geringe Minorität, wie wenig verhältnismäßig umfaßt sie an wirklich politisch durchgebildeten Männern, wie zahlreich sind in ihr die radikalsten demokratischen und sozialistischen Ansichten vertreten, wie vielfach sind die Ansichten selbst der Vernünftigeren noch weit entfernt, sich in sich auch nur irgend abgeklärt zu haben.

Dann gibt es aber auch viele, die unter alleinigem Einfluß der Ideen- und europäischer Doktrinarismus in sofortiger Otkroyierung einer nach dortiger Schablone wohlgeordneten Konstitution, — deren vollständigen Entwurf manche schon in der Tasche tragen mögen, — das unfehlbare Heilmittel für alle Nothstände des Staates sehen. Sie vergessen aber, daß eine Konstitution in diesem Sinne eine große Gleichartigkeit der verschiedenen Landesteile in Bildung, Industrie, Gesezen, Sitten, Gewohnheiten voraussetzt, die in Rußland noch für sehr lange undenkbar ist. Kann man ernstlich die Absicht haben, einen Deputierten der Baskiren über die städtische Verfassung Rigas, einen Deputierten der Lappländer über die Höhe des Einfuhrzolls auf französische Handschuhe, auf Champagner usw. abstimmen zu lassen? Das Grundprinzip der konstitutionellen Verfassung ist die Herrschaft der Majorität. Die aber müßte in Rußland notwendig die unerträglichste Tyrannei für die nationalen, religiösen und politischen Minoritäten zur Folge haben, und das Streben dieser nach Wiederherstellung der absoluten Gewalt oder nach Losreißung vom Reiche. Nur in einer, von keinen Majoritäten beeinflussten, über den Parteien stehenden Monarchie könnten jene Minoritäten eine reiche Würdigung ihrer gerechten Bedürfnisse, eine Befriedigung derselben zu finden hoffen. Außerdem aber dürfte schon die erste, infolge der Otkroyierung

zusammenberufene Nationalversammlung notwendig zu einer konstituierenden werden und damit aus den oben bemerkten Gründen zur Anarchie führen. Die Folge wäre eine nach Asien schmeckende Militärdespotie, möglicherweise auch ein Zerfallen des Reiches, oder aber eine der russischen Nation kaum wünschenswertere Adelsoligarchie, da es vielleicht nicht ganz unmöglich wäre, daß der Adel durch seine Intelligenz, seine Kapitalien und vor allem seine Verbindung mit der Armee der demokratischen Literaten Herr zu werden vermöchte. Denn diese Letzteren würden vermutlich, da einer konstituierenden Versammlung notwendig allgemeines Stimmrecht zugrunde läge, fast allein die Repräsentanten des numerisch so ungemessen die andern Stände überwiegenden Bauernstandes sein. Oder wird man die ungeheure Majorität der Deputierten Rußlands aus wirklichen Bauern bestehen und eine solche Majorität über die großen Fragen äußerer und innerer Politik entscheiden lassen, die manchem gewiegtesten Staatsmann zu schwer erscheinen? Freilich würde die Organisation einer Adelsoligarchie bei Vorhandensein solcher bäuerlichen Deputierten sich viel leichter machen.

Endlich mögen viele das alleinige Rettungsmittel in dem sogenannten aufgeklärten Despotismus sehen, gestützt auf eine streng zentralisierte Verwaltung, eine fest geschlossene Bureaucratie und ein gut gepflegtes Heer. Alles würde gut gehen, meinen sie, wenn man der Bureaucratie nur freie Hand lasse, da sich in ihr die Intelligenz des Landes konzentriere, in ihr nach ihrer jetzigen Zusammensetzung die demokratische Tendenz vollständig vorwalte. Von ihr allein daher sei mit Recht die eifrigste und weitgehendste Vorsorge für die Interessen des eigentlichen Volkes zu erwarten, auf dessen Wohlfahrt es doch vor allem ankomme. Mit einem Federzuge könnten die emanzipierten Bauern zu Eigentümern des Grund und Bodens gemacht, aller Verpflichtungen gegen die früheren Grundherren entledigt, dem Bauernstande überhaupt die freieste Gemeindeverfassung gegeben werden. Der grundbesitzliche Adel als Stand wäre damit vollständig aufgelöst — die möglichste Zersplitterung des noch übrigen großen Grundbesitzes müsse dann der Bildung eines neuen Standes großer Grundbesitzer, der notwendig aristokratische Tendenzen hätte, entgegenwirken. So würde jeder Widerstand gegen die volksbeglückenden Maßregeln einer intelligenten, durch und durch demokratischen Bureaucratie gebrochen werden. Ueberdies wäre nur so eine völlige Nivellierung aller nationalen und anderen Besonderheiten tunlich, deren Existenz in einem demokratischen Staatswesen durchaus unzulässig sei. So werde im Wege allmählicher, ruhiger Entwicklung, ohne alle Revolution und Anarchie das erreicht werden, was jetzt die ganze strebende Jugend Rußlands wünscht und hofft.

Dieser bureaukratischen Partei ist selbstverständlich jede Idee einer Konstitution verhaßt, einmal, weil sie allerdings mit Recht Ordnung und innere Ruhe will, dann aber auch, weil jede konstitutionelle Versammlung notwendig die Herrschaft der Bureaukratie brechen dürfte, daher selbst schon die jetzigen Adelsversammlungen ihr so zuwider sind. Doch fragt es sich fast, was für die Zukunft des Reiches schlimmer, eine Konstitution oder eine solche Bureaukratie auf breiter demokratischer Grundlage, selbst wenn dieselbe Bureaukratie wirklich so intelligent wäre, als sie es schon zu sein glaubt oder doch gewiß zu werden hofft? Ist doch nichts Tötender für die geistige und sittliche Entwicklung einer Nation, als dieses stete Bevormunden, Regieren, dieses Nivellieren, Erdrücken jedes selbständigen Lebens außerhalb der einmal vorgeschriebenen Normen. Mag auch der kleine Landbauer sich in seiner Dorfgemeinde selbst regieren, für das materielle Wohlfsein des Landbauers, der städtischen Arbeitsbevölkerung vortrefflich gesorgt sein, — das ändert in der Sache nichts. Wo das Selbstgouvernement nicht weit über die Dorfgemeinde herauf greift, nicht alle, auch die höheren Schichten der Nation belebt, — nicht den einzelnen besonderen nationalen Individualitäten oder historischen Staatsteilen freies Atmen zum Sein und Sich-Entwickeln gewährt, — wo nicht neben dem materiellen Wohlfsein der unteren Volksschichten auch das geistige Wohlfsein der oberen Klassen, die freie Entfaltung der Individualität erstrebt und befördert wird, — dort ist Stagnation in der Volksentwicklung, — dort ist alles Anpreißen demokratischer Freiheit eine hohle Phrase, nur eine Maske für den Beamten despotismus, diesem Ideal der französischen Sozialistenschule.

Aber wie soll denn nun die Sache angepackt werden? Denn gehandelt und rasch gehandelt muß werden, wenn — wie bereits gesagt — das verhängnisvolle „Zu spät“ der Geschichte nicht erschallen soll. Die Vergangenheit, wenn man sie nur in ihrer nackten Wahrheit ins Auge fassen will, kann hier insofern als sicherer Leitstern dienen, als jedenfalls mit ihrer Anschauungsweise, ihren Tendenzen vollständig gebrochen werden muß. Doch hätte dies, aus den angeführten Ursachen, ohne Ökroyierung einer Konstitution sowie ohne Zusammenberufung einer konstituierenden Versammlung zu geschehen. Möglich ist es aber nur, wenn man die ganze Verwaltung reorganisiert mittels Dezentralisation, von unten herauf durchgeführte Selbstverwaltung und bessere Ordnung der Finanzen, — wenn man die persönliche Ehre und Freiheit des Einzelnen, die Rechte der verschiedenen Religionsgesellschaften und besonderen im Reiche vorhandenen historischen Nationalitäten garantiert, die Volksbildung nach allen Richtungen hin sich frei entwickeln läßt.

Rußland ist eine Autokratie, muß es bleiben. Die Garantien für das Volk müssen nicht in Beschränkung der monarchischen Gewalt, sondern in der Selbstverwaltung des Volkes, also in diesem selbst, gesucht werden. Von einer Konstitution im okzidentalen Sinne kann und soll aber nicht die Rede sein. . . .“

„In zwei Welten“.

In zwei Welten hat der im Jahre 1905 verstorbene, in unsrer Heimat weit bekannte und verehrte Pastor an der Trinitätskirche zu Mitau, Gurland, gelebt — in einer jüdischen und einer christlichen. Symbolisch zeigen seine Vornamen das an: der jüdische Chaim Gurland wird nach den schwersten inneren und äußeren Kämpfen zum christlichen, ja — wir dürfen wohl hinzufügen — zum christlich-germanischen Rudolf Gurland. Und diese große Wandlung vollzieht sich in einer Reihe bedeutsamer und bis ins Detail interessanter Einzelwandlungen. Der jüdische Knabe gewinnt eine unerklärliche Sympathie für den als Verrüger verschrienen Jesus. Der hochangesehene jüdische Rabbiner entragt öffentlich dem Talmud, dessen Irrtümer und dessen Minderwertigkeit ihm aufgegangen sind, er legt sein Rabbinat nieder und schlägt sich als armer Kalligraphielehrer durch. Der durch und durch im Judentum wurzelnde, kindlich pietätvolle Sohn seines Volkes tritt, innerlich von der christlichen Wahrheit überwunden, zum Christentum über, wird Judenmissionar, Pastor-Adjunkt, endlich Pastor primarius an der ersten Kirche Rurlands.

Daß ein solches Leben reich ist an Kämpfen, Leiden, Entbehrungen, aber auch an inneren Erfahrungen, Siegen und Eroberungen, leuchtet ein. Wir freuen uns daher aufrichtig, daß es uns jetzt in einer Biographie dargestellt ist*. Gurland hatte als junger Mann Tagebuchaufzeichnungen gemacht. Außerdem lagen nach seinem Tode noch so manche Briefe und Schriftstücke aus früherer und späterer Zeit vor, die einen Einblick in die Kämpfe seines Lebens gewährten. Eine gechliffene Selbstbiographie, um die man ihn öfters gebeten hatte, war das freilich noch lange nicht. Alles vorliegende Material mußte sorgfältig gesichtet, geordnet und vor allem an einen zusammenhängenden Faden der Erzählung gereiht werden. Das hat die Witwe des Verstorbenen getan und so mindestens die Hälfte der nun vorliegenden Biogra-

*) In zwei Welten. Ein Lebensbild des Pastors prim. Rudolf Hermann Gurland. Gütersloh. Druck und Verlag von E. Verlagsmann. 1907. 448 S. Preis M. 4.

phie Gurlands selbst geschrieben. Verschiedener Druck macht das von Gurland selber stammende kenntlich.

Worin der Hauptwert des Buches liegt, muß nach den obigen Mittheilungen deutlich sein. Wer sich einmal schon die Frage gestellt hat, warum der Uebertritt edler, gebildeter und religiöser Juden zum Christentum nicht häufiger sei, dem ist dieses Buch dringend zu empfehlen. Denn es schildert nicht bloß die wütenden Angriffe, denen ein „Abtrünniger“ von Seiten seiner jüdischen Landsleute ausgesetzt ist, so packend und drastisch, daß wir das Buch mit der größten Spannung lesen, sondern es stellt auch dar, wie selbst der gebildete Jude meist garnicht zur Kenntniss dessen gelangt, was eigentlich das Christentum sei. Erst spät und durch einen Zufall ist das Neue Testament in Gurlands Hände geraten.

Gewiß ist das uns vorliegende Lebensbild auch in anderer Hinsicht überaus lehrreich und wertvoll. Denn es zeigt uns einen der religiösesten, einen der liebevollsten und geliebtesten Pastoren unsrer Heimatskirche. Es zeigt uns einen edlen, warmen, echten Menschen, der, ohne Kampfesnatur zu sein, doch einen der schwersten Kämpfe aufnimmt und siegreich durchführt. Führwahr, wir müssen uns herzlich dessen freuen, wenn gerade in unsrer Zeit solche Bücher die weiteste Verbreitung gerade in unsrer Heimat finden und besonders auch unsrer Jugend in die Hände gegeben werden. Kurz, es sind viele Gesichtspunkte, von denen aus das Buch interessant erscheint. Aber die Hauptsache bleibt doch der Einblick in das Seelenleben eines tief religiösen und unbewußt zum Christentum heranreifenden Juden vor seiner Bekehrung. Es kann kein Zweifel darüber sein: der erste Teil dieses Lebensbildes gehört zum Interessantesten unter dem, was die letzten Jahrzehnte aus baltischen Federn gebracht haben. Hier hilft keine Schilderung eines Rezensenten, sondern nur die eigene Lektüre. Was der kleine Chaim dachte und fühlte und litt, das muß man selbst lesen, um es nachzufühlen. Was der eben zum Rabbiner Geweihte, als es Mitternacht geworden, der Jubel des Tages verhallt war und sein Vater in sein Gebetbuch geschrieben: „dieser Tag ist der schönste, ja der seligste meines Lebens“, was der junge Rabbiner in sein Tagebuch aufgezeichnet, muß man gleichfalls selbst lesen: „Dienstag d. 8. März, der schrecklichste Tag meines Lebens, ja der unseligste, denn am Altar Gottes habe ich den Vorschmack der Hölle empfunden. . .“ Oder einen Brief, den der 23jährige an den liebsten Freund also beginnt: „Mein Vater befördert mein Glück nach seiner Art, ohne mir davon zu sagen! Ich kann Dir etwas neues mitteilen — erschrick nur nicht! Ich bin seit 8 Tagen verlobt, d. h. man jagt es mir, und wenn ich daran zweifeln wollte, so legt man mir die Verlobungsschrift vor.“ (1)...

Es wäre leicht, die Beispiele zu häufen, aus denen zu ersehen ist, ein wie helles Licht auf jüdische Zustände und Kämpfe von dieser Jugendgeschichte fällt. Doch man lese das alles im Buche selber nach. Mit Spannung wird man es tun. Begreiflich ist es, daß der zweite Teil des Buches sich auf derselben Höhe interessantester Schilderungen nicht halten kann, er muß dem gegenüber ein wenig abfallen. Doch nachdem wir den Juden und den jungen Christen Gurland lieb gewonnen haben, so begleiten wir ihn auch mit Teilnahme als Zögling des Berliner Missionsseminars, als Judenmissionar in Rischinew und Mitau, als geliebten Prediger und Seelsorger in Mitau, als Vater, der sein verlorenes Töchterchen aus jüdischer Zeit sucht und findet, und dem noch im Alter sechs stramme Buben aufwachsen, und endlich als mühseligen und doch so liebenswürdigen Patienten in Odeffa. Ein wirklich scharfes Charakterbild vermag dieser zweite Teil freilich nicht zu bieten. Aber wir wissen, daß dazu eine solche Charakterisirkungskunst gehört, daß es ungerecht wäre, es zu verlangen, zumal von so nahestehender Seite. Es genügt, daß wir in das reich gesegnete Amts- und Familienleben Gurlands nach den verschiedenen Seiten hin eingeführt werden und zum Teil fesselnde Bilder entworfen werden. Zu den letzteren rechne ich die Schilderung des Besuches, den die alte jüdische Mutter ihrem Sohne, dem Pastor primarius, in Mitau macht. Mit großer Milde werden Gurlands Gegner behandelt, an denen es ihm leider auch unter den Christen, ja unter den Pastoren nicht gefehlt hat. Durch alles aber gewinnen wir den Eindruck, daß unsre Landeskirche in Gurland eine wahrhaft edle und hochstehende Persönlichkeit besessen hat, in der das vornehmste Gebot des Christentums in seltener Weise erfüllt wurden: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten als dich selbst.

Das Buch „In zwei Welten“ wird eine weite Verbreitung in unseren Landen finden. Manche werden darin ihren geliebten Seelsorger und Freund suchen und finden, manche den hervorragenden Diener unsrer Heimatkirche, manche den Mann fesselnder Schicksale, manche den Juden mit der anima naturaliter christiana. Und „wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ So ist es denn auch berechtigt, wenn die einen beim Lesen an die Biographie eines andern bedeutenden kurländischen Predigers denken, an das „Glückliche Leben“ Dr. Vielsensteins. Oder wenn andere die Geschichte einer entbehrungsreichen Jugend suchen, wie sie z. B. Grillparzer und Hebbel geschildert haben. Möge es denn auch an denen nicht fehlen, die — wenigstens bei den Höhepunkten dieses Buches — es wie einen Hauch von den augustinischen Bekenntnissen her empfinden: „Du, Herr, hast uns zu Dir hin erschaffen, und unruhig bleibt unser Herz, bis daß es Ruhe findet in Dir.“

E. v. Schrendl.



De Jong's Cacao

ist nahrhaft, leicht verdaulich, vollkommen
rein, im Gebrauch sparsam.

== 1/2 kg. genügt für 120 Tassen. ==

Höchste Auszeichnungen

auf div. Ausstellungen u. a.:

Paris 1900, St. Louis 1904, Kapstadt 1905.

Goldene Medaillen:

Lüttich 1905 — Diplôme d'honneur:

„Höchste Auszeichnung.“



==
Fabrik gegr. 1790.
==

Ges. geschützt.

== Versicherungs-Gesellschaft == „Rossija“.

St. Petersburg, Morškaja Nr. 37.

Grund- und Reservekapitalien 58,000,000 Rbl.

Die Gesellschaft schließt zu vorteilhaften Bedingungen:

Lebens-Versicherungen, d. h. Versicherungen: von Kapitalien und Renten zur Sicherstellung der Familie und des eigenen Alters;
Unfall-Versicherungen einzelner Personen, Kollektiv-Versicherungen von Beamten und Arbeitern auf Fabriken und Passagier-Versicherungen;
Feuer-Versicherungen aller Art beweglichen und unbeweglichen Eigentums;
Transport-Versicherungen von See-, Fluß- und Landtransporten, sowie von Schiffskörpern;
Glas-Versicherungen gegen Beschädigung durch Bruch und Zerspringen.

Nähere Auskünfte werden erteilt und gedruckte Antragsformulare verabfolgt durch das Hauptkomptoir in St. Petersburg (Morškaja, eigenes Haus, Nr. 37), durch die Filiale der Gesellschaft in Riga (Theaterboul. Nr. 3) sowie durch die Platzagenturen.

Versicherungs-Billette zu Passagier-Versicherungen auf Eisenbahnen und Dampfschiffe werden auch auf den Eisenbahnstationen und den Landungsplätzen der Dampfschiffe verabfolgt.

(ein Oste aus dem Bernauschen) seinem Kollegen bei, mit hochgeschwungenem Knüttel so tapfer und kraftvoll den ungleichen Kampf aufnehmend, daß die Angreifer ins Wanken gerieten. Diese Wendung der Dinge ermutigte die umstehenden Arbeiter, so daß sich nunmehr im Sandumdrehen das Bild wandte und die Eindringlinge mit blutenden Gliedmaßen eiligen Laufs Fersengeld gaben, während sechs von der Bande auf dem Wahlplatz ergriffen und alsbald gefesselt nach Walf expediert werden konnten.

16. Mai. Alt-Schwaneburg. Dem Doktor werden in der Nacht sämtliche medizinischen Instrumente, Verbandzeug, Schürzen, Handtücher gestohlen. Weder Geld noch andere Wertsachen wurden dabei angetastet.

16. Mai. Die „Nowoje Wremja“ äußert sich zu der in der baltischen Presse ausgesprochenen Meinung, daß es notwendig sei die russische Gesellschaft über die tatsächlichen Verhältnisse im Baltikum aufzuklären, wie folgt: „Das Geständnis der Deutschen, daß es notwendig sei, sich an die russische öffentliche Meinung zu wenden, erscheint im Verein mit der Erkenntnis der Unmöglichkeit zu irgend einem Uebereinkommen mit den Esten und Letten zu gelangen, als ein nicht nur neues, sondern auch sehr bemerkenswertes Ereignis im baltischen politischen Leben. Es erscheint uns als der erste Wegweiser auf jenem Pfade, den die baltischen Deutschen unter dem Druck des immer stärker werdenden estnisch-lettischen Ansturms früher oder später werden einschlagen müssen. Die deutsche Vorherrschaft im Gebiet ist jetzt bereits in ihren Grundfesten erschüttert, die estnisch-lettische Kraft wächst rasch, wird mit der unvermeidlichen Einführung weiterer Reformen einen erdrückenden Einfluß gewinnen, und den Deutschen wird nichts übrig bleiben, als vor den extremen Meinungen dieses Einflusses, der die Gerechtigkeit in den hiesigen Verhältnissen zu zerstören droht, bei uns Schutz zu suchen. So wird es unbedingt werden, und nur das Trugbild der traditionellen Anschauungen hindert noch die baltischen Deutschen, die Unvermeidlichkeit einer solchen Wendung im hiesigen Leben einzusehen, und veranlaßt sie zu der irrigen Vorstellung, daß ihre Positionen im Gebiet hauptsächlich von uns bedroht würden, während doch die Gefahr von einer ganz andern Seite herannahet und diese Positionen völlig untergräbt. In der städtischen Selbstverwaltung hat sich z. B. der russische Einfluß nur darin geäußert, daß die Tätigkeit der Verwaltung mit dem Staatsgedanken in Einklang gebracht und die Staatssprache eingeführt wurde, während die Letten und Esten aus vielen Stadtverordnetenversammlungen die Deutschen völlig verdrängt und

ihren Einfluß vernichtet haben. Das sind nur die ersten Schritte der zunehmenden estnisch-lettischen Macht; und sie wächst sozusagen nicht täglich, sondern stündlich. Und es wird ein Moment kommen, wo wir wiederum als Vertreter der Gerechtigkeit werden auftreten müssen, diesmal aber nicht mehr zu gunsten der Esten und Letten, wie bis jetzt, sondern zu gunsten der Deutschen. In den Grenzmarken, wo die Nationalitäten mit einander kämpfen, ist es nun einmal unsere Rolle, die Schwächeren zu verteidigen.“

Zu diesen Auslassungen äußerte die deutsche „*Petersb. Ztg.*“: „Die baltischen Deutschen haben keine Veranlassung, von dem einzig legalen und einzig würdigen Wege abzuweichen und an ein andres Volk — und sei es das herrschende — statt an die Regierung des Gesamtreichs zu appellieren, denn die baltischen Provinzen als ein vollberechtigtes Glied angehören. Klarheit über baltisches Recht und baltische Verhältnisse wollen wir allen verschaffen, aber mit Bitten, Vorschlägen und Projekten wenden wir uns nur an die Regierung. Die Russifizierungspolitik der Regierung hat die baltischen Provinzen in ihrer natürlichen politischen Entwicklung gehemmt und an den Rand der Anarchie geführt, von der Regierung erwarten die baltischen Deutschen, daß sie durch Erhörung ihrer Bitten, durch die Billigung ihrer Vorschläge und Projekte die Herstellung gesunder Verhältnisse wieder ermöglicht. Und auch bei der Regierung werden die deutschen Balten speziell deutsche Wünsche nicht vorbringen, — alles was sie sagen und wünschen, wird und muß sich auf die Gesamtheit der baltischen Bevölkerung beziehen. . . . Die baltischen Deutschen brauchen keinen künstlichen Schutz ihres Deutschtums, wohl aber verlangen sie, daß es nicht künstlich zerstört würde; oktroyierte man dem flachen Lande eine ebenso schlechte Verfassung, wie sie im Jahre 1892 die Städte erhalten haben, so müßte das mit tödlicher Sicherheit zum allgemeinen Ruin der baltischen Provinzen führen, der unmöglich im wohlverstandenen Interesse des Gesamtreiches liegen kann. Man gebe uns eine Selbstverwaltung oder akzeptiere eine von uns vorgeschlagene Selbstverwaltung, die mit den bestehenden kulturellen Verhältnissen im Einklang steht, dabei aber jeglichen kulturellen Verschiebungen auch politisch Rechnung trägt. Eine solche Verfassung bietet dem baltischen Deutschtum keinen unbedingten Schutz gegen die Verdrängung und Aufsaugung durch das strebsame und numerisch überlegene Esten- und Lettentum, aber den Mut muß uns als einziges, aber kostbares Gut die hinter uns liegende schwere Zeit gegeben haben, daß wir uns nicht scheuen,

nur solche „Positionen“ bestehen zu lassen, auf denen wir nicht behaglich ruhen können, sondern kämpfen müssen, um nicht schmachlich und völlig zu unterliegen. Wir können dann unterliegen, aber wir wollen es nicht und werden es nicht, solange noch ein Funke alten baltischen Geistes in uns lebendig ist.“

Die „Düna-Ztg.“ wies ihrerseits darauf hin, daß die „Now. Wr.“ von der falschen Ansicht ausgehe, daß das Verhältnis zwischen Letten und Deutschen keiner Veränderung unterliegen könne und die Kluft zwischen beiden unüberbrückbar sei. Sie vertrat die Meinung, daß man in einflußreichen lettischen Kreisen davon überzeugt sei, daß ein Ausbau der baltischen Autonomie jeder oktroyierten Verordnung vorzuziehen sei und sich auf dem Boden der Parität eine ehrliche Annäherung erzielen lasse. Veranlassung zu dieser Anschauung gaben 2 Konferenzen, die in diesen Tagen zwischen deutschen und lettischen Journalisten und andern Persönlichkeiten auf Anregung der „Düna-Ztg.“ stattgefunden hatten und wo mehrere anwesende Letten sich in diesem Sinne geäußert hatten. „Steht eine solche prinzipielle Stellung“, hieß es in der „D.-Ztg.“ weiter, „erst einmal fest, so können Differenzen in Einzelheiten nicht mehr zerstörend einwirken. Mögen lettische Politiker immerhin — um ein Beispiel anzuführen — sich für die Heranziehung der landlosen Knechte zur Landesvertretung erwärmen, die doch weder in Semstwo noch im reformierten Landtage, der nur die Prästandenzähler berücksichtigt, vorgesehen ist, so bleibt das eine akademische Frage, über die man wohl diskutieren, die aber als vorläufig unrealisierbar eine Einigung auf dem Boden des Möglichen nicht anschießt. So wird es auch in vielen andern Fragen gehen. . . . Wenn das lettische Volk immer weiter kulturell erstarkt und wenn seine Intelligenz numerisch größer wird, so wird die Parität sich als der Boden erweisen, auf dem eine gemeinsame Arbeit zum Wohle des Landes möglich ist und der für leidenschaftliche nationale Fehden keine Nahrung mehr bietet. Selbstverständlich werden und müssen wir Deutsche alles tun, um wirtschaftlich und kulturell stark zu bleiben, wir wünschen aber auch unseren lettischen Heimatgenossen alle Möglichkeiten zu freier Entfaltung. Wir wünschen ihnen Anteil an Landtag und an der Kommunalverwaltung, eine freie Presse und eine freie Schule.“

17. Mai. Friedrichswalde. Auf Baron Konrad Wolff und seine Gemahlin wird, als sie auf einer Fahrt in die Nachbarschaft durch den Wald fahren, ein Attentat durch zwei Schrottschüsse verübt. Baron W. wird von einigen Schrot-

förnern am Hinterkopf, seine Gemahlin durch eins an der Stirn verwundet.

18. Mai. Libau. Sozialdemokratische Arbeiter versuchen eine Demonstration bei Gelegenheit der Beerdigung eines Arbeiters. Polizei und Militär unter der Leitung des Polizeimeisters Baron Vietinghoff-Scheel stellen die Ordnung jedoch bald wieder her.
18. Mai. Reval. Infolge Brandstiftung brennt ein Teil der Fabrik von Rich. Mayer nieder.
20. Mai. Libau. Trunkene Zivilisten überfallen einen Kosaken in einem Gasthause.
20. Mai. Riga. In den Eisenbahnwerkstätten wird ein dienstlich dort erschienener Gendarm von Arbeitern mißhandelt. — In der Moskauer Vorstadt wird eine geheime Typographie entdeckt, in der revolutionäre Schriften gedruckt wurden.
22. Mai. Tschelker (bei Dorpat). Das Gutsgebäude brennt infolge von Brandstiftung nieder.
22. Mai. Libau. Unbekannte Leute verbieten unter Drohungen den Milchführern das Ausfahren der Milch am Sonntag.
22. Mai. Kl. St. Johannis (Kreis Jellin). Die Monopolbude wird von einigen Leuten gewaltsam demoliert.
25. Mai. Windau. Maler, Maurer, Arbeiter auf den Holzplätzen und am Elevator und auf den wenigen sonstigen gewerblichen Etablissements streifen. Auf freien Plätzen halten Arbeiter Beratungen ab; auch in den umliegenden Wäldern finden Ansammlungen mit revolutionären Reden, roten Fahnen usw. statt.
25. Mai. Mitau. Die Streifbewegung kommt nicht zur Ruhe. In der Kramerschen Eisengießerei wird die Arbeit eingestellt; die Fabrik wird infolge dessen geschlossen und die Arbeiter entlassen.
25. Mai. Aulenberg (Kreis Wenden). Auf den Besitzer des Gutes Aulenberg, Teidoff, wird in der Nähe des Gutshauses ein Mordversuch von einem einige Jahre zuvor entlassenen Knecht L. gemacht; der Ueberfallene wird jedoch nur verwundet.
26. Mai. Alt-Galzenau (Livland). Revolutionäre Demonstrationen am Himmelfahrtstage. (Bericht der „Düna-Ztg.“ nach Mitteilung von Augenzeugen): Konfirmation und Abendmahl hatten den größten Teil der Gemeinde versammelt. Die Kirche war übervoll besetzt. Der Hauptgottesdienst verlief ruhig. Die Kirchenbesucher nahmen aber alsbald wahr, daß sich beim Hauptportal der Kirche und bei der Sakristei fremdes Volk versammelte. Der Gottesdienst war zu Ende und nur eine Trauung noch zu vollziehen, und die Kirchenbesucher schickten sich an auseinanderzugehen. Während

Pastor F. Döbner sich in der Sakristei zur Trauhandlung vorbereitete, erschienen dort zwei unbekannte Leute und redeten ihn in höflicher Form folgendermaßen an: „Wir haben Dir im Namen der Sozialisten mitzuteilen, daß Du die Trauung ruhig vollziehen kannst und wir Dich nicht stören werden usw.“ Die Leute entfernten sich, nachdem sie sich ihres Kommissums entledigt hatten. Vor der Kirche wurde ein schwingvoller Handel mit Schriften und Büchern revolutionären Inhalts betrieben, Proklamationen en masse verteilt und eine rote Fahne gehißt, die jedoch später eingezogen wurde. Mit einem Zwischenfall aber hatten die sog. „Sozialisten“ am heutigen Tage nicht gerechnet, und hiedurch ist sowohl der Pastor als auch der Hof Alt-Galzenau vor Demütigung resp. Verwüstung gerettet worden. In der Frühe des Tages traf eine halbe Kompagnie Infanterie im Hofe Alt-Galzenau ein. Nachdem der Pastor die Situation als kritisch erkannt hatte, requirierte er das im Hof postierte Militär. Dieses erschien und nahm vor dem Hauptportal der Kirche auf ca. 50 Schritt Stellung. Dieser Umstand veranlaßte die an der entgegengesetzten Seite der Kirche, an der Sakristei sich befindenden Mitglieder der „Bande“ nach vorn zu gehen und an den Demonstrationen gegen das Militär teilzunehmen. Dessen Augenblick benutzte der Pastor, um unbemerkt die Sakristei zu verlassen und auf großen Umwegen erst nach mehreren Stunden das Pastorat zu erreichen. Sein Rutscher, den er nach seinem glücklichen Eintreffen in den Hof Alt-Galzenau entsandte, hatte sich durch Abgabe eines blinden Revolverschusses den Weg gebahnt. — Ziehend zog die Menge zum Gutshof. Abermals verperrte ihnen das Militär den Zugang, und als ein Steinhagel auf dieses und die beiden Söhne des Besitzers von Alt-Galzenau niederging, wurde bloß vom Gewehrkolben Gebrauch gemacht. Die Bande zog darauf ab.

26. Mai Serben (Livl.). Eine revolutionäre Demonstration findet am Himmelfahrtstage nach dem Gottesdienst statt. Schon morgens, lautet ein authentischer Bericht darüber in der „Düna-Ztg.“, kamen von auswärts, besonders aus Ronneburg, Scharen von fremden Leuten hergefahren, die nicht zu den hiesigen Kirchgängern gehörten. Aus ihrem Gebahren war zu entnehmen, daß etwas im Werke wäre. Schon seit längerer Zeit hieß es, daß die Ronneburgischen Aufwiegler ihre Tätigkeit nunmehr hierher verlegen würden, wo es bisher noch ruhig und friedlich herging. Der Gottesdienst war noch nicht beendet, als ein Teil der Gemeinde schon die Kirche verließ und sich draußen aufstellte, wo sich auch eine Schar von etwa 50 meist jüngeren Leuten mit einem Mann

versammelt hatte, der einen mehrere Zentimeter dicken Stock in der Hand hielt. Nach Beendigung des Gottesdienstes wurde unter allseitigen Hurrarufen an diesem Stock, der im Innern eine rostbedeckte Fahne mit revolutionären Inschriften barg und sich in die Länge ziehen ließ, die Fahne entfaltet, und unter dem Gesang eines revolutionären Liedes nach geistlicher Melodie zog der größte Teil der Kirchengänger hinter dem Fahnenträger und seinen Gefährten zum nahe gelegenen Ausstellungswäldchen. Eine Menge revolutionärer Proklamationen und Exemplare der im Geheimen gedruckten lettischen Zeitschrift „Zihna“ wurden verteilt. Der einzige Landgendarm, welcher den Zug zu hindern versuchte und die hiesigen Leute warnte, sich an den Demonstrationen zu beteiligen, wurde von den Genossen des Fahnenträgers mit Revolvern und Messern bedroht, so daß er die Flucht ergreifen und sich verstecken mußte, wobei er verfolgt wurde. Im Ausstellungswäldchen wurde hierauf von einem Rönneburger Bauern eine Rede gegen Kaiser, Regierung, Polizei und die Gutsbesitzer gehalten, die den lebhaftesten Beifall der inzwischen auf ca. 1000 Personen angewachsenen Menge fand. Es hieß darin: Fort mit dem Kaiser, der Regierung, den Gutsbesitzern, die das Land den Bauern gestohlen haben. Es wurde vom Redner empfohlen, keine Zahlungen den Gutsbesitzern, die sich nur vom Schweiß der Bauern näßten, mehr zu leisten; die Löhne mußten auf über 300 Rbl. pro Acker und 200 Rbl. pro Weib erhöht werden. Es wurde zur Vertreibung der Gutsbesitzer aufgefordert; die Wegereparaturen sollten nicht mehr geleistet werden. Endlich wurde eine Kollekte zum Besten der Revolution arrangiert und die Zusicherung gegeben, daß im Herbst alle drei Ostseeprovinzen völlig revolutioniert sein würden, und der Redner sprach seinen Dank für das zahlreiche Erscheinen des Publikums aus, dessen Zahl und allgemeine Zustimmung seine Erwartungen bei weitem übertroffen hätte. Nach Beendigung der Demonstration begab sich die Menge wieder zum Krüge, von wo ein Teil, zu dem auch die Räbelsführer gehörten, unter Abgabe zahlreicher Revolvergeschüsse auseinanderfuhr. Eine Wiederholung dieser revolutionären Vorgänge in vergrößertem Maßstabe wurde versprochen. Von einem Zuge zum Gule wurde für diesmal noch abgesehen, ein solcher jedoch in Aussicht genommen, um dann dem Gutsbesitzer die Forderungen der Revolutionäre zu diktieren.

26. Mai. Tirsén (Vieland). Über Demonstrationen am Himmelfahrtstage berichtet ein Privatbrief, der die typischen Vorgänge anschaulich schildert und daher wohl in der Chronik Platz finden darf. Bereits am 20. Mai hatte Pastor Kundsin

den Wunsch geäußert, daß zum 26. Mai, an dem die letzte Mädchenkonfirmation in Tirschen stattfinden sollte, Sicherheitsmaßnahmen bei der Tirschen Kirche getroffen würden, da ernstlich Banden, Gezeig und Unruhen zu erwarten wären.

Am 26. Mai, 7 Uhr morgens, wurden drei Tirschener Buschwächter mit dem Auftrage zur Parochialschule geschickt, den Pastor auf seinem Gange mit den Konfirmandinnen zur Kirche zu schützen; der Arrondator ging mit einem Knecht dem Pastor auf halbem Wege entgegen und begleitete ihn bis zur Kirchenthür, worauf der Knecht und die Buschwächter in die Kirche geschickt wurden, um in der Nähe der Kanzel und des Altars Wache zu halten. Der Arrondator blieb draußen, wo sich viele fremde Menschen angesammelt hatten; darunter auffällender Weise ca. 25 per Fahrrad angelangte Leute aus dem Schwarzemwegenschen, einige auch aus Adeln. Aus der Menge wurden Stimmen laut: Heute sei nichts zu machen, alle alten Gutsflepper und zu viel Polizei seien zur Stelle. Der Gottesdienst verlief ruhig, nur einige Mal hörte man an der großen Eingangstür ein Händeklatschen. Gegen 12 Uhr mittags wurde die Menge unruhig und wandte sich dem gegenüber der Kirche gelegenen Adelnischen Walde zu, wo eine rote Fahne gehißt wurde. Als die drei anwesenden Polizisten dorthin zu reiten, um die Fahne zu entfernen, entstand ein Tumult, so daß jene der Ueberzahl gegenüber davon Abstand nehmen mußten. Um 1 Uhr war der Gottesdienst zu Ende; doch blieb ein großer Theil der Gemeinde zurück, da der Pastor noch Danken und Tränkungen vorzunehmen hatte. Darauf fuhr er und ging die Gemeinde meist auseinander und der Weg bis zur großen Straße war für die Equipage des Pastors frei. Längs dem Krüge, der Monopolbude und der Apotheke standen jedoch Wagen hinter Wagen, die kreuz und quer vorgefahren waren, so daß es sehr schwierig um ein Passieren unmöglich zu machen. Kap. Vorschlag des Arrondators machte der Pastor daher einen großen Umweg und gelangte auch glücklich ohne Störung nach Hause.

Da scheinbare Ruhe eingetreten war, fuhr der Arrondator nach Hause, während im Krüge die drei Polizisten, der Bräuer, ein Tirschener Buschwächter, ein Knecht und vier Engholische Leute zurückblieben. Gegen sie wälzte sich sehr bald, nachdem der Arrondator fort war, eine aufgeregte, bewaffnete Menge, so daß jene gezwungen waren, die Thür zu schließen. Wegen die Thür flogen Stäbchen und Steine von 20 bis 30 Pfund Gewicht; und mit Mäher erwehrt sich die Eingekesselten, indem sie sich mit der Schultur gegen die Thür stemmten, der Anstimmenden. Bis 6 Uhr abends hatte die Thür ausgehalten, dann brach die Menge mit einem Balken die Thür auf und

stürzte, einen Schuß abgebend, ins Zimmer. Die hier Befindlichen gaben aus Revolvern Schüsse in die Luft ab, worauf sich die Menge verzog, einzelne, die sich in den Weg stellten, wurden zur Seite geschleubert, und die Eingeschlossenen konnten, gefolgt von Geschrei und Steinwürfen der Menge, sich retten, indem sie ihrerseits noch sechs Schüsse abgaben, die, wie sie bemerkten, einige Tumultuanten verwundeten, worauf diese auseinandergingen.

Auf dem Gute erzählten die Geretteten, sie hätten bereits um 4 Uhr den Krüger gebeten, dem Arrendator Nachricht zu geben, sie bedürften Hülfe, der Bote war aber durch Drohungen verhindert worden, zum Hof zu gehen. Der Arrendator versammelte nun sofort in kurzer Zeit alle Hofleute und zog, die mit Schußwaffen versehenen voran, die andern mit Zaunlatten hinterdrein, der mit fürchterlichem Geschrei zum Hof ziehenden Menge entgegen, die nichts zu tun wagte, sondern Kehrt machte und zum Krüge zurückging. Als am Abend um 8 Uhr Baron Wolff-Ensohn, der Kulturingenieur v. Transehe und der Oberförster eintrafen, war bereits Ruhe eingetreten, auch beim Krüge alles leer, so daß sie fortfahren konnten. Um 11 Uhr abends hörte man bei der Kirche stark schießen, da aber auf dem Hof sämtliche Knechte als Wächter aufgestellt waren, konnte der Arrendator nicht dorthin, da er den Hof schützen mußte. Am andern Morgen fand man bei der Kirche den Pfosten für die Bekanntmachungen ausgerissen. Es ist wahrscheinlich, daß man den Arrendator und die Hofleute durch das demonstrative Schießen hatte zur Kirche locken wollen, um sie vom Gebüsch aus niederzuschießen. Bis 1 Uhr nachts dauerte der Skandal bei der Kirche. Am selben Abend sandte der Landgendarm ein Telegramm an den Kreischef nach Walf, der Gendarm an den Gendarmeriechef nach Riga und am 27. Mai morgens ein Telegramm an den jüngeren Polizeigehülfen nach Smitten. Am selben Abend kam der Polizeigehülfe aus Smitten an. Am 28. Mai der Kreischef aus Walf mit 35 Mann Infanteriesoldaten und ein Offizier aus Marienburg. Am selben Abend kamen 30 Kosaken aus Seßwegen. — Am Sonntag Morgen den 29. Mai wurden mehrere Verhaftungen durch den hiesigen Landgendarm, der von 5 Kosaken begleitet wurde, vorgenommen, drei wurden am 30. Mai mit den Fußsoldaten nach Walf abgeschickt, drei wurden entlassen. — Der Kreischef hatte von der Alt-Schwaneburgischen Gemeindeverwaltung Schießpferde verlangt, um die Soldaten nach Tirsen zu führen, die Gemeindeverwaltung hatte sich geweigert. Die Alt-Schwaneburgische Gutsverwaltung hatte die Soldaten mit Gutsperden geschickt, ebenso sind die Soldaten mit Tirsenischen Hofspferden zurückgeandt.

26. Mai. Tuckum. Streikbewegung. Handwerkergefelln ziehen von Werkstatt zu Werkstatt und suchen die Niederlegung der Arbeit zu erzwingen. Eine Bande erscheint auch bei der Malz- und Zuckfabrik von J. W. Bähr. Der Besitzer, der die allgemeine Gärung in der Stadt kannte und für alle Fälle vorbereitet war, sandte ein kleines Mädchen zur Polizei mit der Anzeige des Ueberfalls und trat alsdann der eingedrungenen Bande mit beruhigenden Worten entgegen. Er erklärte unter anderem, daß er nicht Pette, sondern ein Deutscher sei, daß er in seiner Werkstatt nur mit seinen drei Söhnen arbeite und keinen fremden Menschen, abgesehen von Dienstmädchen und Hausknecht, beschäftige. Der Sprecher und Führer der Bande, der sich selbst als solcher vorgestellt, Herr Anskaln, wiederholte seine Forderung, den Betrieb der Fabrik sofort einzustellen und sich der Schar anzuschließen, widrigenfalls alles in Feuer und Trümmer untergehen werde. Die drohenden Schwingungen seines gewaltigen Knüttels ließen dabei über den Ernst seiner Absichten keinen Zweifel aufkommen und dem allein dastehenden Besitzer war es klar, daß hier nur Gewalt gegen Gewalt noch am Platze war. Auf ein vorher vereinbartes Signal stellte sich der Hausknecht mit einer eisernen Brechstange vor die Haustür, im selben Augenblick öffneten sich die Fenster des zweiten Stockwerks der Fabrik, an jedem Fenster erschienen die bligenden Läufe einer Doppelflinte und der Besitzer selbst forderte darauf, zur Seite tretend und seinen Revolver ziehend, die Bande auf, sofort den Hof zu verlassen, sonst aber nach dem Kommando „drei“ auf eine Salve gewärtig zu sein. Beim Kommando „eins“ machte der hintere Teil der Eindringlinge sich zum Rückzuge auf und nach dem Kommando „zwei“ ergriffen auch die vorderen Gardetruppen mit ihren Führern die Fucht, so daß beim Ausgang an der Pforte ein langes Gedränge entstand. In wenigen Sekunden war der Hofraum, ehe noch das Kommando „drei“ und die angekündigten Schrotsalven erfolgten, geräumt und damit unberechenbares Unglück bloß durch Umsicht und Entschlossenheit weniger Personen verhütet. Unterdessen war an der Pforte auch der Kreischeß mit einem Polizei- und Militärkommando angelangt, dessen energischem Eingreifen es gelang, den Herrn Anskaln nebst fünf Genossen nach geringem Widerstand dingfest zu machen.

28. Mai. Die revolutionäre Bewegung im süd-östlichen Livland wird von einem aufs beste orientierten Korrespondenten der „Düna-Btg.“ (Nr. 113 vom 28. Mai) folgendermaßen geschildert: „Die Bewegung im östlichen lettischen Livland, wie sie im Laufe des April und Mai deutlicher

hervorgetreten ist und in der Wildheit ihrer Exzesse wächst, offenbart sich immer kenntlicher als keine agrarpolitische, als welche die lettischen Zeitungen sie hinstellen, sondern als eine rein staatspolitisch-revolutionäre, die auf den Umsturz der bestehenden Regierung zielt. Solches war auch schon längst, seit etwa zwei Jahren, aus den bei jeder größeren Ansammlung der Bevölkerung, wie z. B. zu Märkten und kirchlichen Festen und schließlich fast sonntäglich auf allen Straßen ausgestreuten Proklamationen, ersichtlich. Mochten sie gegen die Fabrikdirektoren, wie es hier vorgekommen ist, obgleich es hier keine Fabriken gibt, oder gegen die Gutsbesitzer, gegen Schule und Schulinspektoren oder Kirche und Pastoren gerichtet sein, der Schlußrefrain war stets: Sturz der bestehenden Staatsgewalt. Was haben auch die Gottesdienststörungen in der Osternacht in den griechisch-orthodoxen Kirchen (Marzen, Großdohn, Lasdohn), was die Störungsversuche in den lutherischen Kirchen (Fehlteln, Festen, Lasdohn), von denen der in Lasdohn gelungen ist, was die Vergewaltigung der Pastoren (Erlau, Verjahn, Lasdohn) und die Angriffe auf die Gemeindehäuser (in Braulen, wo die „Kanonade“ das Kaiserbild zum Ziel gehabt, und in Friedrichswalde, wo der Reichsadler in den Fuß geworfen worden ist) mit einer Agrarbewegung zu tun? Auch die Aufschrift „Nieder mit der Selbstherrschaft“ (Nost ar patwaidibu) an den roten Fahnen, die hin und her meist in der Nacht oft auf nur schwer erreichbaren Baumspitzen befestigt werden oder zur Ueberraschung der Besitzer am Morgen von einem Hausgiebel im Hof wehen (Lasdohn) und bei den Umzügen in großer Zahl, bis zu achtzehn (Lasdohn), mitgetragen wurden, charakterisiert die Bewegung als eine staatspolitisch-revolutionäre, ebenso wie der Text der Lieder, die hektographiert auf den Straßen ausgestreut und bei den Umzügen mit wüster Energie gesungen werden. Freilich sind fast überall von den Knechten der Gutsböje Petitionen den Gutsbesitzern übergeben worden, in welchen diese um Zulagen verschiedener Art in Geld und Naturalien, zu ihrem Lohn gebeten werden. Diese Petitionen gehen aber nicht von den Knechten selbst aus, sondern sind ihnen von den Wählern diktiert worden. Sie sind daher alle nach gleichem Schema angefertigt und es ist auf allen Gütern vorgekommen, daß sie Punkte enthielten, die für die Verhältnisse des Gutes nicht zutreffend waren, weil die Knechte das Betreffende schon genossen (wie z. B. freie ärztliche Behandlung, eigenen Kochherd, Rappfenster u. dgl.), auch hat sich dazwischen ergeben, daß die Knechte vom Gutsbesitzer einzeln um den Inhalt der von ihnen unterschriebenen Petition befragt, ihn garrnicht kannten (Alt-Kalzenau). Namentlich aber in der letzten

Zeit ist es dadurch, daß die Scharen, welche viele Hundert und selbst über tausend Personen stark Sonntags Umzüge halten und einzelne Güter besuchen, die Forderung um Erhöhung des Knechtslohnes, der die Masse garnichts angeht, stellen und diejenigen Knechte, welche im Falle der Verweigerung ihre Arbeit nicht einstellen, mit Strafe bedrohen (Praulén, Friedrichswalde), besonders klar geworden, daß die Bewegung nicht von den Knechten ausgeht und die Lohnforderungen nur eine von den Ueberbern der Bewegung geschickt herbeigezogenes Mittel sind, um der Unruhe und dem Aufruhr einen breiteren Boden im Volke zu schaffen. Es ist ein vergebliches Bemühen der lettischen Presse, die Unruhen als Agrarbewegung hinzustellen und deshalb lange Artikel zu schreiben, welche den Grund des Uebels in einer von ihr behaupteten schlechten Lage der Knechte und der übrigen landlosen Bevölkerung („Balt. Wehstn.“, „Apikats“), ja darin die Ursache aller übrigen häufigen Verbrechen („Balt.“) nachweisen wollen. Der wirkliche Landwirt und Mann von Erfahrung in unsrem provinziellen Leben, sei er Groß- oder Kleingrundbesitzer, kennt die Sache besser. Wenn aber die lettische Presse dennoch mit diesen Gründen operiert, so tut sie es in leicht zu durchschauender Absicht: sie will damit die Ehre des lettischen Volkes in den Augen der Regierung und des russischen Volkes retten, und es ist ihr gelungen, die russische Presse, wie es scheint, fast ganz zu gewinnen. Ob aber nicht eine Ehrenrettung in einer andern und für das lettische Volk vorteilhafteren Weise zu erreichen wäre? Wer führt hier die staatspolitisch-revolutionäre Bewegung? Es wird gesagt, sie sei von außen her in unser Land getragen worden. Es ist das wahr. Die Eröffnung unsrer Schulen und unsrer Universität auch für die russische Jugend und ebenso der Besuch von Schulen des innern Rußlands durch Letten hat die treibenden Ideen der Bewegung hierher übermittelt. Ihre Träger bei uns sind aber Letten selbst. Verbummelte Studenten und verdorbene Schüler haben in dieser Richtung auf dem Lande gewirkt. Besonders bemerkbar ist das geworden seit dem letzten allgemeinen Hochschulentreik. Sie haben, wenigstens in dieser Gegend, ein Komitee, das die Arbeit organisiert und, wie es scheint, den Namen „Trans“ führt. Es beruft Versammlungen, in denen es seine Ideen zu verbreiten sucht, wobei Aufreizung gegen die Deutschen hierzulande und Verheißungen von Landverteilung eine Rolle spielen. Der Hauptgegenstand der Vorpiegelungen ist aber eine Aenderung der Staatsverfassung, die allein es ermöglichen wird, ihre Erdrückungen in Ruhe zu genießen. Wei ihnen zustimmt, muß sich durch seine Unterschrift zu treuem Festhalten an ihrer

Sache verpflichten. Die Kolporteure ihrer Flugblätter und Lieder und ihre Voten werden mit Geld belohnt, Verräther mit dem Tode bedroht. Ein solcher Drohbrief z. B. lautet in deutscher Uebersetzung: „Herr Judas! Deine Werke haben in letzter Zeit einen üblen Geruch. Für einen solchen Auswurf der Menschheit ist gegenwärtig kein Platz mehr in der Genossenschaft anständiger Leute. Deshalb erhältst Du hiemit die erste und vielleicht auch die letzte Drohung. Bereite Dich schon bei Zeiten vor, den verdienten Lohn als Spion zu empfangen. — Scherz beiseite!“ Unterscriben: Auka, K. Eibens, Behrkons (Sturm, Blik, Donner). — Dieses Komitee setzt die Termine und Versammlungsorte zur Störung der öffentlichen Ordnung und zu Ueberfällen der Gutshöfe an. Auf seinen Aufruf versammeln sich 30 bis 40 Genossen an dem bezeichneten Ort. Unterwegs schon suchen sie jeden des Weges Kommenden oder am Wege Wohnenden zum Mitgehen zu bewegen. Der Bevölkerung ist die rote Fahne eine bekannte Erscheinung, — aus Furcht geht ein Theil mit, ein anderer aus Neugier und wieder ein anderer mit der Hoffnung, daß bei der Sache doch vielleicht etwas herauskommt. Leute, die sich nicht beteiligen wollen, weichen von ferne auf weiten Umwegen der daherziehenden Schar aus. So sammeln sich Hunderte, wie in Versohn, ja selbst Tausende, wie in Lasdohn und Friedrichswalde. Es ist eine unzutreffende Beschönigung, wenn die lettischen Zeitungen meinen, die Hunderte und Tausende kämen von weitem her. Es mögen einzelne aus Riga kommen, die meisten sind im Umkreis bis zu 15 oder 30 Werst zu Hause und gut bekannt. Den Wortlaut der Lieder kennen die meisten Teilnehmer aus den ausgestreuten Liederzetteln und hat er sich seiner Absonderlichkeit wegen ihrem Gedächtniß eingeprägt. Männer, Weiber, Kinder grölen und schreien ihn bei diesen Umzügen in vollem Chor. Eine wüste, fast fanatische Aufgeregtheit bemächtigt sich aller. Bei den Verhandlungen tritt es dann einzelne Häufelführer, die auch bestimmen, wer gewaltsam mitzunehmen und wenn er freigelassen wird. Die Lieder sind schon so bekannt, daß man auch zu anderer Zeit harmlos Betrunkene auf der Straße ihren revolutionären Text mit Profanierung der erhabensten Chormelodien grölen hört.

Weiter wird in dem Artikel darauf hingewiesen, daß an dieser tiefen Untergrabung des Respekts vor der Obrigkeit, der Achtung vor der öffentlichen Ordnung, der religiösen Pietät die lettische Presse sehr viel Schuld trage. Auch gegenwärtig schürt sie durch ihre Haltung die ganze Bewegung. Durch ihre Motivierung der Unruhen als berechnete agrarpolitische beschönigt sie sie. Von Erzeßen weiß sie nichts, erst in ganz letzter Zeit

- hat der „Balt. Wehstn.“ ein paar (Erlaa, Versohn, Lasdohn) kühl referiert. Gegen die Nachrichten der deutschen Zeitungen hatte sie aber den Vorwurf, daß es Uebertreibungen und Entstellungen in lettenfeindlichem Sinne seien. Daß der Vorwurf der Uebertreibung und Entstellung grundlos ist, weiß jeder Leser, auch der Lette auf dem Lande, er weiß selbst, daß vieles Arge, was vorkommt, garnicht einmal berichtet worden ist, — der Vorwurf der lettenfeindlichen Gesinnung zündet aber weiter. So verfahren „Balt. Wehstn.“ und „Apstatts“ und die andern, selbst die bessergerinneten Zeitungen drucken das nach und haben kein eigenes Urteil, kein Wort ernster Mahnung. Nur die „Rigas Anvise“ hat von redaktioneller Seite ein solches gebracht und auch dieses haben bisher erst die „Latweeschu Anvises“ nachgedruckt. Und doch, das lettische Volk ist nicht durchweg infiziert, es ist in seinen Hauptbestandteilen, dem eigentlichen Bauern, sei es Wirt oder Knecht, zum größten Teil noch gesund. Es fehlen ihm nur Leute, die seinen Mut anregen und stärken. An einzelnen Stellen (Fehkeln, Kalzenau) hat es sich schon bewiesen und bewährt. Wäre es nicht Aufgabe der gesamten lettischen Presse, mannhaft aufzutreten und das revolutionäre Treiben zu brandmarken? Was soll die Antwort: wir können nicht helfen? Nicht den Deutschen soll geholfen werden, sondern dem eigenen Volke. Es zu stärken, daß es diese Krisis überwindet, — das wäre seine Ehrenrettung.
28. Mai. Warwen (Kurland). Eine große Maschinenriege des dem wirkl. StM. Golowin gehörigen Gutes wird durch Brandstiftung eingeäschert.
29. Mai. Festen (Livland). Nach Beendigung des Gottesdienstes ertönte plötzlich ein schriller Pfiff und es erklang nach einer bekannten Choralmelodie ein Lied revolutionären Inhalts. Der Pastor Karl Stoll verließ die Kirche; draußen trat ihm ein Haufe völlig fremder Leute mit einer Fahne entgegen und verlangte, daß er ihnen die Fahne vorauf trage. Der Pastor weigerte sich, worauf der Anführer der Bande ihn mit geballten Fäusten vor die Brust stieß. Dieses war das Signal für die Horde, die nun auf den Pastor mit Stöcken losschlug, wobei dieser, wie der Arzt konstatiert hat, 22 Verletzungen durch Stockhiebe am Kopf und übrigen Körper erhalten hat. Sie rissen ihm die Mütze vom Kopf und warfen ihn durch einen Fußtritt zu Boden. Nachdem sie ihn so bis auf die Landstraße gezerzt hatten und dann ihr Verlangen wiederholt, was Pastor Stoll standhaft verweigerte, steckten sie ihm die Fahne hinter Rock und Talar auf den Rücken und zogen so mit ihm zum etwa $\frac{1}{2}$ Werst entfernten Kirchhof, bis an das Grab eines in Gorki bei den stätteghabten Unruhen Erschossenen,

Kurz vor dem Kirchhof zogen sie die Fahne heraus und zwangen den Pastor, indem sie seine Hände fest um die Fahnenstange drückten, die schwarz-weiße Fahne zu tragen. Zuletzt ließen sie die Hände los und der Pastor ging dann völlig ermattet bis zum Grabe mit. Nachdem sie dort noch eine rote, mit Gold gestickte Fahne, die von der Horde im Zuge mitgetragen worden war, neben dem Grabe aufpflanzen hatten, stellten sie daselbst an den Pastor Forderungen, Dienstboten und Wächter betreffend, und verlangten das Ehrenswort des Pastors, über diese Vergewaltigung in der Kirche nicht zu sprechen, worauf der Pastor sagte, daß er in der Kirche Gotteswort predige und nicht über seine Person rede. Darauf entließen sie ihn.

Diesen Vorgängen sah die Festenische Gemeinde zu, ohne den geringsten Versuch zu machen, ihren Seelsorger den Mißhandlungen zu entziehen. Aus der Menge soll einmal der Ruf: Glahbeet, glahbeet muh'u mahzitaju (rettet, rettet unsern Pastor) erklingen, aber wirkungslos verfliegen sein. Dagegen haben junge Mädchen applaudiert und Bravo gerufen. In der Horde hat man Personen bemerkt, die man an ihren Mützen als Schüler höherer Lehranstalten erkannt hat.

29. Mai. Libau. Dem Leiter der Maschinenfabrik „König“ wird eine Stinkflask durchs Fenster in die Wohnung geworfen.
29. Mai. Rönneburg (Livland). Unruhen bei der Kirche; die nach früherem Muster (vergl. 17. April, 1. Mai) von einer revolutionären Bande inszeniert werden sollen; werden durch das energische Auftreten der Polizeichargen, die von ihrer Waffe Gebrauch machten, und der Kosaken, die aus dem nahen Wäldchen unerwartet hervorbrachen, unterdrückt.
30. Mai. Riga. Streik der Telephonarbeiter.
30. Mai. Libau. Der Polier Roboter der Baufirma Miede wird durch zwei Schüsse schwer verwundet. Der Missetäter entkam.
30. Mai. Rönneburg-Neuhof. Die mit ihren von auswärts gebrachten Flinten und Revolvern bewaffneten Knechte, denen sich auch das übrige Dienstpersonal und ein Teil der Gefindewirte bewaffnet anschließt, umzingeln das Herrenhaus, erpressen unter Drohungen in gewalttätiger Weise Lohn und andere Zugeständnisse. Infolge dieses räuberischen Verhaltens seiner Leute, von denen ein Teil schon viele Jahre sich im Dienste befindet, sieht sich der Besitzer von Neuhof, Herr von Bander, ein weit und breit im Ruf eines humanen und freigebigen Gutsheeren stehender Mann, veranlaßt, das Gut mit seiner Familie zu verlassen.
31. Mai. Lindenruh. Eine Deputation der Wächter des Gutes Lindenruh im Rigaschen Patrimonialgebiet begibt sich um diese

Zeit nach Petersburg, um einige Erleichterungen in den Pachtverhältnissen zu erwirken. U. a. fordern die Pächter eine Verlängerung der Pachtfrist von 30 auf 100 Jahre u. dergl. — Es gibt im ganzen 1500 Pächter auf dem Güte. Sie haben zu diesem Zweck gemeinschaftlich ca. 800 Rbl. durch freiwillige Spenden gesammelt, welche Summe die Unkosten für die Deputation decken soll. Die Pächter haben in den Ausschuß 40 Mann gewählt, welche ihrerseits wieder eine Deputation aus 10 Mann eingesetzt haben.

31. Mai. Sessau (Livland). Die Wohnung des griechisch-orthodoxen Priesters wird das Opfer einer Brandstiftung.

Juni.

1. Juni. Libau. Als Pastor Goldberg am Nachmittag um 6 Uhr im Neu-Libauischen Bethause den Konfirmationsunterricht erteilte, stürzten 10 Mann in Arbeiterkleidung in das Gotteshaus und bedrohten mit einem vorgehaltenen Revolver den Kirchenvorstand Vander, der ihnen entgegentrat und sie bat, den Kinderunterricht nicht zu stören. Den Kirchenvorstand beiseite schiebend, warfen sie sich auf Pastor Goldberg, den sie mitten im Bethause mit Stuhlbeinen niederschlugen und mißhandelten. Die erschreckten Konfirmanden zerstreuten nach allen Richtungen. Inzwischen requirierte der unbemerkt aus dem Bethause entkommene Lehrer Hilfe gegen die Kirchenschänder in der daneben gelegenen Feuerwehration, aber mit negativem Erfolge, da ein dajelbst von ihm angetroffener Feuerwehrmann die erbetene Hilfe mit der lakonischen Bemerkung: „kas man par dalu“ (Was geht's ich an) rundweg ablehnte. Als die darauf von Vander von der Polizei telephonisch erbetene Hilfe (Revieraufseher Garose und ein Schutzmann mit Militär) im Lauffschritt in dem Bethaus anlangte, hatten die Räuber schon das Weite gesucht und war der am Kopfe schwer verwundete, blutüberströmte Pastor Goldberg in halb bewußtlosem Zustande aus dem Bethause nach seiner Wohnung geschafft worden.
2. Juni. Livland. Das livl. Konsistorium hat wegen Störungen des Gottesdienstes und Vergewaltigung der Prediger die Schließung der Kirchen zu Raddohn, Kalzenau, Jekteln und Jekten angeordnet.
2. Juni. Libau. Der Arbeiterstreik nimmt größere Dimensionen an. Auf fast sämtlichen Fabriken in Alt- und Neu-Libau wird gestreikt. Arbeiter durchziehen die Straßen und erzwingen die Einstellung der Arbeit. Nachts dringt eine Schar junger Leute aus dem Arbeiterstande in das Adrische Haus

in Neu-Libau ein, mißhandelt die Hausbewohner, demoliert die Möbel, Betten und Kissen, trägt das zertrümmerte Hausgerät in einem Zimmer zusammen und zündet es an. Die Feuerwehr lokalisiert zwar den Brand in kürzester Zeit, aber sie wird mitten in der Arbeit von dem zahlreich versammelten Pöbel in den Löscharbeiten gestört und gewaltsam am Weiterarbeiten gehindert. Die Löschmannschaft muß mit der Spritze abrücken und die am Brandplatz zurückgebliebene Brandwache der ständigen Feuerwehr ist gezwungen mit Eimern das in den Zimmern noch weiter glimmende Feuer zu löschen.

2. Juni. Kevai. Eine Menge von 500 Arbeitern, unter ihnen eine große Anzahl Fremde, sammelt sich im Hofe der chemischen Fabrik von Mich. Meyer und verhindert jede Arbeit, spannt die Pferde aus und begrüßt „die Feinde“ mit Steinwürfen. Da in der letzten Zeit die Streiks sich immer von neuem wiederholt hatten, entschließt sich die Fabrikleitung alle Arbeiter zu entlassen und die Fabrik zu schließen.
3. Juni. Riga. Auf dem alten Lagerplatz überfällt eine Bande von etwa 10 Mann einen Nachtwächter, entreißt ihm den Revolver und verlegt ihn durch Schläge schwer.
3. Juni. „In den Arbeiterverhältnissen der Provinz“ — so schreibt warnend die „Düna-Ztg.“ — „dürften wieder schwerwiegende Unruhen zu erwarten sein. In verschiedenen kleinen Städten den Anfang nehmend, soll der von Petersburg und Moskau anbefohlene Generalstreik wiederum den Zweck haben, die bürgerliche Gesellschaft in Schrecken und Unruhe zu versetzen. In bemerkenswerter Weise hat diese Bewegung, vor der wir auch unsre industrielle Welt warnen möchten, in Libau den Anfang genommen, wo bereits Zustände herrschen, die jeder Beschreibung spotten. Fast alle großen Fabriken sind in den Ausstand getreten. In großen Zügen ziehen die Arbeiter revolutionäre Lieder singend durch die Stadt. Sogar der Bahnverkehr ist zeitweilig gehemmt, nachdem die Arbeiter teils freiwillig, teils durch Gewalt vertrieben, sämtliche Werkstätten verlassen haben. Die Ortspolizei ist bei ihrem geringen Bestande vollständig ohnmächtig. Zur Illustrierung der Verhältnisse diene der Umstand, daß die Stadt mit fremden Emissären überschwemmt ist, die revolutionäre Reden halten und die Arbeiter in eine Erregung versetzt haben, die das schlimmste befürchten läßt. Der Polizeimeister Baron Vietinghoff-Scheel ist mehreren Attentaten glücklich entgangen, hat aber keinen einzigen Detektiv zu seiner Verfügung.“
5. Juni. Rennwarden (Südliwland). Tumult in der Kirche. Nachdem am ersten Pfingstfeiertag Propst Zimmermann die Predigt beendet hatte, bestieg ein junger Mensch

die Kanzel und begann eine Rede sozialistischen Inhalts. Unterdessen wurde der Küster von einigen Individuen daran gehindert, die Orgel zu spielen. Der anwesende Verwalter des Gutes Pennwarden, Baron Huene, suchte als Vertreter der Gutspolizei sich durch die die Kanzel dicht umgebende Menge zu drängen, um den Redner zu hindern, während Propst Zimmermann das Schiff der Kirche zu gewinnen suchte, um dem Redner Schweigen zu gebieten und die Gemeinde aufzufordern, seinen Unfug im Gotteshause zu dulden. Der junge Mann verließ die Kanzel und verschwand mit einem Teil der Anwesenden aus der Kirche. Ein Teil der Zurückgebliebenen stürzte sich mit Knütteln und Stöcken auf Baron Huene und dessen Bruder. Es entstand ein Handgemenge, Stoßen und Schlagen mit Stöcken und Knütteln. In diesem Tumult wurde Baron Huene nicht unerheblich am Kopf verletzt und stürzte blutüberlaufen zu Boden. Den vereinigten Bemühungen des Propstes Zimmermann und des inzwischen erschienenen Kirchenvorstehers Herrn v. Wulf gelang es, die sehr erregte Menge zum Verlassen der Kirche zu bewegen. Vor der Kirche gab es noch ein wildes Reden und Schreien, dann zog die Menge unter Abfingung eines revolutionären Liedes und unter Vortragung einer großen roten Fahne mit weißer Inschrift zum Gemeindehause. Die Zahl der aktiven Manifestanten wurde auf etwa 50 geschätzt, darunter sollen gegen 15 Freunde, die übrigen aber Gemeindeglieder gewesen sein. Ein Teil der Manifestanten hatte sich mit Masken und falschen Bärten unkenntlich gemacht.

5. Juni. Riga (Südliwland). Tumult in der Kirche. Am ersten Pfingstfeiertag, als während des Gottesdienstes das Predigtlied begonnen hatte, stürzten mehrere junge Leute, darunter ein Schüler und ein Polytechniker (in Uniform), in die Sakristei und forderten in lettischer Sprache von Pastor Schilling, daß er ihnen seinen Talar abtrete. Auf seine Weigerung forderten sie erregt das Versprechen, er solle in der Kirche nicht sprechen zur Gemeinde. Als auch das abgelehnt wurde, zogen mehrere von ihnen Revolver aus der Tasche und drohten zu schießen, wenn der Pastor den Versuch machte, die Sakristei zu verlassen. Mit Gewalt bemächtigten sie sich eines lettischen Neuen Testaments und stürmten unter Zurücklassung des Polytechnikers, der mit dem Revolver in der Hand an der Tür stand und diese über eine halbe Stunde lang versperrte, in die Kirche hinein, wo unterdessen der Gemeindegesang ein Ende gefunden hatte. Einer aus der bewaffneten Bande bestieg die Kanzel und hielt nach Verlesung einer Schriftstelle (!) eine revolutionäre Rede, während seine Genossen mit Waffen in

den Händen in den Gängen der Kirche umhergingen und drohten, sie würden bei dem geringsten Versuch des Widerstandes schießen. So blieb der größte Teil der Gemeinde samt den zwei Landgendarmen (!) sitzen und hörte die Rede an, bei deren Schluß laute Beifallsrufe und Händeklatschen ertönten. Draußen knallten die Revolver, drinnen veranstaltete man eine Geldsammlung und sang revolutionäre Lieder nach kirchlichen Melodien, deren Text vorgesprochen wurde. — Als die Menge sich anschickte unter Entfaltung von roten Fahnen aus der Kirche zu ziehen, verließ der Polytechniker seinen Posten. Die Terroristen aber zogen, den Anschluß der Gemeinde verlangend, unter Gesang und Schüssen zum Schloß Nitau.

Der Verwalter des Gutes wurde aus seiner Wohnung geholt, ihm ein Revolver auf die Brust gerichtet und an ihn die Forderung gestellt, Nitau in zwei Wochen zu verlassen, widrigenfalls sie andere Mittel gegen ihn anwenden würden. Darauf wurde wieder „Hurra“ geschrien und ein revolutionäres Lied nach kirchlicher Melodie angestimmt; dann ging der Zug zum Schloß selbst.

Der Besitzer von Schloß Nitau Graf Stenbock-Fermor in Begleitung seiner Gemahlin erschien auf dem Balkon. Dem Wunsche des Sprechers der Bande, daß der Graf zu ihnen heruntersomme, wurde nicht Folge geleistet. Darauf stellte der Anführer der Bande seine Forderungen, wie Entlassung des Verwalters, Zugabe von so und soviel Korn an die Halbförner und anderes mehr. Unter Hinweis der Gründe, weshalb diese Wünsche nicht erfüllt werden könnten, schlug Graf Stenbock alle Forderungen ab. Während dieser Unterhandlungen standen neben dem Hedner zwei Leibwächter mit gespannten Revolvern. Die Fahnen wurden von wildblickenden Frauenzimmern getragen. Wieder „Hurra“ und Liederbesang, und es ging zum Krüge. Hier wurde das Publikum darüber belehrt, daß sie in den Krug zum Trinken gehen könnten, nur müßte die Monopolbude gemieden werden.

Vom Krüge ging's vors Pastorat; der Pastor wurde herausgebeten, ihm auch gute Lehren erteilt, ihm gesagt, er, der Pastor, hätte bisher seiner Gemeinde anstatt Brot — Steine gereicht; als Andenken hieran und als Symbol stopften sie dem Pastor auch einen Stein in die Tasche. Hierauf zerstreute sich die Menge.

5. Juni. Lubahn (Südvl.). Tumult bei der Kirche. Am ersten Pfingstfeiertag konnte der Gottesdienst nicht stattfinden, weil schon vorher ein revolutionärer Aufzug begann, dem sich ein Teil der bereits in der Kirche versammelten Gemeinde anschloß. Rote Fahnen wurden entfaltet mit den

Inskriften: „Nieder mit dem Kaiser!“ „Nieder mit den Gutsherren!“ „Nieder mit der Geistlichkeit!“ Proklamationen wurden verteilt und Aufrufe verlesen. Pastor Kade ließ die Kirche schließen und begab sich ins Pastorat. Nachdem die viele Hunderte zählende Menge dann zuerst im Gemeindehause und in der Ministerschule die Kaiserbilder demoliert und auf die Straße geworfen, kam sie endlich zum Pastorat, wo der Pastor ihr auf der Veranda entgegentrat. Ein maskierter Führer überreichte ihm einen Zettel mit Forderungen, darunter auch die, er solle sich verpflichten, in Zukunft nicht gegen die Sozialisten zu predigen. Unter Geschrei, Geschimpf und Drohungen wurde eine Unterschrift vom Pastor verlangt, die zu geben er sich weigerte und von der der Führer schließlich Abstand nahm. Darauf wurde er aufgefordert mitzuziehen. Als er sich weigerte, wurde er von einem Haufen, der sich ihm in den Rücken gedrängt, unter dem Ruf „Nun denn mit Gewalt“ von der Treppe hinuntergestoßen und in die Menge hineingerissen. Gewalttätig wurde er auf diese Weise etwa 1 Werst bis zum Hof Lubahn mitgenommen. Dazwischen wurde ihm die Fahnenstange an die Brust gedrückt. Selbst der maskierte Führer, offenbar ein Student des Polytechnikums, stellte sich wiederholt an seine Seite, drohte mit den Fäusten und schrie, es sei eine Schändung der roten Fahne, wenn sie jemand mit Gewalt aufgedrungen würde, desgleichen sei es ein Unrecht, ihn gewaltsam mitzuschleppen. Die Menge gehorchte ihm nicht; er sagte zum Pastor: Sie sehen es selbst, ich kann nichts dagegen tun. Als man bis zum Gutsgebäude gelangt war, trat der Pastor ein und entzog sich der Menge, die nach Erledigung ihres Programms auch dort davonzog.

5. Juni. Ascheraden (Skivl.) Tumult in der Kirche. Am ersten Pfingstfeiertag verlief der Gottesdienst ruhig bis zum Schluß der Predigt. Als nun aber Pastor Savary sich anschickte das Kirchengebet nebst Fürbitte für den Kaiser zu halten, riefen drei fremde bis zur Kanzel vorgebrungene Männer ihm unter Hervorziehung von Revolvern zu: „Nost ar Keisar, nost ar patvaldibu“ (Fort mit dem Kaiser, fort mit der Selbstherrschaft). Es entstand ein heftiger Tumult, da eine größere Anzahl ebenfalls mit Revolvern bewaffneter Männer sich dem Protest wider das Kaisergebet anschloßen und den Pastor nicht mehr zu Wort kommen ließen. Die Gemeinde, von den Aufwühlern bedroht, fing an die Kirche zu verlassen, wobei ein Teil durch aufgebrochene Fenster flüchtete. Einige gutgesinnte Gemeindeglieder umringten jedoch den von der Kanzel herabgestiegenen Prediger, ließen die Tumultuanten nicht in seine Nähe und geleiteten ihn nach Hause. Der Gottesdienst konnte

nicht zu Ende geführt werden. Draußen wurden dann noch Brandreden gegen die Selbstherrschaft, gegen die Einberufung der Meierwisten und gegen die staatliche Volksschulverwaltung gehalten, revolutionäre Lieder gesungen und Kollekten zur Anschaffung von Waffen veranstaltet. Dem Pastor wurde mitgeteilt, daß die Revolutionäre den Gottesdienst nicht hätten hören wollen, das Gebet für den Kaiser aber nicht zulassen würden.

Als der Besitzer von Schloß Römerhof Landrat M. von Sivers morgens erfuhr, daß in der Kirche eine Demonstration stattfinden würde, machte er sich mit seinem Verwalter und einigen Hofsleuten auf, um Ausschreitungen zu verhindern. Als er bei der sechs Werst entfernten Kirche anlangte, war die Kirchenstörung jedoch bereits vor sich gegangen.

5. Juni. Grünhof (Kurland). Tumult in der Kirche. Beim Verlesen des Predigttextes am ersten Pfingstfeiertag erschienen in der Kirche fünf mit dicken Knütteln und Revolvern bewaffnete Leute und postierten sich in auffälliger Weise neben der Kanzel, verhielten sich aber während der ganzen Predigt und des Kanzelverleses völlig ruhig. Im Moment jedoch, wo der Pastor im Kirchengebet den Namen des Kaisers nannte, brach ein wildes, ohrenbetäubendes Gegröhl aus: „Nost ar Keisaru! Nost ar patwaldibu!“ (Nieder mit dem Kaiser! Nieder mit der Selbstherrschaft!) und die rote Fahne wurde im Altarraum entfaltet. Der Organist, welcher das lang andauernde Geschrei durch Orgelspiel zu übertönen beabsichtigte, wurde unter Drohungen daran verhindert. Nun begann einer der Revolutionäre, neben der roten Fahne stehend, mit lauter Stimme eine Hezrede. Zugleich sprang ein anderer mit vorgestrecktem Revolver auf die Kanzel und forderte den Pastor G. Seesemann, welcher die ganze Zeit über ruhig oben geblieben war, auf, sofort herunterzukommen. Auf dessen Weigerung, er werde von seinem Platz nicht weichen, richtete er den Revolver gegen ihn und sagte: „Geh hinunter oder ich schieße.“ „Schieß!“ antwortete der Pastor. Der Mann schoß nicht. Er entfernte sich, nachdem er vergeblich versucht hatte, den Pastor herunterzuzerren. Da sprangen drei andere auf die Kanzel und nun entspann sich ein Ringen zwischen ihnen und dem Pastor, welcher mit beiden Armen das Kanzelpult umklammert hatte und es ungeachtet der Schläge, die auf Kopf und Schultern fielen, nicht losließ. Da schlugen sie ihm die Füße unten weg, der Pastor brach zusammen und dann stießen sie ihn die Kanzeltreppe herunter. Alles dieses war von Schmähungen unflätigster Art begleitet. Unten postierte sich einer als Wache neben dem Pastor, bedrohte ihn

beständig mit dem Revolver und verbot ihm wegzugehen, widrigenfalls er ihn erschießen würde. Darauf bestieg der schon erwähnte Redner die Kanzel zu einer längeren schamlosen Rede, in der er die Gemeinde mit großer Zungenfertigkeit gegen den Kaiser und jede bestehende Ordnung aufhetzte. — Inzwischen hatte man die Gutspolizei benachrichtigen können und in diesem kritischen Augenblick erschienen als Retter der Verwalter, der Doktor und zwei zufällig anwesende deutsche Herren, alle mit Revolvern bewaffnet. Sie umringten den Pastor und konnten ihn durch die Sakristei hinausführen; obgleich mehrere Frauenzimmer ihnen den Ausgang verwehren wollten. Unterdessen hörte man in der Kirche und in der Sakristei Schüsse fallen und mehrere Männer verfolgten die ruhig fortgehenden Herren, indem sie Schüsse abgaben, welche dicht neben dem Pastor vorbeisoffen. Es wurde ein zufällig dastehender Wagen requiriert, der den Pastor und die Herren unverfehrt ins Pastorat brachte. Die Gemeinde in der Kirche, welche sich bis dahin völlig passiv verhalten hatte, mußte die Hergereien bis zu Ende anhören, da alle Kirchenausgänge bewacht waren. Darauf sangen die Aufwiegler noch in der Kirche revolutionäre Lieder und zogen nach Entfaltung einer zweiten roten Fahne in den Krug, wo Reden gehalten und reiche Kollekten „für Waffen“ unter steter Bedrohung durch Revolver gemacht wurden. Schließlich verschwand die Menge im Hoßzumbergischen Walde, der gleich darauf zu brennen anfang.

5. Juni. Durben (Kurland). Tumult in der Kirche. Am ersten Pfingstfeiertag, als Pastor Degne in der Kirche nach der Predigt das Gebet für den Kaiser zu sprechen begann, rief jemand aus der Gemeinde: „Du Lügner, verlaß sogleich die Kanzel.“ Als Pastor Degne das Gebet fortsetzte, trat ein fremder Mann auf die Kanzel und verlangte, ihn mit einem Revolver bedrohend, daß er sofort die Kanzel verlasse. Pastor Degne gab dieser Drohung nach und forderte vom Altar aus die Gemeinde auf, ein geistliches Lied zu singen, um zu verhindern, daß die Rede des Eindringlings verstanden werde. Als sich der Mann auf der Kanzel in seinem Vorhaben gestört sah, verließ er die Kanzel und trat am Altar an den Pastor heran und drohte ihn zu erschießen, wenn er nicht die Kirche verlasse. Pastor Degne verließ nun die Kirche und begab sich in die Sakristei und von dort in ein benachbartes Haus. Die Frauen in der Durbenischen Kirche leisteten dem Pastor während des Vorgangs Schutz, dagegen verhielten sich die Männer passiv. Die Gemeinde verließ nun die Kirche. Auf dem Kirchenplatz trat der Ortschaftsmanu den Tumultuanten entgegen, wurde aber von ihnen umringt und mit Gewalt ent-

- waffnet. Darauf stieg der unbekannte Mann, der in der Kirche den Unfug verübt hatte, auf einen Wagen, zwei andere unbekannte Leute entfalteten zwei rote Fahnen und der Mann auf dem Wagen hielt eine revolutionäre Rede an die Menge. Alsdann begaben sich die Anwesenden, ca. 300 Personen, unter Anführung des Redners und der zwei Fahnenträger durch den Flecken Durben zum Hause Freiberg, woselbst wieder Reden gegen die bestehende Ordnung unter nunmehr drei entfalteten roten Fahnen gehalten und eine Kollekte zum Ankauf von Waffen veranstaltet wurde. Vorher waren, um zu verhindern, daß die Polizei und das Militär in Grobin und Hasenpoth benachrichtigt werden könnte, die Telephondrähte durchschnitten und mehrere Telephonpfosten umgebrochen worden. Aus diesem Grunde konnte der Durbensche Ortsvorsteher Kirsen die Polizei erst von der Station Leegen aus benachrichtigen und die Hilfe aus Grobin traf daher zu spät ein, da die Urheber des Vorfalles bereits vor ihrem Eintreffen geflüchtet waren. Es gelang jedoch einige der Teilnehmer zu ermitteln.
5. Juni. Edwahlen (Kurl.). Tumult bei der Kirche. Der Gottesdienst am ersten Pfingstfeiertag war ohne Störung verlaufen. Als dann aber die zahlreiche Gemeinde die Kirche verlassen hatte, trat plötzlich ein junger Mann auf, der mit lautester Stimme rief: „Nost ar patwaldibu! Nost ar poliziju! Brihwiba! Brihwiba!“ (Fort mit der Selbstherrschaft! Fort mit der Polizei! Freiheit! Freiheit!), wobei er, unterstützt von seinen Komplizen, Hurra schrie und revolutionäre Proklamationen unter die Menge warf. Außerdem schwenkte er eine rote Fahne, auf der mit großen Buchstaben aus Silberpapier aufgenäht die Worte standen: „Nost ar patwaldibu! Lai dsihwo tautas brihwiba! Nost ar kapitalismu, lai dsihwo sozialismu!“ (Fort mit der Selbstherrschaft, es lebe die Volksfreiheit! Fort mit dem Kapitalismus, es lebe der Sozialismus). — Er hatte jedoch keinen Erfolg. Die versammelte Gemeinde stob eilig auseinander, während eine Anzahl herzhafter Männer, an der Spitze der Landgendarm, auf den Agitator losstürmte, um ihn zu greifen. Dieser zog seinen Revolver, zielte in unmittelbarer Nähe auf den Landgendarmen und drückte dreimal ab, alle drei Mal versagte der Revolver jedoch. Nun suchte er zu entfliehen, wurde aber sofort zu Boden geworfen und ergriffen. Er gab an, aus Tuckum zu stammen und bisher das Rigasche Polytechnikum besucht zu haben. Man fand bei ihm ein Papier mit dem Stempel in lettischer Sprache: „Windausches Sozialistisches Komitee, Aktions-Abteilung.“ Der arrestierte Agitator wurde durch hingeschickte Dragoner ins Goldingische Gefängnis eingeliefert.

5. Juni. Segen (Kurland). Tumult in der Kirche. Während des Gottesdienstes kurz vor der Predigt am ersten Pfingstfeiertag bestieg ein Revolutionär die Kanzel und begann eine Rede zu halten; jedoch kam er nicht weit. Ein Student des Rigaschen Polytechnikums, Sch., der Sohn des dortigen Küsters (welcher später aus Rache erschossen wurde) trat hinzu und rief ihm zu: Herunter, herunter von der Kanzel! Unter Drohungen, schießen zu wollen, tat jener das auch. Inzwischen versuchten einige seiner Komplizen, alle mit Revolvern bewaffnet, die erschreckt aus der Kirche strömende Menge zurückzuhalten. Dann machten sie sich davon, indem sie mehrere Schüsse abgebend, in ein Moggensfeld zu entkommen suchten. Einer wurde eingeholt und arretiert, doch wurde einer von den Verfolgern am Knie durch einen Revolver schuß schwer verwundet.

5. Juni. Libau. Im Gasthaus „Monopol“ wird ein Mann verhaftet, bei dem ein Dolch mit der russischen Aufschrift „Tod den Feinden“ gefunden wird.

5. Juni. Windau. Auf einigen benachbarten Gütern finden Demonstrationen statt, die jedoch keine größeren Dimensionen annehmen.

5. Juni. Salgallen (Kurl.). Am ersten Pfingstfeiertag kommt es in der Kirche zu revolutionären Demonstrationen. Es werden Proklamationen verteilt und ein Umzug veranstaltet.

6. Juni. Angermünde (Kurland). Tumult vor der Kirche. Am zweiten Pfingstfeiertag vor dem Beginn des Eingangsliebes forderte plötzlich am Eingang zur Kirche eine laute Stimme die Gemeinde auf, das Gotteshaus zu verlassen und draußen anzuhören, was ihr mitgeteilt werden würde. Zugleich wurde dem auf dem Orgelchor anwesenden Landgendarmen von vier unbekannten Männern der Säbel entrisen, die Uniform zerlegt und er selbst trotz heftiger Gegenwehr aus der Kirche hinausgetragen. Vor der Kirche wurde darauf eine große rotseidene Fahne entfaltet, die die goldgestickte Inschrift trug: „Moſt ar patvaldibu! Lai dšihwo politiska brihwiba“. (Nieder mit der Selbstherrschaft! Es lebe die politische Freiheit!) Ein Redner bestieg den die Kirche umgebenden Steinwall, stimmte nach der Melodie „Al Jerusaleme modres“ ein Lied revolutionären Inhalts an, dessen Text die sich um ihn sammelnde Menge den in Massen verteilten Flugblättern entnehmen konnte. Darauf folgte eine Drohrede gegen den Besitzer und die gesamte Verwaltung des Gutes Hoppen, ein Sch. wurde abgefeuert gegen einen unbekannten Mann, der nach Aussage einiger Leute die ganze Szene photographieren wollte.

Unterdessen hatte die sehr zahlreich in der Kirche versammelte Gemeinde eine unbeschreibliche Panik erfaßt. Ein großer

Teil der Leute floh durch die Fenster ins Freie, ein anderer Teil durch die Sakristei. Als der Pastor, Th. Bernewitz, endlich in das Schiff der Kirche treten konnte, nachdem alle seine Vitten um Ruhe und um Verbleiben in der Kirche vergeblich gewesen waren, fand er nur noch etwa 20 Leute vor; eine Schar von etwa 100 Menschen hörte unterdessen die Reden vor der Kirche an, ein großer Teil aber floh in Wagen und zu Fuß nach Hause. Da die Kirchenbeamten vollkommen von Furcht benommen waren, stimmte der Pastor selbst, in der Mitte der Kirche stehend, das Eingangsglied an. Die Tumultuanten verließen nun unter Vorantragen einer roten Fahne den Platz vor der Kirche und zogen in den nahegelegenen Wald. Dort wurden weitere Reden gehalten und eine Kollekte zum Anschaffen von Waffen veranstaltet. Die Anstifter der Unruhen, ca. 11 Personen, schienen aus Dondangen und von der Station Ughalen gekommen zu sein. Sie waren alle mit Revolvern und teilweise mit kurzen Büchsfinten bewaffnet. — Der Gottesdienst, zu dem sich schließlich gegen 400—500 Gemeindeglieder wieder eingefunden hatten, verlief fernerhin ungestört.

8. Juni. Libau. In allen Fabriken, mit Ausnahme der vorm. Höckerischen Stahlwerke, ist die Arbeit wieder aufgenommen. — Mehrere Teehallen und Privatwohnungen werden von streifenden Fabrikarbeitern und andern Tumultuanten demoliert.
9. Juni. Libau. In der Nacht werden mehrere Freudenhäuser und die Fenster an den Wohnungen zweier Revieraufseher, sowie einige andre Privatwohnungen demoliert.
9. Juni. Lasdohn (Südlieland). Nachts werden von unbekannter Hand an den Kirchenwänden revolutionäre Inschriften mit Oelfarbe angebracht und einige Tage später, 11. Juni, das Altarbild und die Altardecke zerschnitten, die Orgel zum Teil zertrümmert und Silberzeug geraubt.
10. Juni. Ueber die Zustände im Wendenschen Kreise berichtet ein in der „Düna-Ztg.“ (Nr. 123 vom 10. Juni) veröffentlichter Brief aus dem Ronneburgschen: Der Wendensche Kreis zeichnet sich besonders aus. „Ich erinnere an die Vorgänge in Erlaa, Verjahn, Lasdohn, an die Vorgänge auf der Zufuhrbahn Stockmanshof-Warinenburg, endlich an die Revolutionierung der Gegend zwischen Wenden bis nach Serben und weiter, bis nach Neu-Pebalg, durch Ronneburger Bauern, die die ganze Gegend terrorisierten und in Aufruhr versetzten und in ganzen bewaffneten Scharen sich auf die Nachbargüter begaben, um dort Streifs zu erzwingen, den Sturz der Regierung, die Vertreibung der Gutsbesitzer, die Verteilung aller Güter an das Proletariat predigen, auf

den Straßen die Reisenden überfallen, die Landgendarmen vertreiben und bedrohen. Einer der Spitzführer ist auch ein Ronneburgscher Schneider, der sich besonders als Redner auszeichnet und in gefährlichster Weise gegen die Regierung und die besitzenden Klassen hegt. Die Organisation der Revolutionäre ist eine sehr stramme, und solange die Spitzführer der Ronneburgschen Banden nicht verhaftet sind, die ihre verbrecherische Tätigkeit am hellen Tage, in Gegenwart von ganzen Gemeinden, entfalten und nur dann einstellen, wenn sie durch ihre Espione vom Erscheinen von Militär benachrichtigt werden, was stets prompt und rechtzeitig geschieht, werden die Verhältnisse sich nicht bessern. Erscheint Militär auf den mit Ueberfällen bedrohten Gütern, so wird rechtzeitig Order gegeben, die für diesen Tag festgesetzte revolutionäre Demonstration zu unterlassen und man überfällt andere Güter, wo sich kein Militär befindet. Von Gefinde zu Gefinde wird diese Order durch Boten, die zum Teil mit Velozipeden versehen sind, verbreitet. Die Agitatoren erscheinen dann nicht und die zum Gottesdienst erschienenen Leute verhalten sich wenigstens äußerlich ruhig, abgesehen von Hohnreden, so daß man ihnen gesellig nicht beisommen kann. Um so ärger geht die Agitation aber los, sobald das Militär zurückgezogen ist, und da es unmöglich ist, daß es stets rechtzeitig dort erscheint, wo wiederum revolutionäre Manifestationen im stillen vorbereitet sind, so finden solche dann dort statt, wo es unmöglich war, rechtzeitig Militär hinzubeordern. . . Nur Verhaftungen und Aburteilung nach Kriegsrecht, sowie Stationierung von mehr Militär für längere Zeit in den unruhigen Gemeinden, und zwar für deren Rechnung, sowie energisches Einschreiten des Militärs können da eine durchgreifende Abhilfe gewähren. Da den Landgendarmen die Räbelsführer zum größten Teil bekannt sind, wenigstens bekannt sein müßten, von denen sie ja selbst bedroht und am hellen Tage zur Flucht gezwungen werden, so müßte es doch möglich sein, diese äußerst gefährlichen Subjekte hinter Schloß und Riegel und vors Kriegsgericht zu bringen. Die Zustände, zu denen die ganze Gegend um Ronneburg herum jetzt gelangt ist, spotten aller Beschreibung. Auf den Landstraßen werden harmlose Reisende — von größten Beschimpfungen will ich schon garnicht reden — von Banden mit Knütteln, Flinten und Revolvern bewaffneter, meist jüngerer Leute, die aus Ronneburg kamen und durch arbeitscheue Trunkenbolde und aus den Gefängnissen entlassene Sträflinge verstärkt wurden, überfallen und mit Schüssen begrüßt. . . . Am Abend und im Dunkeln unbewaffnet in der weiten Umgegend von Ronneburg zu fahren, ist geradezu un-

möglich geworden, und bei jeder Fahrt riskiert man sein Leben. Es darf nicht verschwiegen werden, daß die von Ronneburg her systematisch betriebene Revolutionierung der ganzen Umgebung leider bei der Landbevölkerung einen sehr fruchtbaren Boden findet und sich immer weiter verbreitet und verbreiten wird. Hier helfen jetzt nur fortgesetzt strengste Maßregeln. Die Revolutionäre rechnen richtig, indem sie in erster Linie auf die schlechtesten Instinkte der urteilslosen Menge spekulieren und ihre Begehrlichkeit entfachen. Der Menge wird die Vertreibung der Gutsherren und Verteilung von deren Hab und Gut und den Knechten unmögliche Lohnerhöhung versprochen. Kurz, jeder soll erhalten, was sein Herz nur begehrt, natürlich nur auf Kosten der Gutsherren, die alles bezahlen müssen, denen niemand mehr Zahlungen leisten soll und die man trotzdem noch vertreiben müsse! So wird dem Volke ein Geist räuberischer Erpressungswut eingeflößt, der zu den gegenwärtig bei uns im Wendenschen Kreise herrschenden anarchistischen Zuständen und dem Revolverregime der Ronneburgischen Aufwiegler geführt hat und sich unbedingt in noch weit schlimmeren Vorgängen entladen wird, als denjenigen, die bisher passiert sind.

Will man heilen, so muß aber eine offene Sprache geführt, offen gesagt werden, daß die Gefahr der revolutionären Bewegung von Anfang an vollständig verkannt und ihr mit ungenügenden Mitteln und in unrichtiger Weise mit großer Schonung entgegengetreten worden ist. In zwölfter Stunde muß radikale Umkehr gehalten werden!"

11. Juni. Libau. Tumult in der Synagoge. Als der Vorbeter der großen Synagoge das Gebet für den Kaiser zu sprechen begann, betraten etwa 10 fremde Juden das Gotteshaus und verlangten von ihm, daß er das Gebet abbreche. Als der Vorbeter sich gegen dieses Ansinnen auflehnte, entrißen ihm die Tumultuanten unter Hurrageichrei die Tora und stießen ihn vom Betpult, das nunmehr einer der ihrigen betrat. Gleichzeitig wurden von der Frauenabteilung aus Proklamationen aufrührerischen Inhalts in den Betraum hinabgeworfen. Die Entweihung der Synagoge durch eine revolutionäre Meute verhinderte die Gemeinde selbst dadurch, daß sie sofort das Gotteshaus verließ. Darauf verschwanden auch die Demonstranten, von denen keiner verhaftet werden konnte.
11. Juni. Riga. In der Nevaler Straße wird abends ein Schutzmann überfallen, entwaffnet und mit seinem eigenen Säbel verwundet.
11. Juni. Serbien (Liv.). Auf den Direktor der Hamkauischen Pappenfabrik, A. Boetter, der nachts auf der Heimfahrt

aus Wenden begriffen war, wird aus dem Hinterhalt geschossen; der Schuß ging jedoch fehl.

12. Juni. Laudohn (Südbivl.). Tumult in der Kirche. Am 12. Juni sollte in der Laudohnschen Kirche die Aufnahme von 34 Personen griechisch-orthodoxer Konfession in die lutherische Gemeinde stattfinden. Zu der neuen, außergewöhnlichen Feier waren zahlreiche Kirchenbesucher erschienen. Kaum aber hatte Pastor emer. Th. Doeblner sen., der für den auf dem Kriegsschauplatz befindlichen Pastor Awot vikarierte, die Predigt begonnen, als man draußen von einem starken Chor den Gesang eines revolutionären Liedes hörte. Eine Panik ergriff einen Teil der Gemeinde und er strömte hinaus. Der Pastor, der während dessen eine Pause gemacht hatte, ließ die Kirchentüren schließen, und nachdem er die noch anwesende Gemeinde zur Furchtlosigkeit ermahnt hatte, ließ er das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“ anstimmen. Aber die Kirchentüren taten sich wieder auf, und nach derselben Melodie einen revolutionären Text mitsingend, drangen etwa 300 Personen, viele mit großen Knütteln in den Händen, in die Kirche und füllten den mittleren Gang bis zum Altar und Kanzelaufgang. Als Stille eintrat, forderte der Pastor, da zum Anhören der Predigt die Sammlung fehlte, die Gemeinde auf, wenigstens den Gemeindegliedern, die die Gemeinde um Fürbitte gebeten hätten, noch ihren Wunsch zu erfüllen, und nannte die Täuflinge. Die Eingedrungenen aber riefen: Herunter von der Kanzel! und lauter und lauter wurde das Getöse, so daß der Pastor in die Gemeinde hineinrief, ob denn die Gemeinde nicht diese Störenfriede zu entfernen vermöge. Aus der tobenden Schar ertönte es: Nein! und: Herunter! Es hatten sich unterdessen ein paar Damen und eine Bäuerin auf die Kanzeltreppe gestellt und wehrten, der ganzen Gemeinde sichtbar, den Zutritt zur Kanzel. Der Pastor rief wieder: Sind denn keine Männer da? und wieder antworteten die Anarchisten: Nein! Unterdessen hatten sie die Damen von der Kanzeltreppe weggezerrt, waren zur Kanzel hinaufgestiegen, bedrohten den Pastor mit ihren Knütteln, faßten ihn endlich und warfen ihn die Treppe hinunter. Unten faßten sie ihn dann an Füßen und Schultern und trugen ihn unter Absingen eines revolutionären Liedes zur Kirche hinaus. Hier wurde er aufgefordert „mitzugehen“ und die rote Fahne zu tragen. Als er sich entschieden weigerte, wurde er unter Drohen, Stoßen und Schlagen über den Kirchplatz und die Straße gezerrt, gezogen und getragen, zuletzt auf dem Rücken liegend durch eine Pfütze geschleift. Da erschallte der (in Wirklichkeit unbegründete) Ruf: Kosaken kommen! Sofort begann die Bande sich zu zerstreuen und ließ den

greifen Pastor liegen, der dann mit Hilfe eines Schulmeister-
sohnes, geschunden, mit zerrissenem Talar und zerrissenen
Kleidern, ins Pastorat gelangte. Die Gemeinde hatte sich
passiv verhalten. Am Ort des Erzeßes war weder Polizei
noch Militär. Die Tumultuanten gehörten zu einem großen
Teil der Kirchengemeinde an, speziell der Obdenschon Gemeinde.

12. Juni. Libau. Auf eine Kosakenpatrouille wird in der
Sandstraße eine Bombe geworfen, die jedoch nicht explodiert.
13. Juni. Livland. Das Landratskollegium fordert Ver-
trauenspersonen in den einzelnen Kirchspielen auf, mit ihren
Gutsnachbarn und den Gemeinden darüber zu beraten, in
welcher Weise die Kirchen geschützt werden könnten. Die
Anfragen bei den Gemeinden haben zum größten Teil einen
negativen Erfolg. So beschließt z. B. eine Versammlung der
Wirte in Rönnershof, die Ascheradensche Kirche, bei der
sie eingepfarrt sind, zu schützen; die Ascheradenschen Wirte
dagegen, das nicht zu versuchen, da ein Schutz der Kirche un-
durchführbar sei. Die Wirte von Kennwarden sprechen
auf einer Versammlung die Ansicht aus, daß vor Beseitigung
des Patronatsrechts ein Schutz der Kirche keiner Sympathie
begegnen würde; eine in Klauenstein privatim einberufene
Wirtsversammlung konstatiert, daß ein Kirchenschutz ohne Militär
unausführbar ist.
13. Juni. Riga. Abends wird auf der Petersburger Chaussee
der Polizeiaufseher der Fabrik „König“ durch Revolvergeschüsse
ermordet.
13. Juni. Gapsal. Streik der Eisenbahnarbeiter.
14. Juni. Libau. Sechs Leute versuchen nachts einen Schutz-
mann der Hafenpolizei zu entwaffnen. Der Ueberfall mißlingt.
15. Juni. Braulau (Südliwl.). Eine Kosakenabteilung wird
auf dem Marsch von Modohn nach Friedrichswalde aus dem
Hinterhalt, als sie einen Wald bei Braulau passierte, beschossen.
Der Offizier Firchow und einige Pferde werden erschossen und
ein Kosak verwundet.
15. Juni. Livland. Auf der livländischen Zufuhrbahn wird
ein Attentat auf einen Militärzug versucht. Auf der 168.
Werst sind Balken über die Schienen gelegt und mit Sand
verdeckt. Das Hindernis wurde noch rechtzeitig vom Lokomotiv-
führer bemerkt.
15. Juni. Lubahn (Südliwl.). Die aus den Kirchspielen
Lubahn und Weiran einberufenen Reservisten werden von
revolutionären, bewaffneten, in den Wäldern kampierenden
Banden verhindert, sich der Einberufung zu stellen und mit
zerbrochenen Wagen nach Hause geschickt.

- ca. 16. Juni. Braulen (Südbiol.). Auf den früheren Braulenschen Gemeindeältesten, den Kirchenältesten Raminzki, werden nachts 7 Schüsse in sein Schlafzimmer abgefeuert. Er bleibt unverletzt, da zufällig ein Schrank vor dem Bette stand. — Der Gemeindegemeindeführer, ein Schwager Raminzki, findet an der Schultafel die Ankündigung aufgeschrieben, daß er und sein Schwager umgebracht werden würden.
16. Juni. Kokenhusen (Südbiol.). Die Gemeinde beschließt auf einer Versammlung um Schließung ihrer Kirche zu petitionieren.
16. Juni. In Unterfurland finden tagtäglich mehr oder minder umfangreiche, böswillig hervorgerufene Waldbrände statt. Desgleichen häufen sich die Fälle von böswilliger Unterbrechung des Telefonverkehrs.
16. Juni. Libau. Meuterei im Kriegshafen. In der Nacht auf den 16. Juni begann im Hafen eine bewaffnete Revolte. Die hervorgekehrte Veranlassung waren Klagen über verdorbenes Fleisch. Sämtliche Marineequipagen, die im Hafen stationiert sind, brachen in Meuterei aus. Sie eroberten ein mit Waffen und Munition gefülltes Arsenal. Das Landmilitär wurde aufgeboten und es fand eine Reihe von Kämpfen statt. Schließlich zerstreute das Militär die Meuterer und die Ordnung wurde wiederhergestellt.
16. Juni. Lettin und Stomersee (Südbiol.). Ein Haufe von Aufrührern erbricht morgens die Tür des Gutshauses von Lettin; drei Leute dringen hinein, werden aber durch den Anblick eines mit einer Flinte bewaffneten Gymnastien zur Flucht veranlaßt. Dann zieht die Bande nach Stomersee. Hier war der Haufe viele hundert Personen stark, Männer, Weiber und auch Kinder, die sich mit Gesang revolutionärer Lieder zum Haufe des griechisch-orthodoxen Geistlichen begeben. Sie finden ihn jedoch nicht, da er rechtzeitig hatte fliehen können. Nun wollen sie den alten hinfälligen Schwiegervater des Geistlichen, einen ehemaligen Oberlehrer, zwingen, die rote Fahne zu tragen; sie lassen aber ab von ihm, als er sich zu schwach dazu erwies. Die Frau des Geistlichen wird nur durch die Fürsprache eines aus der Bande vor Gewalttat gerettet. Dann werden die Heiligenbilder in gottessländerlicher Weise geschändet, besonders ein Christusbild auf die Straße geworfen und mit Füßen getreten. Von hier zieht der Haufe vor das Gotteshaus, unternimmt jedoch keine größeren Exzesse, da inzwischen Kosaken aus Tirschen herbeigerufen waren, die sich bereits ganz in der Nähe befanden. — Das veranlaßte den Haufen auseinanderzugehen.

17. Juni. Alt-Kalzenau (Südhol.). Ausschreitungen von Reservisten. Ein Augenzeuge, A. v. B., berichtet über den Vorgang in der „Düna-Ztg.“: „Am 17. Juni sollte der Nachmittagszug mit einer kleinen Schar Reservisten die Station Alt-Kalzenau passieren. Vorher war eine Abteilung Infanterie in Alt-Kalzenau eingetroffen, die zu jedem Zuge zur Bahnstation zu marschieren und sich hier auf etwa 150 Schritt verdeckt zu postieren hatte. Auf der Station selbst sollte nur der Landgendarm sein, der im Notfall das Militär durch ein verabredetes Zeichen herbeirufen konnte. Der mit Birken und Guirlanden geschmückte Zug kam an, aus den überfüllten Waggonen drang ein brausender Gesang (eines der bekannten revolutionären Lieder nach der Melodie: „Wachet auf, ruft uns“ usw.), rote Fahnen wurden geschwenkt und Proklamationen en masse aus den Fenstern gestreut. Mein Bruder und ich hatten uns von einigen Mobilisierten der hiesigen Gemeinde verabschiedet und standen an einem Fenster in der Station. Plötzlich erhob sich ein wütendes Geschrei: „Nieder mit den B.....'s, schlägt die Spione tot!“ und die betrunkene Menge der Reservisten und wohl noch mehr ihre Begleiter stürzten aus dem Zuge und suchten die Station zu stürmen. Wir waren in eines der inneren Zimmer der Station geführt worden und warteten hier der Dinge, die da kommen sollten. Eine wilde, tobende, mit Knütteln bewaffnete Menge durchkroberte das Stationsgebäude nach uns, zerbrach die Fenster und versuchte mit aller Gewalt die verschlossenen Türen zu sprengen. Der Stationschef, durch einen Teil der Bande gewaltsam verhindert, konnte nicht das Signal zur Abfahrt geben. „Nieder mit den B.....'s!“ klang es immer wütender. Wie lange und ob wir uns überhaupt hätten gegen diese entfesselte rohe Masse verteidigen können, ist zum mindesten fraglich; wir erwarteten jeden Moment die Katastrophe, und daß diese ausblieb, ist wohl nur der Geistesgegenwart einer dritten Person zu danken, die im kritischsten Moment an Stelle des Stationschefs die Glocke erklingen ließ und damit das Signal zur Abfahrt gab. Die Reservisten strömten zum Zuge, die Maschine setzte sich in Bewegung und wir waren gerettet. Es sind seitdem acht Tage vergangen, es sind Zeugen dieser Affäre vorhanden, wir sind bis zum heutigen Tage nicht von der Polizei befragt worden. Das Militär hat sich, da es kein Signal erhielt, in vollkommener Passivität verhalten.“

18. Juni. Estland. Die Gärung unter dem Landvolk, so berichtet die „Rev. Ztg.“, scheint trotz der vereinzelt mißlungenen Streifversuche doch noch unter der Mähe

fortzuglimmen, so daß es vielleicht nur eines geringfügigen Anlasses bedarf, um wieder von neuem hervorzubrechen. In vielen Fällen scheint auch von auswärts ein starker Druck auf das Landvolk ausgeübt zu werden. So wird beispielsweise aus der Bied berichtet: Auf einem Gute wurden die Landpächter, die kontraktlich einen Teil der Pacht in Arbeit zu leisten haben, zur Kleeernte aufgerufen. Sämtliche Pächter erklärten jedoch, daß sie aus Neval die strikte Weisung erhalten hätten, sich an den Erntearbeiten des Hofes nicht zu beteiligen, widrigenfalls ihnen all ihr Hab und Gut angezündet werden würde. Auf einem andern Gute waren plötzlich zwei fremde Leute erschienen und hatten den auf dem Felde arbeitenden Knechten anbefohlen, sofort die Arbeit einzustellen, ihnen für den Weigerungsfall mit versch edenen Strafen drohend.

18. Juni. Fickel (Eisland). Unruhen von recht erheblichem Umfang. Die Bauern hatten sich zu großen Scharen, welche die Wege einfach absperrten, angesammelt. Frauenzimmer und als solche verkleidete Männer machten den Versuch, den Landgendarmen und den Verwalter „in den Sack zu stecken“. Das wurde verhindert, doch mußte sich die Polizei zurückziehen, wobei einige 40 Revolvergeschüsse gewechselt wurden. Im Gutshause wurde die Menge von den besseren Elementen vor Gewalttätigkeiten, Abdeckung des Hauses usw. zurückgehalten. Dem Schreiber wurden die Forderungen, die vor allem auf Erlaß aller Restanzen und Pachtermäßigung hinausliefen, diktirt. Der Ruf „die Kosaken kommen“ ließ die Leute dann auseinanderlaufen, und als 17 Mann Kosaken einrückten, fanden sie alles ruhig. Die Unruhe unter der Bevölkerung dauert jedoch einige Zeit an.
20. Juni. Libau. Eine Volksmenge zieht lärmend und einzelne Revolvergeschüsse abfeuernd umher; auf dem Johannisplatz wird sie durch Schutzleute zerstreut und einige Anführer verhaftet.
21. Juni. Römershof. Nach einem privaten Bericht ist „die ganze Bevölkerung der Umgegend so erregt und entweder von Furcht gebannt oder revolutionsföchtig, daß bei dem stetigen ungehinderten Fortschreiten der anarchistischen Agitation bald auf einen vollkommenen Zusammenbruch jeglicher gesetzlicher Ordnung gerechnet werden muß.“
22. Juni. Mitau. Der Wächter der Ramerschen Fabrik, der mit Eisenmaterial vom Bahnhof zur Stadt fuhr, wird nachmittags in der belebten Palaisstraße durch einen Schuß in den Kopf ermordet, ein ihn begleitender Arbeiter schwer verwundet und das Pferd des Fuhrwerks getölet. Die Täter entkommen spurlos.

23. Juni. Reval. Demonstration der Revalischen Fabrikarbeiter in Römme. Erzeße kommen dabei jedoch nicht vor.
23. Juni. Oberpahlen. Als im Dorfe Allesfer die Johannisfeuer angezündet wurden, versuchten zwei fremde Leute unter Entfaltung einer roten Fahne revolutionäre Reden zu halten. Die Bauern duldeten das jedoch nicht und verjagten die Fremden. Der Monopolverkäufer aus Oberpahlen nahm sich ihrer an. Bei ihm wird nach einigen Tagen eine Hausdurchsuchung veranstaltet, die seine Verhaftung zur Folge hat.
24. Juni. Lüdern. Am Markttage wird der Landgendarm Sleede mit Knütteln erschlagen und seine Leiche verhöhnt und geschändet (Augen ausgestochen). Die 15 Kosaken, die zur Unterstützung der Ortspolizei erschienen waren, konnten, wohl ihrer Instruktion gemäß, nichts ausrichten und entfernten sich beim Beginn des Tumults.
25. Juni. Dondangen. Der jüngere Windauische Kreischegehülfe Adolf Schmidt wird auf der Heimfahrt durch einen Schrotschuß aus dem Hinterhalt ermordet.
26. Juni. Behrshof (Kurland). Bei der Kirche finden Demonstrationen mit Entfalten einer roten Fahne, revolutionären Reden und Gefängen statt.
26. Juni. Felixberg (Kurland). Auf den zu Bett liegenden Gemeindevorsteher Rifur wird zweimal durch das Fenster geschossen. Er wird jedoch nicht getroffen.
27. Juni. Libau. Allgemeiner Fleischerstreik. Die Forderungen sind: Herabsetzung der Schlachthausgebühren und Ausdehnung des Verbots mit frischem Fleisch auf dem Markt zu handeln auf 6 Monate im Jahr. Am 29. Juni sucht ein Haufe streikender Fleischer die Arbeiten in einer Wurstfabrik gewaltsam zu hindern, wird jedoch zerstreut; etwas später dringt ein Haufe ins Schlachthaus und karriert den dortigen Veterinärarzt hinaus. Am folgenden Tage hat der Streik ein Ende.
27. Juni. Riga. Im lettischen Verein wird eine Abschiedsfeier für den von seinem Amt zurücktretenden livländischen Gouverneur Generallieutenant Paschkow veranstaltet, wobei seiner Tätigkeit mit großer Anerkennung gedacht wird (vgl. 29. Juni).
27. Juni. Runda (Estl.). Unter den Arbeitern der Zementfabrik brechen Unruhen aus, die sich auch auf die Umgegend ausbreiten.
28. Juni. Riga. Eine Petition lettischer Frauen an den Ministerkomitee sucht um politische, rechtliche und bürgerliche Gleichberechtigung der Frauen nach.
28. Juni. Riga. Der Expeditor der Firma P. Bornholdt u. Co. wird überfallen und durch Revolvererschüsse verletzt.

28. Juni. Rattentack (Etiland). Unruhen beim Gemeindegemeynde. Schon morgens war eine Menge Kostreiber und Deputatisten von den umliegenden Gütern zusammengekommen. Als der Schreiber aufgestanden war, drangen sie in das Gemeindegemeynde und verlangten vom Schreiber einen Einblick in dasjenige Manifest, in welchem Seelenland versprochen wird. Der Schreiber erklärte in Gemeinschaft mit dem Aufseher, daß ein derartiges Manifest überhaupt nicht vorhanden ist, wohl aber ein solches, welches es dem Volke gestattet, über die Verbesserung seiner Lebensverhältnisse der Obrigkeit Denkschriften einzureichen. Von Denkschriften wollten die Leute aber nichts hören, sondern forderten das Manifest, in welchem „Seelenland“ versprochen worden sei. Der Schreiber sei von den Gutsbesitzern bestochen worden und wolle das Manifest dem Volke nicht zeigen. Zugleich drohten sie, falls er es nicht hervorhole, ihn einen Kopf kürzer zu machen. Disputiert und erklärt wurde einen halben Tag lang, ohne daß die Volksmenge angefangen hätte den Erklärungen Glauben zu schenken. Endlich drängten einige aus dem Haufen sich an den Schreiber heran und drohten ihn zu erschlagen. Der Schreiber entfloh aus dem Gemeindegemeynde und nur mit knapper Not gelang es ihm sich vor den ihn wütend verfolgenden Tumultuanten im nahen Walde zu verstecken.
29. Juni. Ubbenorm (Livl., Kr. Wolmar). Aus Berichten aus dem Kirchspiel geht hervor, daß die propagierten sozialistischen Ideen auch in dieser sonst ruhigen Gegend selbst bei alterprobten Knechten einigen Anklang gefunden haben. Proklamationen finden sich überall und häufig.
29. Juni. Neu-Salis. Die Hofsknechte hatten seit einigen Tagen die Arbeiten eingestellt. Als nun fremde Leute zur Arbeit eingestellt wurden, verhindern die Gutsknechte diese daran in Gegenwart des zur Wiederherstellung der Ordnung herbeigeholten jüngeren Kreischefgehilfen, dem 7 Soldaten zur Verfügung standen.
29. Juni. Riga. Gelegentlich des Abschiedsdiners, welches die russische Gesellschaft dem Gouverneur Paschkow gibt, wird letzterem eine Adresse überreicht und vom Stadtrat Merkulsjew verlesen, in welcher Paschkow als „Träger des Friedens in diesem Zentrum des Separatismus und mittelalterlicher Ideale, inmitten des unaufhörlichen Kampfes für nationale und feudale Privilegien“ gefeiert wird!
30. Juni. Riga. In der letzten Zeit werden immer noch massenhaft Proklamationen unter der Fabrikbevölkerung verbreitet. In einigen von ihnen werden die Fabrikarbeiter zu einem allgemeinen Ausstand aufgefordert, wobei versichert wird, daß das Militär nicht zu fürchten sei.

Juli.

1. Juli. Tuckum (Kurland). Ein Schutzmann wird von vier Männern, von denen einer ein verkleidetes Weib war, überfallen, entwaffnet und verprügelt.
2. Juli. Die allgemeine Konferenz der Kurländischen Ritterschaft in Mitau nimmt das Projekt einer Reform der Prästandenverwaltung in Kurland an.
2. Juli. Lihgat (Livland). Auf der Papierfabrik werden die Arbeiten eingestellt, nachdem die Arbeiter eine Reihe von Forderungen gestellt hatten. Am 11. Juli wird die Arbeit wieder aufgenommen.
3. Juli. Rokenhusen (Südliwland). Vor dem Gottesdienst wird ein Fläschchen mit einer Stinkflüssigkeit in die Kirche geworfen, was den Aufenthalt darin unmöglich macht. Der Gottesdienst muß daher im Freien auf dem Kirchenplatz stattfinden (vgl. 16. Juni).
3. Juli. Sessau (Kurl.). Ermordung Baron Bistrams. Da man an diesem Sonntag Unruhen in der Kirche befürchtete, begab sich der Kirchenvorsteher, Baron Hahn-Platon, dorthin. Ihm schloß sich sein Gast, Baron Alexander Bistram-Waddag an. Die beiden Herren trafen erst gegen Ende des Gottesdienstes in der Kirche ein, in der sie eine völlig ruhige Gemeinde antrafen. Sie begaben sich in die Nähe der Kanzel. Als der greise Pastor Krüger das Gebet für den Kaiser zu sprechen begann, riefen Stimmen vom Orgelchor: „Nieder mit dem Kaiser! Nieder mit der Selbstherrschaft! Es lebe die revolutionäre Sozialdemokratie!“ Ihn unterbrach Baron Hahn, indem er in die Kirche hineinrief, daß die gutgesinnten Leute ihm folgen sollten, und begab sich an den einen Treppenausgang des Orgelchores, während Baron Bistram sich an den andern Ausgang stellte. Ihnen folgte jedoch niemand, da die ganze Gemeinde von Furcht erfüllt war. Nun begannen die Unruhestifter vom Chor herunterzukommen über die Treppe, an deren Ende Baron Hahn stand. Er erklärte ihnen, daß er von ihnen nichts weiter wolle, als ihre Namen konstatieren. Das gelang ihm jedoch nicht. Der eine von ihnen erhob einen Gummistock, um auf Baron Hahn loszuschlagen, doch fiel ihm Baron Hahn in den Arm. Er geriet nunmehr mit ihm in eine Handgemenge, wobei beide zu Boden stürzten. Hier hörte Baron Hahn einen Schuß fallen, sprang auf und suchte nach Baron Bistram, den er am Ausgang der Kirche fand. Jemand schoß seinen Revolver auf Baron Bistram ab, worauf Baron Hahn auf den Schießenden und sodann auf eine andere Person schoß, die auf ihn aus

einem Gebäuch zielt. Baron Nistram rief, daß er getroffen sei und stürzte tot zu Boden. Außerdem hat er einen Hieb über den Kopf erhalten. Die Gemeinde, unter ihr der E.ische Gemeindeälteste und die Kirchenvormünder, hatte sich inzwischen in panischem Schreck zerstreut und war nach allen Richtungen geflohen.

4. Juli. Susey (Kurl.). Demonstration am Milkup-Krüge, die jedoch durch den Kreischeßgeschüssen Vn. Nahden rasch beigelegt wird.
5. Juli. Mitau. Als zwei Arbeiter der Kramerschen Fabrik, die im Verdacht standen, die Mörder des Wächters zu sein (vgl. 22. Juni), verhaftet werden sollen, wird der eine von ihnen bei dem Versuch, sich mit dem Revolver zu wehren, erschossen, der andere arretiert. — Die Beerdigung des Erschossenen wurde von Demonstrationen begleitet, es wurden rote Fahnen entfaltet und Reden gehalten.
5. Juli. Daiben (Livl., Kreis Wolmar). Von auswärts gekommene Agitatoren versuchen Unruhen anzustiften, sie stoßen jedoch auf energischen Widerstand der Gemeinde, die sie verprügelte und gebunden der Obrigkeit übergab.
5. Juli. Dubbeln (Rig. Strand). Fünf junge jüdische Agitatoren versuchen das Dienstpersonal der Villenbewohner zur Arbeitseinstellung zu bewegen. Zwei von ihnen werden verhaftet.
5. Juli. Riga. In der Karolinenstraße wird ein Kontorist der Fabrik „Phönix“, J. Kastig, von einigen Leuten überfallen und durch Revolverschüsse schwer verwundet.
5. Juli. Libau. Drei Kosaken werden von einigen Personen mit Steinen beworfen. Einer der Tumultuanten wird dabei durch einen Säbelhieb tödlich verwundet.
5. Juli. Allasch (Eudlioland). Die Landarbeiter stellen die Arbeiten ein. Die Telephonverbindung wird durchschnitten.
8. Juli. Riga. Auf einen Schutzmann, der in der Katholischen Straße einige Tumultuanten beruhigen will, wird mehrere Mal erfolglos geschossen.
9. Juli. Der außerordentliche Landtag der Livländischen Ritterschaft nimmt das Projekt einer Reform der Provinzialverfassung an.
9. Juli. Olai. Auf dem Rigaschen Stadtgut Olai werden 1000 Pud Heu durch Brandstiftung vernichtet.
9. Juli. Riga. Auf dem aus London eingetroffenen Dampfer „Großfürst Alexander Michailowitsch“ werden eine Menge Proklamationen und revolutionäre Schriften gefunden.

9. Juli. G a w e s e n (Kurl.). In der Nähe des ehem. Kradsen-
truges auf der Straße von Gawesen nach Tabaiten wird der
Bauerkommissar W. v. Brevern, der mit dem Gawesenschen
Gemeindeältesten Krüger auf einer Revisionsfahrt begriffen war,
aus dem Hinterhalt durch mehrere Schrottschüsse ermordet. Sein
Begleiter wurde durch einen Schuß gestreift.
9. Juli. O b e n s e e (Südlvol.). Auf einer Gemeindeversamm-
lung im Gemeindehause finden sich 4—5 fremde Radler ein,
die aufrührerische Reden halten und das Kaiserbild sowie den
Reichsadler über der Tür vernichten. Dann werden rote
Fahnen entfaltet und die Menge zieht zum Hof. Der Ge-
meindeälteste beteiligt sich am Zuge, der Gemeinbeschreiber ist
Fahnenträger. Im verschlossenen Guts Hause war niemand an-
wesend. So wird vor dem Hause eine revolutionäre Rede
gehalten, Lieder gesungen und Proklamationen an die Hofsleute
verteilt. Von hier zieht der Haufe nach F e h t e l n, wo eine
gleiche Demonstration stattfindet. Die Radler begeben sich dann
in Begleitung einiger anderer Leute, die sie mitgehen heißen,
nach A l t - K a l z e n a u, um dort auch zu demonstrieren. Hier
waren jedoch Kosaken eingetroffen, die das verhinderten.
10. Juli. L i b a u. Anlässlich der Beerdigung eines bei einer
Schlägerei mit Kosaken getöteten Mannes (vgl. 5. Juli) findet
auf dem Kirchhof von einer tausendköpfigen Menge eine sozia-
listische Demonstration statt, bei der aufrührerische Reden ge-
halten und revolutionäre Lieder nach kirchlichen Melodien
gesungen wurden. Für die Aufrechterhaltung der Ruhe sorgten
Polizei und Militärpatrouillen. Als ein dem Kirchhof gegen-
über wohnender Gendarmerie-Unteroffizier in Begleitung eines
Unteroffiziers der Kriegshafen-Gendarmerie aus seiner Wohnung
heraustrat, wurde auf ihn hinterrücks ein Schuß abgefeuert,
der ihn sofort tötete. Als der zweite Unteroffizier dem fliehenden
Mörder nacheilte, wurde auch auf ihn gefeuert; die Kugel
durchschlug ihm beide Wangen. Infolge dieser Schüsse brach
unter der Zuschauermenge auf dem Kirchhof eine große Panik
aus und sie begann zu flüchten, wobei viele Frauen und Mädchen
Hüte und Schuhe und sogar ihre Röcke verloren. Eine Dra-
gonerabteilung, die in der Nähe des Kirchhofs Aufstellung
genommen hatte, zersprengte die Demonstranten, ohne von der
Waffe Gebrauch zu machen.
10. Juli. B a l d o h n (Kurl.). Eine Anzahl auf dem Zweirad
anlangender Revolutionäre suchen Sonntags während des Gottes-
dienstes eine Demonstration zu veranstalten. Die von der
Polizei rechtzeitig aufgebotene Radgesellschaft, etwa 20 be-
waffnete Herren, verhindern jedoch jede ernsthaftere Ausschrei-
tung, so daß die Exzedenten wieder abziehen.

10. Juli. Friedrichstadt (Rurl.). Als in der Synagoge eine Trauerrede für den † Dr. Herzl gehalten wird, fliegen plötzlich hunderte von jüdischen und russischen Proklamationen in die Luft, die mit der Unterschrift: „Friedrichstädtische Gruppe der zionistisch-sozialistischen Arbeiterpartei“ versehen waren. In ihnen wird das Volk zum bewaffneten Widerstand gegen die Regierung aufgefordert. In der Synagoge entsteht eine Panik, so daß der Gottesdienst unterbrochen werden muß; mit Hurrarufen ziehen die Aufrührer darauf ab.
10. Juli. Riga. Im Hafen streifen alle Schiffsarbeiter, die Arbeiter des Zollartells und die russischen Matrosen. Die Mehrzahl von ihnen ist zwar arbeitswillig, wird jedoch durch Drohungen und Gewalttätigkeiten der Unruheshifter gehindert. Der polizeiliche Schutz versagt. Der Streit im Hafen zieht dann Arbeitseinstellungen auch auf den Fabriken nach sich. Da die streikenden Arbeitermassen bei der herrschenden Erregung in der Stadt eine ernste Gefahr bilden, wendet sich der Börsenkomitee telegraphisch an den Oberdirigierenden der Handelschiffahrt, den Großfürsten Alexander Michailowitsch, und an den Finanzminister und sucht um geeignete Schutzmaßnahmen nach. — Gleichzeitig beschloß der Komitee, um die vielen falschen Nachrichten über die Arbeiterbewegung zu berichtigen, beim „Rig. Börsenblatt“ ein Nachrichtenbureau einzurichten, von dem aus alle Auskünfte in authentischer Form den Tagesblättern übermittelt werden sollten. Alle industriellen Unternehmungen werden aufgefordert, schriftlich oder telephonisch über alle Ereignisse auf ihren Fabriken dem Bureau Mitteilung zu machen. Das Resultat war aber ein überaus merkwürdiges: nur sehr wenige Fabriken leisteten der Aufforderung Folge, so daß das Bureau bereits nach einigen Tagen seine Tätigkeit einstellte! (Jahresbericht des Börsenkomitees für 1905. Rigaer Handelsarchiv. 1906, Heft 1, S. 11.)
11. Juli. Riga. Eine Menschenmenge überfällt und mißhandelt beim Alexandergarten einen Schutzmann.
11. Juli. St. Martens (Estland). Zur Feuernte besetzten Wächtern wird in einem Drohbrief angedroht, daß auf sie geschossen würde, falls sie zur Arbeit gingen. Infolgedessen wagen die Leute es nicht, die Arbeit zu verrichten.
11. Juli. Mitau (Liel.). Auf den Verwalter des Gutes wird erfolglos geschossen, obgleich am Ort Kosaken stationiert sind. Die Attentäter entkommen.
11. Juli. Annenburg (Kurland). Eine Bande von ca. 50 Personen zieht von Gefinde zu Gefinde und zwingt die Knechte z. T. mit Drohungen mitzugehen. Doch finden die Agitatoren

nicht viel Anklang, da die Knechte sich möglichst bald abtrennen und noch am selben Tage die Arbeit wieder aufnehmen.

12. Juli. Fistehele (Südtirol). Tumult. Vormittags erschien vom nahegelegenen Walde her auf dem Gutshof unter Vorantragen dreier roter Fahnen mit den Aufschriften: Nieder mit der Selbstherrschaft! Nieder mit der Gutsherrschaft! Es lebe die Freiheit! — die Trägerinnen waren drei junge Mädchen, Töchter von Hofsknechten — ein Haufe von etwa 40 Mann, der allmählich, da sich ihm fast alle Fisteheleschen Knechte, eine Menge Pächter und deren Söhne, alle Hofangestellte, sogar das Hauspersonal bis auf Köchin und Wäscherin herab anschloßen, auf über 100 Personen answoll. Die Bande war mit Knütteln, Flinten und Revolvern bewaffnet. Auf dem Gute war die verwitwete Besitzerin Frau v. Loewis mit ihren unmündigen Kindern anwesend und außer dem Verwalter noch drei Herren, die zu deren Schutz herbeigeeilt waren. Herr v. Bl., der Vormund der Kinder, trat vor das Haus, um namens der Besitzerin nach den Wünschen der Leute sich zu erkundigen. Ihm übergaben, im wesentlichen in ruhiger Form, Knechte, Pächter, der Hofstischler, die Viehleute, die Wirtin, die Köchin und Wäscherin ihre Wunschzetteln. Die Pächter verlangten Erlaß sämtlicher Restanzen und Herabsetzung der Pachtsumme um 50 Prozent. — Unterdessen versuchte eine Anzahl von Leuten die Küchentür einzurennen. Ihnen trat Herr v. Hautensfeld entgegen und drohte, jeden niederzuschießen, der die Schwelle übertrete. Da zogen sich die Leute zurück. (Vgl. W. v. Hautensfeld, Vier Monate unter den Revolutionären in Tirol. Selbstverlag. Berlin 1906. Selbstverlag.) — Nach langer Verhandlung gelang es Herrn v. Bl. die Leute mit dem Versprechen, eine Entscheidung der in diesem Fall zuständigen Vormundschaftsbehörde über die Forderungen in zweimal 24 Stunden herbeizuführen, zu beruhigen. Unter Mitnahme aller Mädchen aus dem Hof entfernte sich der Zug, der beim Anzuge ein revolutionäres Lied nach der Melodie „Ein feste Burg“ gesungen, auf dem Wege zum Gemeindehause und dann weiter nach Taurup zu, nachdem sämtlichen Arbeitern befohlen worden war, jede Arbeit zu unterlassen. Nur ein paar weinende Mütter wurden entlassen, um die Kinder zu nähren. Erst auf langes Zureden gelang es Herrn v. Bl. einige Viehpflegerinnen zum Melken des Viehs zu bewegen. Vor dem Gemeindehause fand man das Kaiserbild aus dem Rahmen genommen, an einen Strauch gelehnt und mit einem Schrotschuß durchlöchert. Der Bote, der nach Kaipen geschickt worden, kehrte abends mit der Nachricht zu Fuß zurück, daß er zwischen Taurup und Hohenheide von einer Bande von

30 Mann angehalten worden sei, die ihn erst nach langem Verhandeln freiließen.

In Taurup, wo der Besitzer, Landrat v. Transehe, nicht anwesend war, wurde der alte Verwalter Dannberg in brutaler Weise mißhandelt, ihm Unrat in den Mund gestopft und er gewaltam mitgeschleppt. Auch hier wurde das Kaiserbild im Gemeindehause verstümmelt. — Personen, die nach Taurup hinausgefahren waren, um die Familie des Landrats v. Tr. in Sicherheit zu bringen, hatten allenthalben verdächtige und wohlbewaffnete Banden am Waldesrande und an den Krügen beobachten können. Eine Anzahl von ihren Gewehren war mit Bajonetten versehen, also Militärflinten.

12. Juli. Eadien (Rivland). Revolutionäre Demonstrationen auf dem Gute, an denen sich auch die Hofsleute beteiligten.
12. Juli. Riga. Ein Arbeiter beklagt sich in einer Zuschrift an eine Tageszeitung darüber, daß augenscheinlich von den Sozialdemokraten ausgehende Kollekten für die streikenden Arbeiter der Fesslerischen Fabrik veranstaltet würden, wobei die, welche nicht beisteuern wollten, sogar mit dem Tode bedroht würden. Zu den Kollekten sei die nötige polizeiliche Erlaubnis nicht vorhanden, ja nicht einmal ordentliche Listen der Geber.
12. Juli. Riga. Auf der Fabrik „Rhönitz“ wird die Arbeit eingestellt. Die Arbeiter verlangen von der Administration die Zurücknahme ihrer Bekanntmachung, nach welcher eine Belohnung von 1000 Rbl. demjenigen zugesichert wird, der die Bösewichter, welche am 7. Juli in der Karolinenstraße den Kontoristen der Fabrik Rastina durch mehrere Revolverschläge verletzten, angeben würde. Ferner verlangten sie von der Administration die Entlassung derjenigen Arbeiter, welche als „Espione“ angezeigt worden sind.
12. Juli. Orrenhof (Estl.). Auf den Verwalter des Gutes, Baron Toll, werden aus dem Hinterhalt mehrere Schußwunden abgefeuert, durch die er unerheblich verwundet wird.
12. Juli. Sissegal und Wattram (Südlioland). In Sissegal findet eine große Versammlung statt, zu der die Bauerwirte von den Gütern Sissegal, Wattram, Eissenhof und einigen andern entboten worden waren. Nur ein kleiner Teil wagte es, nicht zu erscheinen, ein anderer schickte seine Söhne, die übrigen erschienen selbst. Man wurde den Leuten streng anbefohlen, sofort alle und jede Arbeit auf dem Felde und in den Viehställen einzustellen und Beschwerden gegen ihre Herren vorzubringen. Ein Knecht, der erklärte, mit seinem Herrn zufrieden zu sein, wurde mit auf die Brust gesetztem Revolver gezwungen, das zu widerrufen. — Am folgenden Tage, 13. Juli, erschien ein großer Haufe von verschiedenen Leuten, unter

Führung eines entlassenen Buschwächters und seines Sohnes, revolutionäre Lieder singend und mit roten Fahnen, vor dem Gutshaus in Wattram. Hier wurde Alarm geläutet und alle Arbeiter und die Hausdienerschaft herausgerufen. Die Leute ließen sich einschüchtern. Sie verlangten, der Besitzer, Herr v. Transehe, solle erscheinen; dieser war jedoch nicht anwesend. Als nun seine kranke Mutter und seine Gattin vor der Tür erschienen, wurden in revolutionärem Tone gehaltene Forderungen verlautbart. Nach langem Hin und Her brach die Bande auf, um den auf dem Gute angestellten Jäger (einen Ausländer) zu ergreifen und totzuschlagen. Dieser war rechtzeitig in den Wald geschickt worden und wurde daher nicht gefunden, als die Bande in seine Wohnung drang, Tür und Fenster demolierte und 46 Rbl. und eine Waffe raubte. Gewaltsam alle weiblichen Diensthboten mit sich fortführend und den Verwalter mit sich fortzerrend, zog der Haufe mit der roten Fahne nach Fistehlen. — Die Familie des Gutsherrn verließ infolge dieser Ereignisse das Gut. — Sowohl in Sissegal wie in der Wattramschen Gemeindeschule wurde das Kaiserbild in schimpflicher Weise verunglimpft und verunstaltet. Als die Bande in Sissegal den dortigen Arzt, Dr. Gieß, zum Mitgehen und Tragen der roten Fahne bewegen wollte, erklärte dieser trocken, daß er als Arzt zum Spaziergehen keine Zeit habe, worauf sich die Leute mit einigen Rubeln zufrieden gaben.

13. Juli. Riga. Auf der Fabrik „Aetna“ stellten die Arbeiter, etwa 600 Mann, die Arbeit ein. Dasselbe tun die Mannschaften der Rigaer Schleppdampfer, welche die Arbeit jedoch bald wieder aufnehmen.
14. Juli. Libau. In der Nähe des Bahnhofes feuert ein junger Burische drei Revolverkugeln auf einen Polizei-Revier-aufseher ab und verwundet ihn an der Hand. Der Attentäter entkommt.
15. Juli. Riga. Auf der Baltischen Waggonfabrik werden 4 Meister und 15 Arbeiter von den Arbeitern auf die Straße gesetzt. Rosen treiben die vor der Fabrik angesammelte Menge auseinander.
15. Juli. Riga. Der Kassierer der Zutfabrik, Karl Noos, der in Begleitung seiner Gattin mit Löhnungsgeldern zur Fabrik fuhr, wird in der Nähe der Fabrik von einer Anzahl Leute überfallen und durch einen Revolverchuß getötet. Ein Teil des Geldes, 2750 Rbl., wird geraubt.
15. Juli. Marzen (Südlivl.). Bei der Station Marzen der Livländischen Zufuhrbahn wird ein Waggon mit Monopolschnaps vom Zuge losgekoppelt und in Brand gesteckt.

15. Juli. Eßsau (Kurland). Der Eßsausche Gemeindeälteste wird auf der Landstraße durch einen Revolverchuß aus dem Hinterhalt verwundet.
16. Juli. Alt-Bewershof (Südlivl.). Erzeße einer revolutionären Bande; eine Heuscheune wird in Brand gesteckt.
16. Juli. Kroppenhof (Südlivland). Nachdem eine Schar von etwa 40 Mann, zu einem großen Teil mit Flinten und Revolvern bewaffnet, im Gemeindehause und in der Schule die Kaiserbilder in Fetzen zerrissen, erscheint sie auf dem Gutshof vor dem Hause des Verwalters, an den Forderungen gerichtet werden, über die dieser von sich aus in Abwesenheit der Gutsherrschaft garnicht entscheiden konnte. Nun werden alle Gutsknechte gezwungen mit den Revolutionären zu gehen, so daß Vieh und Pferde unbeaufsichtigt bleiben. Der allmählich bis auf etwa 100 Mann angewachsene Haufe zog dann nach Ledemannshof, wo er vergeblich versuchte vom Besitzer Geld „für Waffen“ zu erhalten.
16. Juli. Laubern (Skivl.). Beim Hofstruge sammelte sich eine Menschenmenge an, darunter viele Weiber und ganz junge Söhne benachbarter Wirte und Pächter, die dann zusammen mit der von Ledemannshof (vgl. o.) herziehenden Bande die ruhig arbeitenden Hofsknechte umringte und nach Hause jagte und unter Vorantragen dreier roter Fahnen mit dem Gesang revolutionärer Lieder vor der Veranda des Gutshauses erschien. Hier erwarteten sie die Besitzerin Frau v. Palmstrauch nebst Tochter und der Verwalter mit seiner Frau. 6 von Waffen strotzende Männer umringten den Verwalter und zwangen ihn, alle Flinten und Revolver sofort herauszugeben, was er in Anbetracht der großen Uebermacht und mit dem Wunsche, Blutvergießen zu vermeiden, auch that. Die Waffen wurden später zurückgegeben. Beim Ueberblicken der Menge gewahrte man die meisten Hofespächter. Heraus trat aus der Menge ein junger Mann, der die überall bekannten Gesetze „neuer Ordnung“ laut vorlas und dann die Hofsknechte befragte, ob sie mit den Löhnen zufrieden seien. Erst nach dreimaligem Auffordern wurde ein schüchternes „Nein“ hörbar, in das das laute Gebrüll mancher Pächter, die im Kruge sich Kurage geholt hatten, einmischte. Im Gegensatz zu den Hofseuten benahmen sich diese höchst ordinär. Ein übelberüchtigtes, aus der Gegend stammendes Subjekt hielt dann noch eine Rede gegen den Verwalter, worauf die Menge unter schweren Drohungen, für den Fall, daß die Forderungen nicht pünktlich erfüllt würden, nach Absenau abzog. Der Verwalter nebst Frau mußten den Zug ein Stück begleiten und unterwegs zu sehen, daß einem treuen Hofsmenschen ein mit Ruß gefüllter

Sack über den Kopf gezogen wurde. Die Weiber und Mädchen des Gutes hatten sich dem Zuge nicht angeschlossen, viele von ihnen weinten. Der großen Ruhe und Besonnenheit der Besitzerin, einer 70jährigen Greisin, war es zuzuschreiben, daß alles so glatt verlief. Erfreut über das anständige Betragen ihrer Hofsleute, bewilligte sie von sich aus gleich am andern Morgen eine kleine Zulage und so wurde die Arbeit nur auf einen halben Tag gehemmt, während welcher Zeit einige treue Personen das Vieh und die Pferde beschieden. Zu bemerken ist, daß die Pachten in Laubern durchaus in mäßigen Grenzen gehalten wurden.

16. Juli. Zu den Unruhen im Kirchspiel Siffegal veröffentlichen Nigai'sche Tagesblätter einen offiziellen Bericht, dem nachstehendes zu entnehmen ist: In Anlaß der in Niga verbreiteten Gerüchte, daß eine Bande von gegen 10,000 Menschen das Kirchspiel Siffegal terrorisiere, wurde am 16. Juli der Beamte zu besonderen Aufträgen beim kgl. Gouverneur, Herr W. v. Schilinsky, mit Militär (einer halben Kampagnie und 2 Offizieren) dorthin abkommandiert und beauftragt, es entweder in Siffegal oder in Essenhof und Kaipen zu stationieren, oder falls notwendig, wo anders. Die Marschroute, wo der Haufe gezogen sein sollte, lautete: Essenhof, Saadsen, Ledemannshof, Kroppenhof, Laubern, Abienau und Sunzel. — Herr v. Schilinsky beschloß mit dem Militär dem Haufen nachzuziehen. Schon unterwegs konnte er feststellen, daß der Haufe nur aus 200 Personen bestand, von denen ca. 60—70 bewaffnet waren. Alle befanden sich in vollständig nüchternem Zustande. Sie waren in sämtlichen Krügen und Monopolbuden gewesen, hatten die Schilder abgenommen, die Patente abgefordert, den Handel mit spiritnösen Getränken verboten und nichts demoliert. Als der Beamte nach Essenhof kam, um einen Zug dort zu stationieren, empfing ihn in Abwesenheit des Gutsbesizers der Verwalter, der ihn inständigst bat, das Militär fortzunehmen, da sämtliche Gutsarbeiter ihm erklärt hätten, sie würden nur dann die Arbeit wieder aufnehmen, falls kein Militär sich auf dem Gute befinde. Hierauf beabsichtigte der Beamte einen Zug in Siffegal oder Kaipen zu stationieren. Aber in Siffegal waren keine geeignete Quartiere vorhanden, während in Kaipen der Verwalter in Abwesenheit des Oberverwalters die Verpflegung der Soldaten nicht übernehmen konnte. In der Voraussetzung, die Bande noch in Sunzel festzunehmen, wo sie laut Recherchen am 17. Juli früh erscheinen sollte, begab er sich in forcierter Eilfahrt dorthin. Hier wurde ihm von Gutsbesizer mitgeteilt, daß bei ihm alles ruhig sei und er kein Militär requiriert hätte. Er

sand hier jedoch mit dem Militär Aufnahme. Abends erhielt er die Anzeige von Unordnungen auf dem Gute Absenau, 8 Werst von Sunzel. Er begab sich sofort dorthin und konnte bereits am folgenden Tage drei der Haupträdelsführer arrestieren, die er sofort nach Riga abfertigte, wo sie auf Grund der Verfügung des stellv. Gouverneurs zu je 3 Monaten Arrest wegen Verletzung des Ortsstatuts verurteilt wurden.

17. Juli. Olai (Kreis Riga). Zwei Kleeschöber des Gutes werden niedergebrannt. Während des Brandes hört man auf der nahen Landstraße revolutionäre Lieder singen und gleich darauf gehen auch bei einigen Olaischen Bauernwirten Heuschäpel in Flammen auf. — Am selben Tage finden auch auf Ebelshof bei Riga eine Reihe Brandstiftungen statt.

17. Juli. Oberbartau (Kurl.). Einige Leute mähen dem Arrendator unreifen Roggen ab und werfen ihn auf die Landstraße.

17. Juli. Rodaggen (Kurl.). Eine Bande von 60 Mann dringt in den Gutshof, verprügelt den Aufseher und mißhandelt den Förster in seiner Wohnung. Als der Besitzer des Gutes, Herr v. Schröders, durch den Lärm geweckt — es war früh morgens — herzuëilt, entflohen die Eindringlinge durchs Fenster. Inzwischen wurde von draußen durch die Fenster geschossen, worauf die Bande noch mehrere Hofsleute verprügelte, die Hofsperde anspannte, mit denen ein Teil von ihnen davonfuhr nach Wieschenneken (Kurl.), wo sie etwa um 8 Uhr morgens im Gutshaufe erscheint, ins Schlafzimmer des Besitzers, Baron Wistrams, eindringt und an ihn Forderungen richtet. Baron Wistram zog sich notdürftig an und begab sich mit den Rädelsführern zum Stall, vor dessen Thür er nach einem Wortwechsel plötzlich durch einen Revolverschuß niedergestreckt wurde; auf den Liegenden wurden darauf noch mehrere Schüsse abgegeben, so daß er nach wenigen Stunden seinen Wunden erlag. Die Bande, unter der mehrere Ordangensche und Rodoggenische Knechte waren, fuhr darauf mit Gutsperden weiter nach

— Breckuln-Assiten (Kurl.). Hier dringt sie ins Gemeindehaus, wo sie Archivalien verbrennt und das Kaiserbild zerschneidet und 700 Rbl. Gemeindegelder raubt. Von hier geht es nach

— Dienstdorf. Während der Anführer der Bande dem Verwalter seine Bedingungen stellte und drei Männer mit gespanntem Revolver ihn im Rücken bedrohten, begab sich ein Haufe von zirka 15—20 Mann auf die Veranda des Gutshauses; durch ihr Poltern an der Thür zwangen sie zwei der Bewohner zum Heraustreten. Alle bewaffnet und zielend,

empfangen sie so eine Dame und einen kaum dem Knabenalter entwachsenen jungen Menschen und verlangten unter Androhung von Gewalt die Herausgabe aller Gewehre. — Die tiefe Empörung, heißt es in einem Bericht über diesen Vorfall, und die Todesangst, in der die Dame für ihre zu schützende Jugend schwebte, verlieh ihr die Kraft, in leidenschaftlichen Worten ihrer tiefen Verachtung über die schandbare Tat, selbst Frauen und Unmündige zu überfallen, Ausdruck zu geben. — Schließlich fährt die Bande nach

- **Ambothen.** Sie vereinigt sich hier mit einer Anzahl anderer Leute und durchsucht alles nach Waffen. Es werden Reden gehalten und revolutionäre Lieder gesungen.
- 17. Juli. **Dondangen (Aurl.).** Die Monopolbude sowie ein Gebäude der Forstrei werden in Brand gesteckt. Ueberall werden Proklamationen verbreitet.
- 17. Juli. **Nölkenshof (Livl.).** Auf den Kirchspielsvorsteher P. Bander, den Besitzer von Nölkenshof, wird auf der Fahrt nach Hause aus dem Hinterhalt geschossen. Der Schrotschuß ging jedoch fehl.
- 17. Juli. **Lasdohn (Schl.).** Auf dem Gute wird eine Miede nebst Maschinenhaus und Scheune in Brand gesteckt.
- 17. Juli. **Riga.** Eine Anzahl von etwa 200 Schneidern halten in einem Walde bei der Stadt eine Versammlung ab und beschließen zu streiken, falls ihre Forderungen nicht erfüllt werden.
- 17. Juli. **Neugut (Aurl.).** Die Gemeindeverwaltung stellt, nachdem sie erfahren, daß die Sozialisten die Neugutische Kirche und den greisen 79jährigen Pastor zu beschimpfen beabsichtigten, ohne Antrag des Pastors 10 Wächter zum Schutze der Kirche.
- 18. Juli. **Riga.** Ein Streik der Maler und der Maurer beginnt.
- 18. Juli. **Kirchspiel Ronneburg (Livl.).** Durch systematische Brandstiftungen ist das Gut Horstenhof völlig niedergebrannt; sämtliche Gebäude liegen in Schutt und Asche. Die Brandstifter sind den Leuten bekannt, doch werden sie nicht verraten.
- **Während auf dem Gute Wesselschhof das Heu in die Scheunen gebracht wurde, näherten sich den Arbeitern zwei bewaffnete und maskierte Leute, vertrieben sie mit Flintenschüssen von der Arbeit und zündeten am hellen Tage in ihrer Gegenwart zwei Heuscheunen mit dem bereits geborgenen Heu, das sie mit Petroleum begossen, an.**
- **In Lubar wird der Behling-Krug durch Brandstiftung zerstört.**

19. Juli. Jürgensburg (Sivl.). Eine Bande von gegen 800 Köpfen erscheint beim Hofe. Meist waren es durch Prügel und Drohungen zum Witzgehen gezwungene Knechte und Frauen aus den Gefinden der Umgegend. Als besonders wirksame Freiheitsapostel erwiesen sich Gummipeitschen und schlechte Revolver, auch Gewehre mit Bajonetten waren vertreten. Da jedoch beim Herannahen des Zuges vom Besitzer des Gutes, Professor B. Sotolowsky, aus Mitau Kosaken und der Kreischefgehilfe Baron Campenhausen herbeigerufen waren, wagte der Haufe nicht auf den Gutshof zu kommen, sondern zerstreute sich, nachdem die Rädelsführer schwere Drohungen gegen den Besitzer und seinen Bevollmächtigten ausgesprochen hatten. Zwei Posten stehende Aufrührer konnten arretiert werden. — Auf dem Hofe wurden die Arbeiten keinen Augenblick unterbrochen, wohl aber auf den Gefinden, wo gerade die äußerst dringende Roggenernte im vollen Gange war. Ein Wirt hatte sich den besonderen Unwillen der Banden dadurch zugezogen, daß er sie aufforderte, ihm doch seinen Roggen abzumähen, anstatt zwecklos im Walde umherzulaufen; auf den Hof dürften sie ja doch nicht. — Daß Jürgensburg nicht der Schauplatz ähnlicher Vorgänge wurde wie Wattram und Jütschlen, war vor allem dem schnellen und entschlossenen Eingreifen des neuernannten Kreischefgehilfen Baron Campenhausen zuzuschreiben.
18. Juli. Kurland. Feuerschäden infolge von Brandstiftung an verschiedenen Orten — in Waldgahlen-Scheden, in Otken, in Pahzen u. a.
19. Juli. Reval. Streikbewegung. Die Arbeiter der Fabrik „Dwigatel“ legen am 18. Juli die Arbeit nieder und senden zum Gouverneur, um die Freilassung von sechs am 9. und 10. Juli verhafteten Arbeitern, Agitatoren, zu erwirken. Der Gouverneur sagt zu, deren Sache außer der Reihe untersuchen zu lassen und ihnen dann sofort Bescheid zu geben. Am 19. Juli traten die Arbeiter des „Dwigatel“ dennoch in den Ausstand und suchten auch die übrigen Fabriken zum Streik zu bewegen. Ein Teil von ihnen begab sich zur Zellulosefabrik; sie wurden jedoch von der Polizei auseinandergetrieben. Dasselbe geschah bei der Papierfabrik. Ein anderer Teil begab sich zur Lutherischen Fabrik, wobei ihnen der Polizeimeister mit einem Zug Kosaken entgegentrat und erklärte, daß er sie unter keinen Umständen durchlassen werde. Nach längerem Schwanken entschlossen sie sich angesichts der Kosaken auseinanderzugehen. Um 2 Uhr begaben sich etwa 50 Arbeiter vom „Dwigatel“ zur Fabrik „Wiegand“, ließen den Dampf heraus und zwangen die Fabrik zur Arbeitseinstellung. Auch die „Volta“, die Metallfabrik und die Krullische Fabrik wurden auf ähnliche

Weise zur Arbeitseinstellung genötigt. Dann begab sich ein Haufe von ca. 300 Mann zur Baumwollspinnerei, wo ein Teil von ihnen mit Gewalt in den Hof der Fabrik eindrang, die Fabrikpfeife ertönen ließ und alle Arbeiter heraustrrieb. Ein Versuch, von der hinteren Seite in die Mayersche Fabrik einzudringen, wurde vom Polizeimeister mit Hilfe der Kosaken vereitelt. — Ungefähr um 2 Uhr nachmittags wälzte sich vom Bahnhof her eine Masse von ca. 200 Arbeitern zum Rathhausplatz, sie wurde jedoch von der Polizei unverzüglich zerstreut. Gleichzeitig aber kam von der Bahnhofseite ein neuer Trupp Arbeiter angerückt, voran die Frauen aus der Baumwollspinnerei. Sie drängten sich durch und gelangten zum Rathhaus, wo sie Halt machten und den eben erst auseinandergetriebenen Arbeitern vorschlugen, zur Beratung zurückzukehren, wobei sie versicherten, es würden gegen 2000 Mann zusammenkommen. Die Aufforderung der Pfistaws auseinanderzugehen, wurde von der etwa 600 Mann starken Menge kategorisch zurückgewiesen, die erklärte, sie würde keine Einmischung dulden, und sich zugleich um einen Redner drängte, der die Fabrikältesten um sich auf der Rathhaustreppe versammelt hatte. Auf diese Nachricht hin erschien der Polizeimeister an Ort und Stelle mit Kosaken. Bei deren Anblick liefen die meisten Arbeiter auseinander, der Rest wurde von den Polizisten unter Bedeckung der Kosaken vertrieben. Auf diese wurde unterdessen mit Steinen geworfen.

Die auseinander getriebenen Arbeiter sammelten sich nun auf den Lehmpfortenanlagen und in der Johannisstraße. Eine Abteilung Kosaken, die mit Steinwürfen empfangen wurde, vertrieb sie, wobei drei Mann verhaftet wurden. — Die Arbeiter der Lutherischen Fabrik, die im Einverständnis mit der Fabrikleitung die Arbeit eingestellt hatten, um Gewaltmaßregeln der Streikenden zu vermeiden, nahmen um 6 Uhr abends die Arbeit zur Nachtschicht wieder auf.

Der estländische Gouverneur Lopuchin erläßt einen Aufruf an die Arbeiter, in dem er erklärt, „daß alle Versuche die Ordnung zu stören, auf die allerenergischste Weise unterdrückt werden würden“ und daß das Militär bei Widerstand von der Schußwaffe Gebrauch machen werde. (Rev. Ztg.)

Am 20. Juli ruht die Arbeit auf fast allen Fabriken und wird erst am 21. Juli wieder aufgenommen.

20. Juli. Riga. Verschiedene Hausbesitzer erhalten Drohbriefe, in denen das Schmücken der Häuser an Kronsfertagen untersagt wird, widrigenfalls man ihnen die Fenster einwerfen werde.
20. Juli. Lasdohn (Schl.). Zwei Kuhställe, ein Pferde stall und eine Klee scheune brennen infolge von Brandstiftung total nieder. Die Täter blieben in der Nähe und feuerten von der Flamme beleuchtet, Schüsse in die Luft ab.

Auch im benachbarten Versohn werden eine Alee- und die Dreschscheune mit allen Maschinen das Opfer einer Brandstiftung. Hier hatte es bereits mehrfach früher schon (27. Juni, 10. und 16. Juli) gebrannt.

20. Juli. Lubahn. Es erscheinen etwa 8 junge Leute in städtischer Kleidung auf Fahrrädern in der Gegend. Zwei Tage später werden sämtlichen Lubahn'schen Buschwächtern ihre Gewehre von maslierten kleinen Bänden gewaltsam abgenommen.
21. Juli. Kurland. Auf den an der kurisch-litauischen Grenze liegenden Gütern gährt es. Die Besitzer sind genötigt den oft unsinnigen Forderungen der Knechte nachzugeben, denn große bewaffnete Motten halten sich in den Wäldern auf, um, falls die Forderungen nicht bewilligt werden, Haus und Hof zu demolieren.
21. Juli. Behnen (Kurl.). Am Jahrmarktstage sammelt sich beim Krüge eine große Menge an, darunter viele junge Leute in roten und blauen Blusen, auch Radfahrer. Als die Polizei um 3 Uhr den Krug und die Monopolbude schließen will, beginnt die Masse zu toben. Der Brissow, der Akzisebeamte und 5 Landgendarmen werden einfach aus dem Krüge hinausgeworfen. Dann wurde eine rote Fahne entfaltet und revolutionäre Lieder gesungen. Als dann einige Kosaken herbeigeholt wurden, stob die Menge vor ihren Hieben auseinander. Ein Haufe von 50—60 Mann jedoch blieb auf der Landstraße stehen und bewarf die Kosaken, die auf dem Felde Aufstellung genommen hatten, mit Steinen, auch einige Schüsse fielen, und ein Kosakenpferd wird verwundet. Die Kosaken erwiderten die Schüsse nicht und zogen sich schließlich, begleitet von Hurrarufen der Menge, zurück, die sich dann gegen Abend zerstreute.
21. Juli. Friedrichshof (Livland, Asp. Monneburg). Der Friedrichshoff'sche Lehrer wird von einem übelberücktigten Subjekt schwer verwundet. Der Missetäter wird verhaftet und bei ihm Revolver, Sprengstoffe und revolutionäre Proklamationen sowie falsches Geld gefunden.
22. Juli. Libau. Ein unbewaffneter Soldat wird abends auf der Straße durch einen Revolverschuß verwundet. Der Muehlmörder wird verhaftet.
22. Juli. Sackenhäusen (Kurl.). Auf den Landgendarmen Sebol werden nachts auf der Landstraße zwei Revolverschüsse aus dem Hinterhalt abgegeben, ohne ihn zu treffen.
23. Juli. Welden (Kurl., Kr. Hasenpöth). Auf den Besitzer des Gutes wird abends durch das Kontorfenster ein Schuß abgegeben, der dicht am Ohr seiner bei ihm stehenden Frau vorbeigeht.

24. Juli. Allasch (Südhol.). Demonstration in der Kirche. Dem Kirchenvorsteher zu Allasch war es zu Ohren gekommen, daß zum Bibelfest am 24. Juli eine revolutionäre Demonstration in der Kirche geplant würde, der sich ein gemeinsamer Zug auf den Gutshof anschließen sollte. Er begab sich daher in Begleitung von 7 anwesenden Herren am Sonntag Morgen zur Kirche, während der Landgendarm mit einem Trupp Kosaken zum Schutze des 10. Verst. von der Kirche entfernt liegenden Hofes daselbst verblieb. Die Herren und die Kirchenvormünder postierten sich in der Nähe der Kanzel. Während des Hauptliedes begann plötzlich ein Individuum mit lauter Stimme eine revolutionäre Ansprache zu halten, während gleichzeitig ein anderes den Organisten gewaltsam am Orgelspiel zu hindern suchte. Beide Versuche mißglückten total. Der Kirchenvorsteher trat vor den Altar und rief der Gemeinde zu, sie möge ruhig weiter singen. Hierauf ertönte der Chor mit einer Kraft, die alle weiteren Versuche des Medners zu nichte machte. Vers auf Vers wurde gesungen, bis der Freiheitsverkünder sich gezwungen sah, die Kirche zu verlassen. Hierauf begann die Predigt. Als sie fast zu Ende war, öffnete sich plötzlich die Haupttür und unter dem Gesang einer revolutionären Hymne postierte sich eine Schar von Leuten mit drei roten Fahnen vor den Eingang und machte Miene, in die Kirche zu dringen. Der Kirchenvorsteher und seine fünf Begleiter (zwei waren außerhalb der Sakristei postiert worden) stellten sich vor die Kanzel, entschlossen, jedem gewaltsamen Vordringen mit Gewalt zu begegnen. Pastor Behrsing sprach zur Gemeinde: „Ihr seht, was draußen vor sich geht; wer von Euch mitmachen will, der möge dorthin gehen!“ Kein Mensch erhob sich. Nur zwei Jungen schlüchen sich aus der Kirche. Der Pastor hatte seine Predigt mittlerweile geschlossen, verließ, nach einer Fürbitte und nachdem noch ein Choralvers gesungen worden war, die Kanzel und begab sich unter Begleitung des Kirchenvorstehers und der Kirchenvormünder in die Sakristei. Die Gemeinde sang noch einen Schlußchoral und verließ sodann durch die Sakristei die Kirche. Unterdessen hatte sich der Demonstrantenhaufe um die roten Fahnen vor dem Kirchenfrüge postiert. Als die Wagen mit dem Pastor, seiner Familie und den sie geleitenden Herren am Krüge vorbeifuhren, ertönte lautes Gejohl und Geschrei. Der Pastor leistete der Aufforderung des Kirchenvorstehers, sich auf den Gutshof zu begeben, keine Folge, da er sein Pastorat und seine Leute nicht verlassen wollte. Zu seinem Schutz wurden später die Kosaken hinbeordert. Der Kirchenvorsteher und seine Begleiter fuhren hierauf zur Kirche zurück, durch den sich

Karl Petersen.*

Von

Viktor Gehn †.

Den drei Ostseeprovinzen hat es an Versemachern nicht gefehlt, viele darunter mit weiten Ansprüchen, einige neuere auch in gepreßtem Einbände und mit goldenem Schnitt; sie taten sich auch wohl zusammen, z. B. in der Livonia oder im baltischen Album; sie fanden mit ihren zarten Gefühlen hin und wieder Beifall, das nächste Jahrzehnt hatte sie wieder vergessen. Ein wirklich populärer Dichter ist in den baltischen Landen nur Karl Petersen. Seitern sich nicht alle Stirnen auf, wenn ein Vers von ihm rezitiert wird? Auch wer fernhin

*) Der Wiederabdruck des vortrefflichen Aufsatzes von Viktor Gehn über „Karl Petersen“ aus dem Jahrgang 1860 der „Baltischen Monatschrift“ in derselben Zeitschrift bedarf einiger Worte der Erklärung und Rechtfertigung. Die Redaktion ist dabei einer Anregung gefolgt, die Dr. J. Groß in seinem Artikel „Baltische Bibliothek“ im vorigen Hefte der „B. M.“ gegeben hat. Zugleich soll damit aber auch auf ein Unternehmen aufmerksam gemacht werden, das vom Deutschen Verein in Livland in die Wege geleitet worden ist, nämlich die Neuauflage einer Reihe literarisch wertvoller und auch heute noch lezenswerter Aufsätze und Abhandlungen älterer baltischer Schriftsteller wie v. Baer, Gehn, Eckardt, Brüggen, Schirren usw., die in einzelnen Heften im Verlage von Jond & Poliewsky, Riga, erscheinen sollen, von denen dann etwa 10–12 wieder einen abgeschlossenen Band bilden sollen. Es wird damit also ein ähnlicher Gedanke, wie ihn Dr. Groß in seinem Artikel ausgesprochen hatte, in einer u. A. n. sehr wohl realisierbarer Weise zur Ausführung gebracht. Indem wir nun einen Gehnschen Aufsatz hier reproduzieren, hoffen wir auf diese Weise auch unsererseits die Leser auf diese älteren baltischen literarischen Schätze aufmerksam zu machen und so auch das dankenswerte Unternehmen des Deutschen Vereins indirekt zu fördern.

Die Red. d. „B. M.“

verschlagen ist, an die Wolga oder an den Baikal, unter die Juden von Podolien oder die Tartaren von Orenburg, oder weit hinten auf ein Landgut, da wo man sein Vermögen nach Seelen berechnet und die Wassermelonen fuderweise geerntet werden — den heimelt's wunderbar an, wenn er etwa unter seinen Papieren auf ein Blatt stößt, auf dem er einst ein Gedicht von Petersen sich abgeschrieben. Und schamhaft hüten wir diese Gedichte, wir sagen sie nur her, wenn wir unter uns sind, und zeigen sie keinem Fremden — was würde der von ihnen, was von uns halten? Jahrelang auch wurden Petersens Verse nicht gedruckt, bezogen auch nach dem Druck keine Messe und stehen in keinem Verzeichnis. Verlegt hat sie der fabelhafte Peter Hammer, der in demselben Jahre nach Köln kam, wie die heil. drei Könige. Und so gebührt sich's für diese Kinder der Gelegenheit. Tradition hat sie fortgepflanzt, in ihr leben sie. Auch des Verfassers hat sich die Sage bemächtigt und manche Phantasien beigemischt. Wer aber „den Dicken“ noch persönlich gesehen hat, erzählt gern von ihm, und man merkt es dem Erzähler an, wie er heimlich stolz ist auf jene Bekanntschaft.

In Dorpat war Petersen geboren, in Dorpat, diesem neutralen Zentrum der Ostseeprovinzen, lebte er; dort hat jeder Gebildete einige Jahre seines Lebens verbracht, kennt dort Weg und Steg, die Kneipwirte und die Gelegenheiten, und hat dort vom Domberge, über die Gärten und Dächer des nordischen Heidelberg weg, lyrisch und elegisch geschwärmt. Darum ist Keiner, der es nicht versteht, wenn Petersen im „Wallgraben“ das *desipere in loco* übte oder „über Stoppel und Wiese“ „zu der Plego-Wiese“ fuhr und sich „unter Bouteillen und Nachtigallen“ gütlich tat. Ja, und war sein Tod nicht, wie es dem Toren geziemt, der in Livland zur Welt gekommen ist? Diese Gegend nämlich — *informem terris, asperam coelo, tristem cultu adspectuque* — sucht ein so langer und harter Winter heim, daß die großen Landseen fest gefrieren und nur zuweilen, wie unwillig, i re eisige Decke krachend in langen Spalten auseinanderreißen. Und tief in den Pelz verummmt, das Kinn und die Stirn umwickelt, die Füße bis zum Knie in zottigen Stiefeln, unter und über Kissen liegend, kam Petersen über den See gefahren und stürzte mit dem Fuhrwerk in eine solche Spalte. Er ward aufs Eis gerettet, aber in, dem unwirtbarem Lande kam Hülfe erst nach acht Stunden. Einige

Tage darauf starb er auf demselben Dome, den er täglich hinangestiegen war, wo auf dem Wege zur alten bischöflichen Kathedrale noch lange der Stein gezeigt wurde, auf dem er zu rasten gepflegt und der nun ein wahrer Denkstein geworden war.

Berfen wir, ehe wir von dem Dichter sprechen, einen Blick auf Geschichte und Natur des Landes, das ihn hervorgebracht.

Die deutschen Ansiedlungen auf dem Boden Livlands befanden sich bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts in überaus blühendem Zustande. Über das Land zog sich eine Saat von größeren und kleineren Städten und Flecken; jedes adelige Schloß hatte ein Hafelwerk neben sich, d. h. einen Stadtfanag, der, wenn keine gewaltsame Störung kam, sich gedeihlich entwickeln konnte. Der Bischof von Dorpat z. B., der die mächtige Hansestadt zu seinen Füßen hatte, war auf seinem Dome von einem weiten Kranze ihm gehörender Burgen und an die Burgen gelehneter Ortschaften umgeben — nach Norden die Abtei Falkenau, den Embach hinab Oldenthurn und Warbeck, nach Westen hin Kawelecht, Randen, Rongota, Ringen, nach Süden Schloß und Stadt Odenpäh, Sagnis, Uelzen, Sommerpahlen, Kirrumpäh, und als äußerster Schutz des geeigneten Stiftes Kenhausen. Hätten alle diese Orte sich erhalten, es ist kein Zweifel, daß von diesen zahlreichen Mittelpunkten aus die Germanisirung des Landes unaufhaltsam und auf natürlichem Wege vor sich gegangen wäre, so daß jetzt vielleicht das Estnische und Lettische, gleich dem Preussischen, aus verborgenen Winkeln und nach spärlichen Nesten von dem Sprachforscher wiederhergestellt werden müßte. Auf den Schlössern des Adels und bei den Bürgern der Städte herrschte eine derbe, naturfrische, unersättliche Lebenslust. Man kennt den Spruch von dem Tellinschen Sprung, dem Wittensteinischen Trunk und dem Wesenbergischen Vortanz. Es war Kolonialleben in einem fernen Lande, welches, an sich barbarisch und klimatisch roh, den Menschen lehrte, sich wohlthätig zu wärmen, sich weich zu betten, sich künstlich zu steigern. Herrschaft über Wilde gab Raum zu Genuß und Muße; der Handelsgewinn kam wie von selbst; wer sich rühren wollte, erwarb. Auf die Schilderungen Walthasar Müffoivs und Timann Brasels von der in Livland herrschenden Unzucht und Völlerei muß man übrigens, wie mich dünkt, nicht allzuviel Gewicht legen — beide waren Strafprediger, die ein großes Landesunglück erlebt hatten und in

der typisch-kirchlichen Weise das Zorngericht Gottes aus den Sünden und Lasten der davon betroffenen Menschen ableiteten. Zudem war die ganze Zeit einer groben und unmäßigen Sinnlichkeit zugegen, nicht bloß an der Ostsee, sondern auch an Rhein, Elbe und Donau. Die wahre Sünde, die den Untergang herbeiführte, war vielmehr die streng feudale Gestalt, die der livländische Staat in ein neues Zeitalter mit herüberbrachte. In dieser Sammlung von Privatrechten und Lokalexistenzen, von Privilegien, Korporationen, Freiheiten, Gerechtigkeiten, Gewohnheiten, Stiftungen usw. konnte von wirklicher Politik, von Zwecken sittlich-politischer Praxis nicht die Rede sein. Der Bürgersmann bedachte sein Gewerbe, der Geistliche die Eintreibung seines Zehnten, der Edelmann freute sich des Schabernacks, den er seinem Nachbar spielte, Alles lebte nur in den Tag hin, gestützt auf das Pergament in der Lade. Die frühere symbolisch-mystische Einheit, die die reell-sittliche ersetzt hatte, war seit der Reformation dahin, die nun geforderte nächste Stufe, die Monarchie auf Grundlage umfassender Säkularisation, blieb aus. Da kam der moskowitische Einbruch und mit ihm die Zeit grausiger Verwüstung. Von dem Schießpulver, diesem Erstling der Chemie, die einst an der Spitze einer neuen realistischen Epoche stehen sollte, sanken die firdischen Befestigungen des Mittelalters, hinter denen die Stände sich gegenseitig geschützt hatten, in Trümmer zusammen. Mierkwürdig gering war der Widerstand. Wie ein hohler, von außen noch belaubter Baum stürzte der livländische Staats- und Kulturbau beim ersten Stoße um. Aber es war nicht ein gewöhnlicher Krieg, dieser Krieg, der im Jahre 1558 begann; er glich nicht den Kriegen dieses und des vorigen Jahrhunderts, auch nicht dem dreißigjährigen, so zerstörerisch dieser auch war. Er glich vielmehr den Mongolenzügen durch Vorderasien, die alle uralte Kultur jener Gegend bis auf die letzte Spur vertilgten, — eine ähnliche asiatische Kriegsführung, Niederbrennen der bewohnten Stätten, Wegschleppen der Einwohner, Sengen und Morden verwandelte Livland bald in eine völlige Wüste. Seit jenen Tagen hat das Land seinen früheren Stand nicht wieder erreicht. Das 17. Jahrhundert fand nur Trümmer vor, als Einwohner versprengte Bettler und Abenteurer, in weiten Strecken Wald, Sumpf und Wildnis; die Polen quälten das Land durch Gewissensdruck, die Schweden durch räuberische Reduktion. Nach-

dem dann der nordische Krieg teilweise die furchtbaren Szenen des 16. Jahrhunderts wiederholt hatte, begann seit dem Nystädter Frieden eine lange Zeit äußerer Ruhe, aber keine innere Wiedergeburt, keine bemerkbare Erstarkung — ein schleichendes Siechtum ließ das Land lange zu keiner gesunden Blüte kommen. Die fast ununterbrochenen Kriege unter den Kaiserinnen Anna, Elisabeth und Katharina lockten den Adel unter die Fahnen der Heere; es war Regel, daß der eben erwachsene Junker ins Regiment trat; selbst wenn er zu Schiffe nach Deutschland geschickt worden, dort mehrere Universitäten und unter Anleitung eines Mentors fremde Länder besucht hatte, ging er nach der Heimkehr „in den Dienst“, in welchem sich ohnehin seine Brüder und Vettern schon befanden. Dazu kam die in Folge der Kriege eintretende Entwertung des Geldes, die immer zunehmende Teuerung, das Steigen aller Preise, was besonders bei den Landgütern auffiel und wozu der Grund in allem Möglichen gesucht wurde, nur nicht da, wo er wirklich lag. Bei der Kindheit der damaligen nationalökonomischen Begriffe wurde die Kornausfuhr je nach dem Ertrage des Jahres bald verboten, bald erlaubt, was wieder ein verderbliches Schwanken der Kornpreise herbeiführte und alle gesunde Spekulation unmöglich machte. Häufige Konkurse arbeiteten den Advokaten und Advokaten in die Hände, — es gab noch kein Kreditssystem und der fern im Regiment dienende Baron war vielleicht ein Spieler und Schuldenmacher geworden. Zu Hause wohnte die adelige Familie nach bescheidenem, dürftigem Zuschnitt. Die Häuser hatte der Krieg niedergebrannt; die Wohnungen, die wieder erstanden, waren klein, von Holz, mit Stroh gedeckt, mit einem Schornstein in der Mitte. Die adeligen Kinder liefen mit bloßen Füßen umher, der Hausherr trug im Sommer einen linnenen Kittel, im Winter einen grobtuchenen Rock, beide zu Hause gesponnen, gewebt und zuge schnitten; nur bei hohen Feierlichkeiten kam das Tressenkleid zum Vorschein, das daher auch lange vorherrschte; Ausfahrten machte die Familie im Bauerwagen, wo sich's auf dem Heu nicht unbequem saß; auf den Tisch kamen jene Provinzialgerichte, von denen Dippel sagt: ein Weiser nimmt auch sie mit Dank entgegen. Allmählich fand sich im Lauf des Jahrhunderts bei Reichen ein feineres Haus ein, eine schwere Familienkutsche, mit der in die Stadt gefahren wurde, ein Klavier, ein Fäßchen Franzwein im Keller, ein Hauslehrer aus

Deutschland, einige Bände französischer Klassiker, auch wohl Caniz und Hagedorn, später Gellert und Wieland. Bei den Landpfarrern, auf den sogen. Pastoraten, war das Leben ein ähnliches, nur in etwas kleinerem Stil. Die Holzkirchen verwandelten sich in steinerne Gotteshäuser, mit und ohne Turm; der Herr Pastor, meistens ein gewesener Hauslehrer, lernte, wenn er lange lebte, die Volkssprache oft merkwürdig gut; seine Theologie war Buchstabenglaube. Viel Noth machte die eindringende Herrnhuterei. Das Urtheil über die neue Sekte, deren Stifter selbst in Livland gewesen war, blieb unsicher und mißtraulich; zuweilen wurde ein neugewählter Pfarrer nicht bestätigt, weil er der Hinneigung zur Brüdergemeinde verdächtig war, ja es kamen Fälle vor, wie der im Jahre 1747, wo drei Herrnhuter, der Prediger Hölterhof, der Generalsuperintendent auf Oel Gutslef und der Doktor Krügelstein zu Dorpat aufgehoben, in die Petersburger Festung geschleppt und nach Kasan verwiesen wurden. Was den Zustand der Bauern betrifft, so hatte die fortgehende Zeit und Bildung dies Fundament der livländischen Gesellschaft ganz unberührt gelassen. Das Elend des Bauernstandes war das natürliche Ergebnis der geschichtlichen Schicksale, wie der Natur und des Klimas dieser Erdgegend. Die schrecklichen Katastrophen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, dann die Verwüstungen der polnischen und schwedischen, meistens unmenschlich haufenden Soldateska, die „Schieße“ und „Podwodden“, die erzwungenen Adelsbewilligungen per Haken, der Nordische Krieg, die Leibeigenschaft und ihre Geschwister, der Branntwein und die Klutenstrafe, hatten das Landvolk auf die tiefe Stufe herabgedrückt, auf der wir es noch am Ende des Jahrhunderts erblicken. Regelmäßig im Frühjahr trat Hungersnot ein, regelmäßig im Herbst herrschte Völlerei. Die dunkle Winterhälfte des Jahres verschlief der Bauer im eigentlichen Sinne; den Ackerbau trieb er in roher, halb nomadischer Gestalt, d. h. Küttisbrennen war seine Lust, und der Haken, dessen er sich bediente, auf ausgerodeten, wurzelreichen Waldboden berechnet. Mißwachs, Vieh- und Pferdepeuchen traten häufig ein, dann schoß ihm der Herr Korn auf Bath, d. h. auf harten Zins vor und der Unglückliche verfiel in immer tiefere Schulden. Kein Wunder, daß er faul und gleichgültig war: er rührte sich kaum, wenn er in der Saatzeit Schweine auf dem Acker wühlten oder Kindevieh mitten im Kornfelde sah. Zahlreiche

Wölfe, die in Rudeln umherstrichen, holten ihm sein Schaf weg, zerrissen ihm nachts sein Pferd. So voll unabsehbarer Noe war das Land, daß die Ärmsten der ländlichen Bevölkerung, die Bettler, die Kostreiber, die Badstüber oft mitten in den Wäldern, die im Winter der Schnee, im Sommer der Sumpf undurchbringlich machte, trotz der strengen darauf gesetzten Leibesstrafe eine höher gelegene Stelle sich heimlich ersahen, sie abtrieben und mit Korn besäeten — eine Poesie des Elends und der Wildnis, von der schon Olearius im 17. Jahrhundert gehört hatte, ganz geeignet einen Einblick in die Natur eines Landes zu gewähren, wo im heißen Sommer der Reisende weit und breit Rauch mit der Luft atmet und links und rechts die Rüttisfeuer aus der Erde hervorbrechen sieht, wo im Winter der Schnee zwischen den Bäumen sich aufhäuft und zwei, auch drei Pferde vor einander in langem Zuge den Schlitten verhumpter Menschen ziehen, wo im Frühling die Wege grundlos werden und jedes kleine Rinnsal zum Strome wird und die Brücken abreißt. Herrliche Tage aber dennoch, diese Frühlingstage des nordischen Livlands, wenn das Land voll Seen und gewaltiger Flüsse braust, ein feuchter Dunst, wie auf der See, die milde Luft verdickt, aus den unabsehbaren Schneetristen die schwarzen Äcker immer deutlicher hervortreten! — Dünn gesäet waren auf diesem weiten Gebiet die aus den Kriegsgreueln noch übrig gebliebenen Städte. Manche, wie Odenpäh, Kokenhusen, Konneburg, Groß-Koop waren spurlos verschwunden; Fellin war ein hölzernes Nest ohne Magistrat, das weitläufigste Wolmar war fast zum Nichts zusammengefunken. Daß Dorpat überhaupt noch existierte, konnte ein Wunder heißen. Nachdem die Stadt schon im Jahre 1704 durch eine lange und harte Belagerung zugrunde gerichtet worden, wurden im J. 1708 sämtliche Einwohner, Alt und Jung, Mann und Weib, Vornehm und Gering in die Gefangenschaft nach Wjatka usw. geschleppt, die Stadt aber an den vier Ecken angezündet und durch Feuer vernichtet. Als drauf nach dem Nystädter Frieden die Verbannten wieder die Erlaubnis zur Rückkehr erhalten hatten, fanden diejenigen, die in dem langen Elend nicht umgekommen, ihre Häuser als od. Steinhaufen wieder, die Straßen mit Disteln und Dornen bewachsen, in denen Schlangen und wilde Brut nisteten; sie lehnten ihre Hothäuschen und strohbedeckten Hütten an alte Mauertrümmer und nährten sich elend

und kümmerlich. Die öffentlichen Gebäude waren und blieben Ruinen, so z. B. das Schloß auf dem Dom und das Rathhaus am Markt; an die Mauern und Tore rührte eine menschliche Hand nur, um sie gänzlich einzureißen, wenn sie den Einsturz drohten. Noch um die Mitte des Jahrhunderts waren die Einwohner wahre Bettler, und kamen, statt vorwärts zu gehen, immer mehr herunter. Es gibt aus jener Zeit eine Flugschrift, an die Kaiserin Elisabeth gerichtet, unter dem Titel: „Denkmal von Dorpat“. (Auf dem zweiten Blatt:) „Die in den letzten Zügen liegende Stadt Dorpat, vorstellende 1) ihre gefährliche Krankheit, oder elenden Zustand; 2) ihre Cur, oder die unvorgreiflichen Arzneymittel, wodurch ihr könnte geholfen werden; 3) den Nutzen, so aus dieser Genesung zu erwarten: von einem dieser Stadt Wohlwollenden verfaßt.“ Ohne Jahr und Ort 4^o. Verfasser ist der Dorpater Prediger Staden, das Jahr der Abfassung, wie sich aus dem Inhalt ergibt, 1747. Als Heilmittel gibt der Autor folgende zwölf an: 1) Befestigung der Stadt, daß sie fürs erste wenigstens wieder mit einer Ringmauer, „die mehrentheils noch stehet“, und mit Thoren versehen werde. (Wozu? — um die Marktordnung strenger handhaben zu können? oder damit Dorpat sich wieder als Stadt-Individuum fühle?) 2) Die Öffnung der in vorigen Zeiten zwischen Dorpat und Pernau versenkten Wasserfahrt; 3) Freiheit von Einquartierung, Zoll, Akzise usw. auf gewisse Jahre; 4) Geldvoranschuß ohne Zins zum Neubau der Stadt; 5) Wiedererrichtung der Universität; 6) Rückkehr der hohen Kollegien, als Hofgericht und Oberkonsistorium; 7) Verbot des Landhandels; 8) Befehl, alle Landwaren auf den Platz Dorpat zu führen; 9) Verbot an die russischen Kaufleute, mit deutschen Waren zu handeln*; 10) Aufhebung des Jahrmakts zu heil. drei Königen; 11) Vermahnung zur Einigkeit; 12) „Die Confirmirung derer Bürger-Privilegien, als wozu sie bis dato, weil sie keine Mittel dran zu wenden gehabt, nicht gelangen können.“ Diese Vorschläge, von denen einige noch bis auf den heutigen Tag bei den ehrsamten Bürgerleuten der kleinen livländischen Städte den politischen Katechismus bilden, trafen doch den eigentlichen Eig des Übels nicht. Die Eröffnung einer kümmerlichen Wasserstraße

*) In dem Exemplar, das wir benutzen, hat ein Leser in alter Zeit die Anmerkung an den Rand geschrieben: „Würden die deutsche Kaufleute weniger Wein und mehr Omas saufen, könnten sie ihre Wahre auch wohlfeiler verkaufen.“

nach Pernau*, wenn diese überhaupt möglich war, würde Dorpat nicht wieder zum Stapelort für das innere Rußland, zum Sitz der Gewerbe für weite Gegenden gemacht haben, — das neue Alexandrien, das Peter d. Gr. am Ausfluß der Niewa gegründet hatte, drückte die Städtchen der Ostseeprovinzen von nun an zur Nichtigkeit herab. Und um so mehr, da diese einst mächtigen Orte im Innern an trostloser Altersschwäche litten. Witten unter zahlreichen Hemmungen, die jeden Aufschwung hinderten, hielten sich die zaghaften und engherzigen Bürger für immer noch nicht gedeckt genug, suchten immer neue Grenzlinien zu ziehen und bettelten um Hülfe. Unter einander zänkisch und neidisch, den Befehlen ihrer eigenen Obrigkeit widerstrebend, ohne energische Erwerbskraft, klagten sie in ohnmächtiger Verzweiflung die Einquartierungslast, die Konkurrenz des Landes usw. an. Während die Welt im Großen die neuen Bahnen zu betreten anfang, die zu der wunderbaren Entfaltung von Reichthum und Macht im 19. Jahrhundert geführt haben, boten diese kleinen mittelalterlich-zünftigen Inseln das unerfreuliche Bild einer in sich stoßenden dumpfen Gewohnheit. Da sie nicht gut und wohlfeil arbeiten konnten, suchten sie sich durch alte Vorrechte zu schützen; da immer Einer wider den Andern war, statt in dem Vortheil des Andern den seinigen zu erblicken, so mußte die Regierung in Riga oder weiter hinauf in Petersburg immerfort ihre kleinlichen Händel schlichten. Wie sie sich selbst gegen das feudale und leibeigene Land eifersüchtig verwahrten, so hatten ihre Einrichtungen in den Augen des Adels und der kaiserlichen Oekonomie etwas Altoäterisches und Lächerliches, das zur Neckerei und zum Widerstande reizte. Als mit Einrichtung der Statthalterchaftsregierung es sich darum handelte, neue Städte zu gründen, da tauchte die Frage auf, ob mit oder ohne Zunftverfassung? Ein politischer Denker in Gupels Nord. Misc., Stück VIII., behandelte damals diesen Gegenstand und kam nach allerlei Betrachtungen zu dem Schluß, die Gewerke müßten erhalten bleiben, trotz

*) Auch die Bürgerschaft von Pernau träumte von einer solchen. Bei Anwesenheit der Kaiserin Katharina II. in dieser Stadt, im Jahre 1764, war abends bei der Illumination am fünften Fenster des Rathhauses der Fluß, der von Pernau über Fellin nach Dorpat führt, und ein Mathematicus, der seine Reinigungs-Instrumenta bei sich hatte, transparent dargestellt und unten stand die Inschrift:

Ist was hier hindert wegzurücken,
So wird es Stadt und Land beglücken.

„der Mode werdenden freigeistlichen Staatswirtschaft, in deren Geiste neuere Schriftsteller wider Zünfte und Innungen beklagen.“ Ein grelles Licht insbesondere auf die inneren Verhältnisse Dorpats fällt durch die Auszüge aus den Ratsprotokollen im letzten Bande von Gadebuschs livländischen Jahrbüchern. Da klagen z. B. die Knochenhauer wiederholt, ihre Kollegen aus Reval, Narva und Riga kauften Vieh im Dörptischen Kreise; umgekehrt beschwerten sich die Gilden, die Dörptischen Knochenhauer verkauften ihr Vieh auch nach Riga; dann wieder sträuben sich die Fleischer gegen die vom Rat angeordnete Taxe, die ihnen immer zu niedrig ist. Die Sattler streiten mit den Schneidern, der Streit geht bis ans Hofgericht und dieses spricht das Urtheil, den Sattlern komme alle Arbeit zu, die Kleister, Hammer und Nägel erfordere. Die Bäcker verklagen einen Koch, der Torten gebacken hat; die Schmiede verlangen, der Uhrmacher solle zu ihrer Zunft treten; ein Lohgerbergesell will eine Person heiraten, die nicht amtsfähig ist und zieht sich dadurch den Unwillen der ganzen kleinen Gilde zu; da er von der unfähigen Person abläßt, erhält er das Bürgerrecht; ein Kaufgeselle will in Oberpahlen, 10 bis 11 Meilen von Dorpat, einen Gewürzladen anlegen und beide Gilden treten dawider auf. Vergebens wird gegen die Auf- und Vorkäuferei gestritten — dies Ungeheuer lebt immer wieder auf. Der Statthalter kämpft unausgesetzt mit dem Rat, die Ratsglieder fenden sich unter einander heimlich und öffentlich an, der Bürgermeister wird von den Bürgern und von den Brigadieren und Generalen, die in der Stadt im Quartier liegen, gröblich beleidigt, der Streit zwischen Oberpastor und Diakonus wird im Jahre 1759 so heftig, daß beide von der Kanzel wider einander predigen; die Schneider führen einen Prozeß mit ihren Gesellen, darüber ob diese schuldig seien oder nicht, die bei der Lade sitzenden Meister abzuholen. Nicht immer nahmen die zahlreichen Prozesse ein so glückliches Ende wie in folgendem Fall. Einem Knochenhauer war im Jahre 1740 erlaubt worden, neben der Wage unter dem holzernen Not-Rathause einen Fleischladen anzulegen. Darüber entspann sich ein Rechtshandel, der von Instanz zu Instanz endlich ans Reichsjustizkollegium gelangt war, bis das Objekt des Streites, die Fleischbude, im J. 1775, also nach 35 Jahren, in der großen Feuersbrunst zugrunde ging und somit der Rechtshandel von selbst erledigt war.

Je mehr gegen Ende des Jahrhunderts, desto mehr regte sich in beiden Provinzen das Bewußtsein der Versunkenheit, das Streben nach Verjüngung. Zunächst wirkte die Ermutigung, die vom Hofe der großen Katharina, der Freundin d'Alemberts, ausging, dann der allgemeine Geist des Jahrhunderts der Aufklärung, der sich weit verbreitende französische Enzyklopädismus, der durch die Wolfische Philosophie gegebene Nationalismus, die emanzipativen Tendenzen praktischer Staatsmänner in fast allen Monarchien Europas. — Früher hatte es in den Ostseeprovinzen keine Buchladen gegeben, der Buchbinder hielt gewöhnlich einen Vorrat von Bibeln und Gesangbüchern, womit das Bedürfnis gedeckt war. Da kam in den 60er Jahren J. Fr. Hartknoch ins Land und wurde durch seine Buchhandlung einer der größten Wohlthäter desselben. Sein Geschäft in Riga nahm allmählich einen außerordentlichen Umfang an, seine Versendungen gingen bis Neval und Petersburg. Die dadurch gewährte Gelegenheit des Bücherkaufs, die gleichzeitig eingetretene Wiedergeburt der deutschen Literatur weckten das Interesse an Lektüre und Bildungsfragen. Bald fanden sich unter der stumpfen Menge orthodoxer Prediger einzelne, die im Geiste der neuen Populärphilosophie der Dogmatik den Rücken kehrten und dem Volkswohl als praktische Menschenfreunde sich widmeten. In Riga begann Sonntag an der ehrwürdigen Domschule, an der schon Herder gewirkt hatte, seine segensreiche Laufbahn; in Dorpat dichtete ein fünfzehnjähriger Jüngling, J. M. Reinhold Venz, seinen „Versöhnungstod Jesu Christi“ in klopstockischen Hexametern*, — genau um dieselbe Zeit, wo der junge Goethe, sein nachmaliger Freund und Genosse, seine „poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi“ in Reime brachte. In Neval weckte seit 1783 der junge Rakebue in anderer Weise ein neues Leben. Er errichtete ein Liebhabertheater, an dem die angesehensten Personen Theil nahmen und das im Laufe des Winters regelmäßig öffentliche Vorstellungen gab. Man muß sich die Enge bürgerlicher Anstands-

*) Das Gedicht steht in den „Gelehrten Beiträgen zu den Rigischen Anzeigen auf das Jahr 1766, Stück VII.“ Der Pastor Th. Oldestop hatte es eingesandt und begleitete es mit den Worten: „Ein solches seltenes Genie verdient alle Aufmunterung. Ich hoffe, die Leser werden mit mir wünschen, daß die dichterischen Gaben dieses hoffnungsvollen Jünglings sich immer mehr zur Ehre unseres Vaterlandes entwickeln und erhöhen mögen.“ Hier fällt uns der Gebrauch des Wortes Genie auf, das einige Jahre später, und gerade mit Bezug auf Venz und Goethe, in aller Munde war.

begriffe, nach denen das Schauspielerhandwerk als ein unehrliches galt, sowie den Abscheu, mit dem die pietistische Kirchenmoral das Theater betrachtete, vergegenwärtigen, um die Größe dieses Wagnisses und das Ärgernis, das dadurch gegeben ward, zu ermessen. Die Entschuldigung, deren sich die Unternehmer bedienten, war der wohlthätige Zweck, aber sie wären damit vielleicht nicht durchgedrungen, wenn sie nicht im entscheidenden Augenblick die Fürsprache einer mächtigen Person, des Generalgouverneurs Browne, den die Petersburger Hoflust gebildet hatte, für sich gewonnen hätten. Man sehe Fr. Arvelius' ausführliche Darstellung dieses Kampfes in der von Lenz herausgegebenen livländischen Vesebibliothek, Dorpat 1796. Indeß, wenn auch durch solche Theaterabende eine freiere Humanität geweckt wurde, was diesen Bürgern hinter ihren mittelalterlichen Mauern weit mehr Noth tat, als belletristische Bildung, war Mannhaftigkeit, schaffender Mut, Thätigkeit in neuen Bahnen, mit einem Wort Stärkung des Charakters; aber woher sollte diese kommen? zumal da schon damals eine ununterbrochene Auswanderung gerade die unternehmendsten Köpfe fortführte. Gleichzeitig regte sich die Frage der Bauernemanzipation und beschäftigte bald das ganze Land. Nicht bloß war die Leibeigenschaft dem Jahrhundert der Aufklärung an sich ein Gräuel und dem Patrioten eine Beschämung, auch jede landwirtschaftliche Reform, je neue technische Methode fand an der Stumpfheit und Faulheit der armen Hörigen ein unübersteigliches Hindernis. Der Bürgermann in den Städten, der kleine Kaufmann, der auf Kundreisen den Bauern ihren Flachs abnahm, wußte von dem Elend der Untertanen des Adels Jammergehichten zu erzählen, und die Zuhörer konnten sich ganz dem Gefühl des Mitleids hingeben, da ihre Privilegien nicht ins Spiel kamen. Es waren aber besonders die aus Deutschland gekommenen Hauslehrer, die das durch Gewohnheit abgestumpfte Auge der Landjunker über den Zustand der Sklavenbevölkerung öffneten. Bald kamen dann auch hin und wieder Fälle vor, daß unter dem an den adeligen Hof genommenen Dienstgesinde sich ein Knabe durch Talent für Zeichnen, für Musik usw. hervortat; einen solchen ließ dann der Herr frei und sorgte für seine Erziehung — darüber allseitige Nahrung. Die seit dem 18. Jahrhundert eigene Schwärmerei für Würde des Menschen, die abstrakte Ansicht von der Gleichheit der Menschennatur in allen

erhielt durch solche Beispiele neue Nahrung. Rindlichkeit und Zutrauen waren groß. Die Reformer dachten sich die politischen Aufgaben viel leichter, als sie sind (wie jetzt häufig schwerer). Liest man die damaligen periodischen Schriften, so findet man überall vorstrebende Aufklärung, in Gedanken, Stil und Sprache etwas Abstraktes, wasser dünne Allgemeinheit. Die biblischen Redensarten sind verschwunden, man beruft sich auf den weisen Schöpfer und die gütige Vorsehung, preist die Tugend, strebt nach Vollkommenheit, übt Maß und Billigkeit nach allen Seiten, setzt den Nutzen auseinander und hofft das Beste. In den hin und wieder eingerückten Versen hören wir meistens dieselben Töne. Eine „Livländerin von Stände“ singt in Hupels Nord. Miscellen (1871) den Dichter Cronegf an:

Wenn deine Schrift der Tugend Würde lehret,
Dem Laster die geborgte Schminke nimmt,
Dann fühlt man deine Größe und verehret
Dein schönes Herz, das nur für Tugend stimmt.

Daß Herr von Cronegf ein Edelmann war, wird übrigens nicht ohne Einfluß auf die Begeisterung der Dame von Stände geblieben sein. — Unter den Gedichten, „größtenteils durch die glorreiche Regierung der allerdurchlauchtigsten Kaiserin, Katharina der Zweiten, veranlaßet“ (in den vermischten Aufsätzen und Urteilen über gelehrte Werke. Ans Licht gestellet von unterschiedenen Verfassern in und um Livland. Band 2. Riga bei Hartknoch, 1780—83) finden sich Gegenstände wie folgende: die Einimpfung der Blattern, bei der Genesung J. M. der Kaiserin und S. K. G. des Großfürsten von der Blatternkur, die an die entfernteren russischen Provinzen versandte physikalische Gesellschaft, — Oden, die für die prosaische, aber in ihrer Naivität liebenswürdige Bildungs- und Nützlichkeitschwärmerei der damaligen Menschen charakteristisch sind. Schulen einrichten galt als die Panacee für alle sozialen Übel, und die immer näher kommende Hoffnung, in Dorpat die Universität wieder errichtet zu sehen, belebte die Gespräche aller Besseren und Gebildeteren.

Hier in Dorpat nun war es, wo unser Dichter am 16. (27.) Juni (oder Brachmonats, wie man damals sich Mühe gab zu sprechen) des Jahres 1775 geboren ward. Sein Vater, damals Sekretär des Rates, stammte aus Bernau. Wenige Tage nach der Geburt

des Knaben, am 25. Juni, brach die furchtbare Feuersbrunst aus, die fast ganz Dorpat in einen rauchenden Schutt- und Aschenhaufen verwandelte. Nach den ersten Monaten eines furchtbaren Elends begannen die Bürger ihre Stadt neu aufzubauen; eine Kollekte im Lande hatte über 20,000 Rubel ergeben, die Regierung schoß die Summe von 100,000 Rubeln zinslos auf zehn, dann auf noch zehn Jahre vor. Ein neuer Straßenplan war abgesteckt, in der Stadt durfte nur aus Stein, in den Vorstädten nur mit Ziegeldächern gebaut werden. Wo alles Äußere seine Gestalt verändert, da befreit sich auch der Mensch von der Gewohnheit und richtet unwillkürlich seinen Blick in die Zukunft; glücklich, wenn das alte Philisternest, dessen herrschende Sitte Zwietracht und Trunk gewesen, in den Flammen aufgegangen war und die Bürger nur einen Teil der rastlosen Energie in sich fühlten, mit der amerikanische Ansiedler eine neue Stadt anlegen oder eine abgebrannte wieder aufbauen. Aber ein schlimmes Zeichen war es, daß durchgängig Handlanger, Zimmerleute und Maurer aus dem Innern des Reiches zum Bau gebraucht wurden, die dann auch mit dem erlangten Gewinn wieder heimzogen. Auf die Phantasie des Knaben Petersen aber mußte das geschäftige Treiben in den ersten zehn Jahren nach dem Brande, das Aufsteigen der Häuser, die daliegenden Ruinen, die Erzählungen von der Feuersnot und den früheren Stätten des Wohnens und Wandels, die kleinen Nothelfer des Lebens und der Einrichtung, die frei daliegenden Gründe der Erde, die in ihren Aschen- und Trümmerschichten von dahingefunkenen Geschlechtern und Wohnungen sprachen, einen unauslöschlichen Eindruck machen. Dorpat ist in seiner Lage, seiner Vergangenheit eine poetische Stadt. Die hohen Ufer des Flusses bilden hier Berg und Thal und gewähren Standpunkte und Ausichten. Auf dem Dome lag ein Schatz vergraben — wie immer an Stätten alter Herrlichkeit —, und so fest und allgemein war dieser Wahn, daß einmal sogar, wie Gadebusch erzählt, im Ratsprotokoll davon die Rede ist. Dort oben lagen die Trümmer des bischöflichen Schlosses, die so schöne Gelegenheit zum Klettern gaben, von dort führte ein unterirdischer Weg irgendwohin, dort oben stand der riesenhafte Kumpf der alten Kathedrale, die einst der herrschende Mittelpunkt des reichen Stiftes gewesen, sichtbar nach Süden bis zu den Gipfeln des Odenpähischen Hochlandes, nach

Besten, wie man versicherte, über den großen See bis nach Jellin. Die Türme hatte vor kurzem der Generalfeldzeugmeister Villebois, der die Binnenstadt Dorpat zur modernen Festung machen wollte, mit frevelhafter Hand abbrechen lassen; oben auf der Plattform sprangen jetzt verwegene Knaben, die sich auf halbzerstörten Stufen hinaufgewunden hatten, warfen mit Steinen, pffiften und schauten weit ins Land. All diese Pfade, Vogentrümmer, Verstecke, die daliegenden geborstenen Grabsteine der alten Domherren mit gotischen Umschriften wird der junge Petersen wohl gekannt, durchklettert, auch wohl sinnend betrachtet haben. Das Estnische lernte er, wie in den kleineren Städten von Nordlivland und Estland gewöhnlich, von früh auf als eine zweite, untergeordnete Muttersprache; vom Russischen wird er schwerlich mehr gekannt haben, als die Interjektionen und emphatischen Redensarten, wie sie von den Durchmärschen und der Einquartierung, auch wohl von den einwandernden Arbeitern jedem Dorpater geläufig waren. So ruft er in dem Gedicht Nr. 6 seinem Kutscher zu: „stupai“ (fahr zu!) und in dem Liede Nr. 15: „ne boiss“ (nur nicht ängstlich!) — Acht Jahre alt kam der Knabe in die Dörptische Stadtschule, die ihre Zöglinge, wenn diese lange genug aushielten, auf die Universität zu entlassen pflegte. Diese Anstalt, deren erste Gründung ins Mittelalter hinaufgeht, datierte damals ihren rechtlichen Bestand von 1689, in welchem Jahre Krone und Stadt sich dahin verglichen hatten, daß die jetzt sogenannte „vereinigte Krone- und Stadtschule“ vier Klassen und vier Lehrer haben sollte, Rektor, Konrektor, Subrektor und Rechenmeister. Der Nordische Krieg vernichtete mit der Stadt natürlich auch die lateinische Schule. Im Jahre 1731 neu eingerichtet, konnte sie, gleich dem übrigen Gemeinwesen, zu keiner Blüte gelangen. Der Zuschnitt war ärmlich, die Gelder waren knapp oder blieben aus, Rat und Präpöste waren laie Scholarchen. Die aus Deutschland berufenen Rektoren suchten baldmöglichst auf eine Pfarre, die ein besseres Auskommen versprach, abzugehen. In Prima war oft gar kein Schüler, auch Sekunde stand im J. 1749 ganz leer. Griechisch wurde aus dem Neuen Testament gelernt, lateinisch Klassiker wurden in der pedantischen Weise der älteren lutherischen Schulen exponiert; doch da alles in der Schule lateinisch herging, so waren die Zöglinge dieser Sprache bei weitem mächtiger, als die Gymnasiasten des

19. Jahrhunderts. Daß der Bafel tüchtig gehandhabt wurde, geht aus einem Vorfall hervor, den Gadebusch unter dem Jahr 1751 mit folgenden Worten anmerkt: „Der Rektor hatte einen Knaben von etwa 12 Jahren blutrünstig, braun und blau geschlagen und sich dabei in Worten wider den Rat vergangen. Dieser nahm sich der Sache an und klagte beim Generalsuperintendenten.“ Vermutlich war der Knabe der Sohn eines Ratsverwandten, denn woher sonst die Härtheit eines hochedlen Rates und die begleitende Rede des Rektors? — Indeß kam, wie in der Kirche der Rationalismus, so der neue pädagogische Humanismus in Livland immer mehr zur Geltung. In Riga hatte der Rektor der Domschule, der treffliche G. Schlegel, der im J. 1780 seinem würdigen Nachfolger Snell das Amt übergab, in einem Aufsatz von Basjedows Bestrebungen nicht ohne Anerkennung gesprochen; Rektor der Dörptschen Schule wurde der vielverehrte Lorenz Ewers, der mit der Tüchtigkeit der alten Zeit das liebevollere Verständniß der Kindernatur verband, nach welchem die neuere Zeit strebte. Daß Petersen sich hier eine bleibende klassische Bildung erwarb, lehrt fast jede Seite seiner Gedichte. Achtzehn Jahre alt, im J. 1793, nahm er in einem öffentlichen Redeakt* von der Schule Abschied, um auf einer deutschen Universität Theologie zu studieren. Er ging erst nach Halle (Nekrolog im Ostseeprovinzenblatt von 1823), dann nach Jena. Der Sprung von den veralteten Begriffen des stillen Städtchens weit hinten jenseits der Ostsee in den literarisch-philosophischen Strudel des geisibewegten, gährenden Jena, aus dem Flachlande in die Berge, von der Schulzucht zu dem Übermut akademischer Lizenzen, von der mäßigen, wohlmeinenden Weisheit der provinziellen Schul- und Kirchenlichter zu der spekulativen Idealität Schillers und Fichtes — dieser Übergang konnte einen Geist wie Petersens wohl berauschen. Als Theologe war er hingekommen, in Goethes Zauberkreisen ward er ein Jünger der neuen ästhetischen Ethik, die auf den Trümmern des früheren Dogmatismus sich aufbaute. Aus den Ostseeprovinzen fand sich damals gerade ein Kreis sprudelnder Jünglinge zusammen, die sich

*) Welcher nach Kede und Papiersty gedruckt wurde. Aus ist das Schriftchen nicht zu Gesicht gekommen. Warum gab aber der Sammler von Petersens Gedichten, wenn er es nicht ganz aufnehmen wollte, nicht wenigstens einen Auszug oder eine Inhaltsanzeige?

nach den Schilderungen Heinrich Schmidts (Erinnerungen eines Weimariſchen Veteranen, Leipzig 1856) durch Feinheit und Adel des Benehmens vor den übrigen Muſenſöhnen auszeichneten. Denn roh und renommiſtiſch war das Studentenleben auf dieſer kleinen Univerſität, die von ihren fürſtlichen Protektoren wie eine Macht gleichen Ranges geſchont und gefürchtet wurde. Da zogen die akademiſchen Bürger zuweilen, wenn ſie glaubten, daß ihnen ein Unrecht geſchehen, mit Helmen und Säbeln und Hänzchen auf den Schultern zur Stadt hinaus, um die Univerſität anderswo zu errichten. Dann flohen ihnen Boten aus Jena nach, der Zug hielt an und nach einigen Verhandlungen und Bewilligung ihrer Forderungen rückten ſie dann wieder, wie einſt das römische Volk, brüllend und mit den Hiebern raffelnd zum Tor hinein. Aus dieſer Zeit (1795) iſt uns das Gedicht Petersens, „Der alte Burſch“, erhalten worden, welches mit lebendigen Farben jene Ausſchweifungen ſchildert, die dennoch, wie man wohl ſagen darf, nur die Gegenseite der geiſtigen Freiheit waren und wie eine rauhe Schale die innere Unſchuld bedeckten. Gewiß mit demſelben Gleichmut wie ſein alter Burſch,

Wenn er vor dem verſammelten Senate,
Wie Catilina, ſchnöde Reden führt,
Und wenn ihn ein Beſchluß vom hohen Räte
Auf neun und neunzig Jahre relegiert —

kehrte auch Petersen in ähnlichem Falle der Muſenſtadt den Rücken und fand ſich bei den Eltern in Dorpat wieder ein. Die kleine Stadt lebte damals in glänzenden Hoffnungen. Die vorgeschossenen hunderttauſend Rubel freilich, die im J. 1795 fällig waren, aufzubringen, ſchien faſt unmöglich und koſtete manchem Bürger ſein neugebautes Haus, — allein die vielen leeren Räume ſchienen zur Aufnahme einer Univerſität wie geſchaffen, und wie viel Erwerb und Verdienſt, wie viel Nahrung und Bildung verſprach eine ſo große Anſtalt! Was im Lande, beſonders in der Nähe Dorpats, an gebildeten Hauslehrern lebte, machte ſich Hoffnung, bei der neuen Univerſität verwendet zu werden. Das Rathhaus, deſſen Grundſtein noch Gadebuſch gelegt hatte, ging ſeiner Vollendung entgegen, über den Fluß führte eine ſchöne ſteinerne Brücke, der Dom, als Grund und Eigentum der neuen Korporation, ſollte wie in biſchöflichen Zeiten mit eigener Immunität an das Territorium

der Stadt grenzen. Daß ein früh von der Akademie Gekommener, wie der junge Petersen, zunächst Hauslehrer wurde, war der Regel gemäß, und so hatten die Eltern, die ihn in der Nähe Dorpats und der künftigen Universität behalten mochten, eine Stelle für ihn fertig — im Hause des Geheimrats v. Vietinghof, der selbst später einen tätigen Anteil an der Gründung der Universität nahm. Als Glied dieser Familie und im Amte eines Hofmeisters verbrachte nun Petersen die nächsten Jahre bald in Dorpat, bald auf Schloß Marienburg, fand auch Gelegenheit nach Riga und St. Petersburg zu reisen und Freunde zu besuchen, die zerstreut im Lande wohnten. Eine uns vorliegende Reihe Briefe aus den Jahren 1798 und 1799, die zwar nicht von Petersen, aber von einem Jugendfreunde an ihn geschrieben wurden, werfen hinreichend Licht auf seine damaligen Meinungen und Beschäftigungen. Man ersieht daraus, daß er alle Resultate der ungeheuren ästhetisch-religiösen Umwälzung, die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in Deutschland vor sich gegangen war, bereits als persönliche Überzeugung in sich trug. Zum Geistlichen im bisherigen Sinne, auch zum rationalistischen Aufklärer im Predigerrock war er verdorben, und es bedurfte keiner hämischen Zungen, ihm diesen Stand zu verleiden. Sein Abgott war Shakespeare; mit dem hellblickenden Naturalismus dieses Dichters beurteilte er Menschen und Dinge um sich her, traditionelle Einrichtungen, heilige Autoritäten. Hatte er ohne Ehen und Scham mit der Waffe des Witzes sich Raum geschafft, dann gab er sich den großen Genien mit um so innigerer Huldigung hin. Der Reiz, den auch die Romantiker in Deutschland empfanden, der blöden Menge und ihrem Handwerksverstande mit tieferer Einsicht und feinerem Phantasiegenuß gegenüberzustehen, mußte in einem Lande, wo so vieles, Klima und Volk, unendliche Winter, lange Nächte, gefrorene Fenster, dicke Öfen, Branntwein und Sklaverei, kurz die ganze Gestalt des Lebens unmittelbare Barbarei an sich trug, von besonderer Stärke sein. Es war doppelt süß von Griechenland zu träumen, indeß der Schnee alle Dinge begrub und rohe Pelze die edle Menschenform unkenntlich machten. Daß Petersen an eine Dichterlaufbahn dachte, die ihm beschieden sein könnte, geht z. B. aus seiner Äußerung hervor: „Freue dich, Brüderchen, im 25. Jahre schrieb Shakespeare sein erstes Stück!“ Der Freund nimmt davon Anlaß, Petersens poetische

Anlagen zu preisen, fordert ihn dringend zu ästhetischen Versuchen auf und schließt damit: das Feld, zum welchem ihn sein Genie bestimme, sei das der Satire, oder wie wir heutzutage mit einem damals noch wenig gebräuchlichen Ausdruck sagen würden — des Humors. Als dann im J. 1802 die „Irrwisch-Universität“, wie Peterfen sie nennt, „die hier entsteht und dort vergeht“ (denn man schwankte anfangs zwischen Dorpat und Mitau, auch wurde Bernau genannt), endlich in Dorpat gegründet und nach den damaligen Umständen reichlich dotiert war, da fand auch der geistreiche junge Hauslehrer an ihr sein Plätzchen — er wurde Zensur- und Bibliotheksekretär, zugleich auch Vektor der deutschen Sprache (bis zum J. 1819). Von nun an lebte er in seiner Vaterstadt ohne großen Schicksalswechsel, von seinen Freunden vergöttert, wegen seines heitern Wises überall willkommen, schwelgend im Mitgefühl der großen Dichter aller Zeiten, morgens fleißig in Amtsgeschäften, abends gern beim Glase Grog, die Seele eines wechselnden Kreises alter und neuer Genossen. Und nicht bloß als geistreichen Gesellschafter und wackeren Trinker (er nennt sich selbst scherzend eine „Zisterne“ und einen „kühnen Wahrheitsforscher“, weil in vino veritas), sondern auch als humoristischen Dichter kannte ihn bald Stadt und Land. Kleine Gelegenheiten des lokalen Lebens wußte er zum Entzücken der Philister durch heitere Verse zu adeln und in eine größere Bildungssphäre hinüberzuführen. Die Kunstgelehrten in dem neuen corpus academicum mögen ihn wenig beachtet haben, auch hatte er selbst kein näheres Verhältnis zu der strengen Wissenschaft, doch war Haltung und Sitte der Universität in jenen Jugendjahren leichter und es gab noch manchen Professor, der lieber ein Zitat verloren gehen ließ, als einen Witz unterdrückte. Daß Peterfen schon frühe den Beinamen „der Dicke“ verdiente, lehrt die Selbstschilderung vom Jahre 1801: „Ein monstrum horrendum et ingens,

Ein Bonzenangeficht, das wie der Vollmond glänzte,

Ein Kopf, der geistlos wie ein Kürbis war,

Auf dem ein Nestchen dünnes Scheitelhaar

Wie ein Saturnusring die blanke Glaze fränzte —“

und mit der Wohlbeleibtheit wird sich ebenso früh ihr Korrelat, die launige Behaglichkeit eingefunden haben. Für die Enge und Gleichgültigkeit des prosaischen Lebens in der kleinen Stadt ent-

schädigten die Bacchusfeste, die einer und der andere der Freunde in ihren Häusern veranstalteten, die Abende auf der „Musse“, im stillen Hause im Wallgraben, im Winkelflub bei Vollmann und bei Richter, der phantastische Scherz, die tolle Woffe, die Traumfreiheit, die aus den Gläsern aufstieg. Da öffneten sich „Goethes und Shakespeares Zauberwelten“; da steigerten sich die Eigenheiten der Individuen in gegenseitiger neckender Übertreibung zur befreienden Komik, die dann von selbst das Band der Liebe noch inniger knüpfte. Bezeichnend für den Geist, der bei diesen Zusammenkünften waltete, ist z. B. folgender Zug: Die Genossen sind versammelt, der Hochzeit eines abwesenden Freundes zu gedenken; die Plätze um den großen runden Tisch sind besetzt, die Gläser gefüllt — worin besteht die Hauptfeier des Abends? Einer der Anwesenden, ein Pastor, liest zur Erquickung einen Abschnitt aus Jean Pauls Blumen-, Frucht- und Dornenstücken vor! Herabstimmend aber wirkte später die bei Petersen sich einstellende Harthörigkeit, ein trauriges Übel bei seinem gerade auf geselligen Verkehr so sehr angelegten Naturell; dann häusliches Unglück, eine geistige Krankheit seiner Frau, einer Französin, mit der er sich im J. 1803 verbunden hatte, der Verlust zärtlich geliebter Kinder. Seinen einzigen übrig gebliebenen Sohn hatte er einem Freunde zur Erziehung übergeben müssen, — dem Propst Berg in Hallst; diesen zu besuchen fuhr er zu Weihnacht 1822 bei heftiger Kälte über das Eis des Sees, brach mit dem Schlitten in eine offene Spalte, ward halberfroren nach Dorpat zurückgebracht und endete in der Neujahrsnacht auf 1823, in der vollen Kraft des Mannesalters, zum Entsetzen der Freunde, weit und breit beklagt, — ein erbärmliches Opfer eines tückischen Zufalls und unholden Klimas.

Überblicken wir die hinterlassenen Gedichte des Dorpater Humoristen im Zusammenhange, so finden wir Inhalt und Gegenstand mehr ästhetischer als politischer, mehr persönlicher als allgemeiner Natur. Auch darin sind sie Kinder der Zeit. Denn zwar gingen damals die gewaltigsten Begebenheiten über den Weltteil; Länder wechselten ihre Herren wie Landgüter, wurden zerstückelt oder zusammengeschlagen wie diese; jedes Jahr brachte glänzende Feldzüge, entscheidende Schlachten — dies war für den Bürgersmann, der abends kannegießerte, ein unerschöpflicher Stoff, aber politisch verhielt er sich dabei nicht. Zwar wirkte zum Sturze

Napoleons die Teilnahme des niederländischen Volkes mit, aber nur als dumpfer, reagierender Massenwiderwille, nicht im Dienste einer politischen Idee. Für das Deutschtum aber konnte Petersen so wenig wie Goethe sich erwärmen; über dies blinde und enge Gefühl (!) hatte ihn die humane Bildung, die aus unsern Klassikern sprach, erhoben; über E. M. Arndt drückt er sich einmal wegwerfend aus, ein andermal verhöhnt er die Siegesfeier eines damaligen Kriegshelden in einem ironischen Gedicht, ja er ergriff, wie man erzählt, förmlich für Napoleon, als seinen Helden, Partei. Unter andern Umständen hätte Petersen, dem es nicht an scharfem Blick, auch nicht an Kühnheit fehlte, wohl ein politischer Satiriker werden mögen. In seinen früheren Gedichten fehlen kleine Züge der Art nicht, z. B. wenn er von einem Hunde rühmt:

Und ließ sich ruhig peitschen wie ein Esel' —

oder einem Hauslehrer, der einen Junger zu erziehen hat, zuruft:

Und wisse, jeder junge Herr von
Wird einst ein alter Herr von Von,
Trotz dem moralischen Geplär von
Dem *ἀγαθόν* und dem *καλόν* —

oder wenn er wünscht, sich auch von Petersen nennen zu dürfen:

Und wollte mir Gott noch das vergönnen,
Daß ich mich könnte von Petersen nennen,
Daß ich dann könnt' im — — —
Den wahren Stein der Weisen finden
Und 's Satans Alchymie ergründen,
So tät' ich von Herzen gern Verzicht
Aufs letzte Fünkchen Seelenlicht —

oder wenn er den faulen Sybaritismus seines Heimatlandes verspottet:

Wohl ist, seit ich wieder hier' im Norden,
Manches davon pur Fett geworden,
Bin doch ein Völänder comme il faut —

aber sein satyrischer Kampf ist doch hauptsächlich gegen die veralteten Begriffe in Poesie und Ästhetik gerichtet und seine Feinde sind im kleinen Kreise dieselben, gegen welche die romantische Schule, auch wohl die Keniendichter selbst im Felde lagen, — der phantasielose Alltagsverstand, die hausbackene Trivialität, die vulgäre Platttheit. Denn wie Goethes Genius nicht allsogleich die große Menge in Preußen unterwarf, sondern Nicolai, Wiesner, Mendelssohn, Engel, Garve immer noch die echten Organe des dort herrschenden Volksgeistes blieben, wie dort nicht Wilhelm

Meister, sondern Lafontaines Romane von allen Seiten ein tränenvolles Echo des Entzückens erweckten, ganz so in Livland, welches Merkel erzeugt hatt, und in Estland, wo der beim Demos weit und breit gewaltige Kogebue lebte. Wie tief Petersen dies gemeine Urtheil und die Wortführer desselben verachtete, sehen wir aus der „Prinzessin mit dem Schweinerüssel“. Da klagt z. B. der kleine hölzerne Rußnacker, der personifizierte „Freimütige“, daß sein Rachen nicht weit genug sei, um die beiden ungechlachten Kokosnüsse, Goethe und Schelling, zerknacken zu können; da schildert der Hanswurst die altväterische Gelegenheitspoesie in der guten Stadt Riga:

Wie liebt man nicht in Riga die Dichtkunst!
 Zwar nicht als Kunst, doch eben als Nichtkunst,
 Ohn' alle Inspiration und Magie,
 Ganz nüchterne Casualpoesie!
 Da schlägt jeder Bäcker und jeder Bader
 Sich selber die poetische Ader —
 Da fällt kein Sperling vom Rathausdach,
 So schallt ihm eine Klänie nach.
 Gibt Hans der Grete die raue Hand,
 So umflattert sie ein bedrucktes Band
 Und ein Geflöber von weißen Blättern
 Ueberstreicht sie von Basen, Mühmen und Wettern.

Petersen selbst lebte und webte so sehr in Schiller und Goethe, daß er nicht bloß Sentenzen beider Dichter häufig im Munde führte und z. B. in den letzten Tagen mit erfrorenen Füßen noch ausrief:

Das Haupt ist frisch, der Magen ist gesund,
 Die Beine aber wollen nicht mehr tragen —

sondern auch in seinen Gedichten die Parodie Goethescher und Schillerischer Originale besonders gern zu komischem Effect benutzte. Da wird die Ungeduld bei einer Fahrt vom Lande in die Stadt (Nr. 22) mit den Schmerzensrufen der Kindesmörderin ausgedrückt, oder die Vorsteher der Dörptschen Klusse singen nach der Melodie des Reiterliedes:

Auf, auf, Kameraden, zu Tisch, zu Tisch —
 und die „Prinzessin“ besteht fast ganz aus parodischer Verwendung allbekannter Dichterstellen, wie wenn die Jose ausruft: Nach Heval möcht' ich! und der Hanswurst darauf erwiedert:

Zum Kogebue?

Du ahnungsvoller Engel du!

Allmählich aber gewinnen Motive und Gesichtspunkte der romantischen Schule Herrschaft über Petersen und seine Gedichte tragen den neuen romantischen Hochgeschmack an sich. Er befreundet sich mit Hans Sachs und Fischart, mit Burkard Waldis und der naiven Dierfabel; er bildet einnische und finnische Volkslieder nach und führt den alten Owen in deutschem Kleide vor; er altertümelt und erzählt christliche Legenden; er dichtet ein phantastisch-ironisches Märchendrama, in welchem, ganz nach Weise der Romantiker, literarische Kritik die Maske des Zauberglaubens bald vornimmt, bald lüftet und die dramatische Kunst sich selbst und ihre eigenen Zwecke verhöhnt. Die „Wiege“ und „St. Peter und der Drescher“ sind heitere Schwänke mit dorfmäßiger Lebensmoral, im glücklichsten Knittelversen, die aber doch wieder durch geistliche Häufung von Archaismen und Fischartischen Wortfragen ganz romantisch sich selbst ironisieren. Die „Prinzessin mit dem Schweinerüssel“, die übrigens um einige Jahre zu spät kam, enthält Aufzüge von Charakteristik, von dramatischer Wahrheit, die mitten in dem Selbstvernichtungsspiel sich wie unwillkürlich geltend machen und von des Dichters gesundem, auf das Wirkliche gerichteten Talent Zeugnis geben, während das gleichnamige Stück von Falsch nirgends die Sphäre des Abgeschmackten verläßt. Auch heller und unterhaltender finden wir das Petersen'sche Drama, als z. B. „Prinz Zerbino“ oder den „gestiefelten Kater“, Stücke, deren Reichthum an Geist auch nicht so groß ist, als sie sich die Kiene geben möchten. Mehr als in diesen vornehmeren Produkten glänzt nach unserem Urtheil Petersens Muse in den Scherzgedichten an Freunde, in den Gelegenheitsversen. Hier ist überall sprudelnder Witz, offene Munterkeit, ohne daß der Hintergrund gediegener Bildung verschwände, die dem bloßen Lustigmacher fehlt. Selbst wo der Dichter nur Spaß zu treiben scheint, z. B. in den beiden Traueroden auf hingerichdene Hunde, belacht er, gleich dem Dichter des Alta Troll, doch nur das Menschenleben. Er hat für das Charakteristische menschlicher Persönlichkeiten einen scharfen Blick, darum eine boje Zunge, aber das unverkennbar freundliche Gemüth, die gewinnende Herzlichkeit halten auch da, wo die beißenden Anschuldigungen weit gehen (z. B. Nr. 13), alle Kränkung fern. Die Wärme der Freundschaft, die wir überall empfinden, verwandelt und peredelt die mutwilligsten Lästereien zum echten poetischen Humor.

Was Mittel und Stil der Darstellung im Engeren betrifft, so spielt unser Humorist aufs übermütigste in Vergleichen des Hohen mit dem Gemeinen in kolossalen Übertreibungen, in groben Obszönitäten. Ein Wort, das in Goethes Jugendkreise beliebt war, ist auch bei Petersen nicht selten. Arge Zynismen begegnen auf jeder Seite; daß sie für den Dichter Reiz haben, spricht für die Keuschheit seiner Seele, obgleich wohl für einen ursprünglich dualistischen Sinn. Der Rhythmus fließt mit gefälliger Leichtigkeit dahin; in der Virtuosität, schwere, seltene, zusammengesetzte Reime aufzufinden und komisch zu benutzen, wird Petersen auch von Heine nicht übertroffen, z. B.:

Wer wonniglich dann wie ein Buchstint
Dich leben so und lieben sieht,
Wie Sincinnat, der hinterm Pflug ging,
Und Curius, der Rüben briet —

oder:

Und schläft aus allen Rüstern schnarchend,
Als wär' er schon Papst und läg' auf Barchent.

Am meisten aber wird der poetische Stil charakteristisch durch Einmischung der lokalsten Livonismen, die sonst in Schrift und Druck keinen Eingang finden und sich mit pathetischen Reden, lateinischen Floskeln, Dingen von allgemeiner Geltung aufs ergöglichste stoßen und begegnen. Wer künftig ein livländisches Idiotikon zusammenstellen will, der wird in Petersens Gedichten zahlreiche und wertvolle Beiträge finden. Ich will nur ein Beispiel anführen.

Prinz: Drauf reich ich dir meine fürstliche Hand!
Und Geld sollst du haben . . .

Hanswurst: Wie Meer am Sand!

Dem liv- und estländischen Dialekt ist es nämlich eigentümlich, daß das Gesprochene sehr schnell vom Munde geht, der Redende daher häufig strauchelt und Verwechslungen wie im obigen Falle begeht.

Wir sind am Schluß mit unsrer Skizze, deren Gegenstand ohnehin Manchem als der Rede nicht wert erschienen sein wird, und fügen nur noch für diejenigen, denen diese Gedichte nie zu Gesicht gekommen sind, eines derselben hinzu, das sich allenfalls mitteilen läßt. Es schildert eine Winterfahrt von Dorpat nach der Gegend von Fellin und zeigt uns den Dichter in seiner ganzen scherzhaften Liebenswürdigkeit. Auch ahnungsvoll sind die schönen-

Worte von der funkelnden Bahn, auf der der Ton, gleich dem Leben, dumpf verhallt, denn auf demselben Eise war es, wo der Dichter später, wie mehrmals erwähnt, einen frühzeitigen Tod fand.

An Julius Lohmann in Woiwese.

Nach bekannter Melodie.

Bruder brüderlich!

Herz und lieberlich

Drück' ich dich an meine Brust!

An Woiwese denk' ich Nacht und Tag,

An dich, an Arrak und Tabak.

O süßer Wahn!

O Schlittenbahn!

Du bringst mir Lieb' und Lust.

Komm, Winter, bald;

Sei streng und kalt

Wie ein Verstandesmann!

Komm, zieh des Wirzjerm's „feuchtem Weib“

Den Eisespanzer auf den Leib,

Und ihr, Moräst',

Seid brückenfest!

Ich leg's aufs Brechen an.

Mel.: Hebe, sieh in sanfter Feier.

Hebe dich zur sanften Feier,

Herbst! und nimm den Ruff zur Hand.

Zieh' den weißen Marmorschleier

Ueber See und Land.

Ein wenig ist's Land zwar gepudert,

Ein wenig gefroren der Dreck;

Doch im Wirzjerm wird noch gerudert,

Und die Sonn' leckt den Schnee wieder weg.

Mel.: Befrängt mit Laub.

Geduld, Geduld! Wer hinkt, kommt auch zu Biere;

Was langsam kommt, wird gut!

Geduld, bald steht der Schlitten vor der Türe,

Steig' ein mit frohem Mut!

Mel.: Freut euch des Lebens.

Bringt mir den Pelz her!

Schlingt mir den Gurt um den Leib!

Geht mir die Müt' auf!

Wach fort, mein Weib!

Allein das Weibsvolk nährt und quält!
 Bald hier, bald da, bald dort was fehlt;
 Sie sieht mich an und ruft: Herr Ze!
 Erfrier dir nicht den großen Zeh!"

Mel. des Ruhreigens: So i nit a schöne gute Weystoa.

So ich nit a schöne Paar Pelzschua?
 Didl dul tua, didl dul tua,
 Didl dul tua, didl du! —

Geldners Mel.: Der Schäfer pußt sich zum Tanz.
 Und fort nun geht's — der Kutscher pfeift,
 Die Peitsche knallt, der Schlitten schleift,
 Als hätten Rosse Schwingen.
 Die Stadt im Nebelfog entflicht,
 Und knisternd pfeift der Schnee sein Lied,
 Juchhe, juchhe! juchheissa he!
 Und hell die Schellen klingen.

Mel.: Brüder lagert euch im Kreise.

Links und rechts die Dörfchen fliegen,
 Imazal bleibt ferne liegen,
 Porri — so vom Dreck benannt —
 Prangt im silbernen Gewand.

Mel.: Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus.
 Bei Berrewa geht's auf den Wirzlerw dann,
 Hoho!
 Wie strahlet und funkelt die herrliche Bahn,
 Hallo!
 Es stampfen die Rosse, daß weit es erschallt,
 Und dumpf in der Ferne der Ton verhallt:
 Hoho! hallo! hoho!
 Auch das Leben verhallt also!

Mel.: Wo willst du klares Bächlein hin.

Des Waldhorns Töne hört mein Ohr,
 Von wannen?
 Ein wirklich Dach blickt dort hervor
 Aus Tannen.
 Da wohnt die schöne Försterin
 Mit blauem Aug' und Taubensinn.

Mir wird's so schwer, so schwer, vom Ort
 Zu scheiden!
 Hier lebt' ich gern und immerfort
 Mit Freuden!
 Ihr Arm und Busen ist so weiß,
 „Es wird mir gleich zum Dampfen heiß!“

Mel.: Schöne Minka, ich muß scheiden.

Schöne Jägerin, muß eilen,
 Darf nicht mehr in Waibla weilen,
 Darf dein — — —
 Doch Dir bleibt mein Herz.
 Und auf hochbeschnitten Auen,
 Unterm Schnapsen, unterm Rauen
 Wird' ich zart nach Dir miauen,
 Wie der Hinz im März.

Mel.: God save great George the King.

So geht's wie auf der Flucht
 Bei Adra quer die Sucht
 Und — nous voilà.
 Und von der Treppe spricht
 Mit freundlichem Gesicht
 Lohmann: „Du dicke Wicht,
 Bist endlich da!“



Literarische Studienblätter.

Von

H. Mordaunt (Helene Deubner).

 Wenn wir uns vor die Aufgabe stellen, uns ein klares Bild von den Werken unsrer Künstlerwelt zu machen, insbesondere von jenen, die wir unsren Dichtern verdanken, so kommen wir sehr bald zu der Erkenntnis, daß wir es hier nicht nur mit der Auffassung und den Fähigkeiten ihrer Schöpfer zu tun haben, und daß es nicht nur der ästhetische Genuß ist, den sie in uns zu erwecken beabsichtigen. Sie stehen vielmehr in einem direkten Verhältnis zu den Fragen und Zielen des Lebens und der Zeit, der ihre Gestalten und Schilderungen entnommen sind. Heutzutage ist man vielfach geneigt, speziell hier in Deutschland, in jedem Kunstwerk vor allem nach der Idee zu suchen. Ohne Beeinträchtigung der Schönheit ist aber eine Kritik ausschließlich nach dieser Richtung hin doch nur allenfalls bei den Werken der darstellenden Kunst möglich, die des Auges bedarf, um eine Wirkung ausüben zu können. Die Dichtkunst, die sich direkt an das Gemüt und den Geist des Menschen wendet und auf jedes Vermittlungsorgan verzichtet, dürfte dabei immerhin eine nicht zu unterschätzende Einbuße erleiden. Ausnahmen gibt es freilich auch hier zu verzeichnen, da die Poesie bisweilen Hand in Hand mit der Musik vor das Publikum tritt, wie z. B. bei den Löwischen Balladen, um mit ihr vereint ihren Eindruck zu verstärken. — Freilich könnte man hier mit Recht einwerfen, daß die sog. tendenziösen Schriften doch nichts anderes verkörperten, als eine Idee. Immerhin ist die Tendenz jedoch stets ein Kind ihrer Zeit gewesen, und in die Dichtungen gewöhnlich derart hineingeflochten,

daß man sie jederzeit aus ihr ausschalten und doch noch etwas Lesenswerthes zurückbehalten könnte.

Mein Zweck hier ist es ganz speziell auf die Lebensanschauungen einiger moderner Dichter, wie diese sich in ihren Werken wieder spiegeln, einzugehen.

Lebensanschauungen! Damit meine ich weder ihre Philosophien noch ihre privaten Ansichten. Daß zwei Menschen genau durch dieselbe Brille sehen, ist eine Seltenheit, ein Dichter bleibt aber immer ein Dichter. Es gibt Dichter, die, sozusagen, in eine Welt von Schönheit hineingeboren sind, die ihr Lebenslang auf der Sonnenseite standen, wie Goethe und in neuerer Zeit Paul Heyse. Es gibt andere, nichtsdestoweniger nicht minder große Meister, an die die Not des Lebens täglich und stündlich herantrat, wie Schiller, der abgesehen davon auch noch mit körperlichen Leiden zu kämpfen hatte und seine letzten Werke unter den größten Qualen zu Ende führte. —

In der modernen Zeit, wo alles Ideale so hoch bewertet wird, sucht sich auch in der Dichtkunst ein realistischer Zug von Tag zu Tag mehr breit zu machen. Und doch kann ein echtes Dichterwerk nicht ganz von dem Ideal und der Phantasie abgehen. Das Minimum von einem Erlebnis wird dem Dichter zu einer zweiten, zu einer ganzen Welt, und selbst Bolas und Ibsen, die in ihren Werken die Natur zu fixieren meinten, unterlagen einer Selbsttäuschung, wenn sie sich frei von jedem Fabulieren glaubten. Ihre Werke sind ebenso charakteristisch für ihre Persönlichkeiten wie für die Zeit, in der sie lebten, wenn auch in einer späteren Zeit andere Dichter, anderen Einflüssen ausgesetzt, ihnen widersprechen werden, wie die Kunst der Renaissance der Kunst des Mittelalters widersprach.

Richard Wagner, den wir als Dichter ebenso hoch stellen wie als Musiker, war ein Zeitgenosse Bolas und Ibsen, und doch wie grundverschieden ist seine Auffassung von der jener beiden. Er holte sich den Stoff zu seinen Tondichtungen aus der Welt der Sagen und Märchen, denen er nicht nur neue Formen und Gewänder gab, sondern auch einen neuen, modernen, unsterblichen Geist einhauchte. Richard Wagner ist Romantiker durch und durch. Unentwegt und ohne sich irre machen zu lassen, wandelte er, anfangs unverstanden und verspottet, seine Bahn, die ihn auf den

Gipfel des Ruhmes führte. Er schaffte für die Zukunft und die Zukunft dankt es ihm, daß er sich nicht durch die scharfen Raisonnements der Logiker und Wissenschaftler von seinem Wege abbringen ließ.

Es gibt eine Reihe von Dichtern, die ihre Kunst lediglich als solche betrachten, sich am Spiel der Formen erfreuen und Genüge an ihrer eigenen Begeisterung finden. Es gibt andere, die mit ihrer Kunst die Rätsel des Lebens lösen wollen, und diese sind es, an die wir uns halten müssen, wenn wir uns über den Geist ihrer Zeit ein klares Bild machen wollen. Es gibt noch andere, wie Herbert Spencer, ein Zeitgenosse Richard Wagners, dessen Ideal eine planmäßige Erziehung des Menschengeschlechts war, von der technischen Ausbildung bis zur höchsten Entwicklung des Intellekts. Nach Spencers Meinung sollten nur die Mußestunden Genüssen künstlerischer Art eingeräumt werden. Richard Wagner galt seine Kunst mehr als allen den Genannten. Sie war ihm mehr als ein bloßer Hauch, sie war ihm das Höchste, sie war ihm Lebenszweck! Jeder Imitation der Griechen und Römer abhold, griff er mit vollem Bewußtsein, sowohl was den Inhalt als auch was die Form anbelangt, in die alte Germanenzeit zurück, holte seine Schätze aus dem unerschöpflichen Vorn der deutschen Mythologie und paßte sie in die Formen des Stabreims und der Alliterationen. Abgesehen von den Meisterfingern, in welchem Werk er das Nürnberg des Mittelalters zur Sprache bringt, und von Rienzi, in welchem er uns das mittelalterliche Rom in all seinem Glanz vor Augen führt, bewegt sich Wagners Kunst in einer absolut zeitlosen Welt. Lohengrin, Tannhäuser, Tristan, die Gigantengestalt Jung-Siegfrieds, sie alle stehen über, jenseits der Zeit. Und das hat Wagner in seinem Streben nach einem romantischen Lebensideal mit vollem Bewußtsein so gewollt.

Im Gegensatz zu der griechischen Mythologie, deren Götter im ewigen Glücke dahinleben, verbringen die Götter der alten Germanen ihr Dasein in unausgesetzten Kämpfen, in blutigen Schlachten, die erst mit dem Weltuntergang, der Götterdämmerung, die der germanischen Mythologie ihre höchste Weihe gibt, ein Ende nehmen. Diese in ihrer Größe so erhabene Tragik ist der Hauptzug, den wir in allen Dichtungen Richard Wagners wiederfinden. Zwei Tendenzen ringen miteinander, und die negative trägt den

Sieg davon. Auf der einen Seite der unbändige Lebensdrang, das Ausleben der Persönlichkeit, die Lebensbejahung, — auf der andern die Entsagung, das Bewußtsein dem Tode geweiht zu sein, die Weltflucht. Es ist nicht die Schuld des Einzelnen, die in den Wagnerschen Dichtungen den Helden in den Untergang treibt, es ist das Geschick, das weit über die Einzelnen hinausgreift. Von einer Jenseitslehre, von der Herrschaft Gottes finden wir nichts in seinen Werken, nicht einmal im Parsifal. Ich glaube das darauf zurückführen zu können, daß Wagner ein Schüler und Anhänger Ludwig Feuerbachs war, dessen Philosophie im vollen Gegensatz zu jeder theologischen Tendenz steht. Es wird viel philosophiert in den Wagnerschen Dramen, und bis zu einer gewissen Grenze nähern sich diese Philosophien in überraschender Weise dem Schopenhauerschen Pessimismus. Aus der Leidenschaft wird uns die Wahrheit, daß ein vollkommenes Aufgehen zweier Individualitäten nicht möglich ist. In jeder einzelnen bleibt das Ich unauflösbar. — So weit reicht die Ähnlichkeit in den Anschauungen Richard Wagners mit denen Schopenhauers: ist das der ganze Sinn des Lebens, so ist das Leben des Lebens nicht wert, und die Konsequenz ist — der Selbstmord!

Hier zeigt es sich nun, daß Wagner nicht nur Philosoph, sondern vor allen Dingen Künstler ist. Er durchschaut freilich den Wahn, den Trug des Lebens, aber weil er ein Künstler ist, verneint er es trotzdem nicht. Mit seiner Kunst will er die Menschen dazu erziehen, das Dasein lebenswert zu finden. Schon Plato arbeitete in allen seinen Dramen an dieser Erziehung des Menschengeschlechts, und in neuerer Zeit sagte Schiller: die Kunst ist berufen die Menschen glücklich zu machen.

Richard Wagners Ideal war es, die Menschen durch die Kunst zu Künstlern zu machen, trotzdem er selbst zu der Erkenntnis gelangt war, das Leben wäre nur ein Wahn. Ob es ihm gelungen ist, dieses romantische Ziel zu erreichen, ob das Ideal dieses Künstlers lebensfähig ist, wird wohl erst die Zukunft lehren. Heute leben wir im Zeitalter der technischen Ideale und die Welt erzittert von dem Stampfen und Rischen tausender und abertausender von Maschinen. Das Häuflein derer aber, die romantischen Idealen nachgehen, ist verschwindend klein.

Lassen Sie mich nun zu einem Schriftsteller übergehen, der mit seinen Werken mitten in diesem Zeitalter des technischen, maschinellen Verkehrs steht. Ich meine Henrik Ibsen.

Von Richard Wagner, dessen Künstlerideal die Romantik in ihrer absolutesten Form repräsentiert, der uns den Unwert des Lebens predigt, der uns sagt, nur der Mensch wäre existenzberechtigt, der Künstler genug, den Traum des Lebens als einen Traum auffaßte, — von Richard Wagner zu Henrik Ibsen!

Es ist ein gewaltiger Schritt, der uns mit einem Schlage in eine andere Welt trägt. Eine total veränderte Atmosphäre! Was jedoch den wesentlichsten Unterschied zwischen Wagner und Ibsen ausmacht, ist, daß Wagner in seinem Schaffen, sowohl was die künstlerische Gestaltung, als was den Inhalt anbetrifft, niemals einer Wandlung unterworfen gewesen ist. Mit Ausnahme des Tristan hatte er seine Gestalten schon mit 35 Jahren fix und fertig im Kopfe. Ibsens Werke hingegen müssen, sowohl der äußeren Form als auch dem Stoffe nach, durchaus auf drei Epochen verteilt werden.

Erstens die romantische Jugendepoche, in welcher er die nordische Sagenwelt auf die Bühne bringt und mit seiner „Nordischen Meerfahrt“ gewissermaßen ein Gegenstück zu Richard Wagners Nibelungen liefert.

Zweitens, nachdem er sich durch die deutsche Literatur, insbesondere durch Goethe beeinflusst, von diesen Jugendidealen losgerungen hat, die Epoche, in welcher unter anderen Werken „Kaiser und Galliläer“, „Brand“ und „Peer Gynt“ entstanden.

Diesen drei Dramen hat Ibsen in Bezug auf deren Helden, auf den Aufbau und den Verlauf je eine ganz besondere Färbung gegeben, die er bis zur äußersten Konsequenz durchführt. Man könnte „Peer Gynt“, das von den Norwegern als Nationaldrama angesehen wird, ein Phantasiedrama nennen, „Kaiser und Galliläer“ ein Verstandes-, „Brand“ ein Willensdrama.

Von dieser Reflexionsperiode wenden wir uns der dritten und Hauptepoche zu, welcher die modernen Gesellschaftsdramen entstammen. Sprechen wir von Ibsen als Dramatiker, so steht er unwillkürlich als Dramatiker des modernen Lebens vor unseren Augen. Hier befundet sich nun zunächst der Einfluß der französischen Gesellschaftsdramen (Dumas zc.). Aber schon was die

künstlerische Entwicklung anbetrifft, übertrifft Ibsen diese um ein Bedeutendes.

Henrik Ibsen ist der ergaste Dramatiker, den die Welt kennt, und man kann mit Recht behaupten, daß er in der Komposition unerreicht geblieben ist. In jedem Drama werden gewisse Ereignisse als bekannt vorausgesetzt. Man nennt das die Exposition. Henrik Ibsen ist — ich spreche nur von den Werken der letzten Epoche — der größte Künstler in der Exposition. Jedes Wort in seinen Dramen ist für den Fortgang der Erzählung unumgänglich notwendig. Nirgends bleibt ein dunkler Punkt über der Vergangenheit schweben. Die eigentliche Handlung liegt stets im Vordrama, und doch vermeidet er jedes Erzählen, jeden Bericht. Auch fehlen in seinen Dramen die üblichen Monologe, die ja genau genommen ein Nonsens sind. Wo hörte man wohl je, außer auf der Bühne, daß normale Menschen Selbstgespräche führten? Auch in der naturalistischen Technik ist Ibsen unübertroffen, und nie wird er in irgend einer Weise für seine Gestalten Partei nehmen. Das Urteil überläßt er stets dem Publikum. Welches auch der ursprüngliche Anlaß für die Dichtung ist, Schritt für Schritt baut er jahrelang seine Charaktere auf, läßt seine Personen sich selbst entwickeln und experimentiert mit seinen eigenen Figuren.

Das ist die eine Seite seiner Kunst, die aber zu gleicher Zeit noch eine ganz andere Seite aufzuweisen hat. Jedes seiner Werke ist der Natur getreu nachgebildet, klingt aber nichtsdestoweniger symbolisch und soll symbolisch genommen werden. Eine riesenhafte schwere Aufgabe! Von dieser Seite beleuchtet, kann man wohl sagen, daß Ibsen durchaus Romantiker ist. Fast alle seine Dramen vertreten das Recht der eigenen Persönlichkeit und stets ist es der Kampf mit der Gesellschaft, den diese Persönlichkeit auszukämpfen hat. Zu gleicher Zeit vertritt Ibsen aber auch das Recht der Gesellschaft, von seinen „Stützen der Gesellschaft“ an bis auf „Wenn wir Toten erwachen“. Die Gegensätze „gut und böse“ kennt er nicht, und nirgends wird, wie bei Rostand und unzähligen andern, das Böse bestraft und das Gute belohnt. Das Verlangen nach Wahrheit und Freiheit durchhallt alle Ibsenschen Dramen. Ibsen ist und bleibt bis zu seinem Tode ein Wahrheitsfanatiker. Nichtsdestoweniger läßt er eine ganze Reihe von Personen auf-

treten, die das gerade Gegenteil vertreten: Phantasten, Lebenslügen, Schwärmer usw. Es ist ein unausgesetztes Sichkreuzen von Realismus und Idealismus, von Lebensgenuß und Lebensentsagung, von Rechten der eigenen Persönlichkeit und Abhängigkeit von der Gesellschaft, von romantischen Lebensidealen und modernem Materialismus, und sicherlich kann man sich kaum zwei größere Gegensätze denken, als die Sehnsucht nach Wahrheit und die Überzeugung, daß der in der Gesellschaft lebende Mensch ohne die Lüge nicht auskommen kann.

Wie Richard Wagner hat auch Ibsen mit den Werken seiner letzten Epoche ein Zykluswerk geschaffen, mit dem Unterschiede, daß er von den ersten bis zu den letzten seiner Schöpfungen eine vollständige Entwicklung durchläuft und am Ende zu einer Revision seiner Anschauungen gelangt. Seinen Dramen ist eine Verwandtschaft mit den Franzosen Flaubert und Zola, sowie mit einigen russischen Schriftstellern nicht abzusprechen, nur hat er den Geist ihrer Sensationswerke um ein Beträchtliches vertieft, ohne damit ihrer Routine Abbruch zu tun. Ibsen ist der Dramatiker der modernen Ehe, der erle, der ihre Geschichte von allen Seiten beleuchtet. Und weil es die Frau ist, die den modernen Typus der Ehe ins Leben gerufen hat, läßt es sich nicht leugnen, daß Ibsen gerade ihr sein Hauptinteresse zuwendet. Bis zum 17. Jahrhundert war die Ehe lediglich ein ökonomisches Arrangement. Die Frau wurde gekauft, war die Mutter der Kinder und hatte wie selbstverständlich alle Arbeitslasten des Hausstandes auf sich zu nehmen. Von einer Lebensgemeinschaft war nie und nirgends die Rede. Auch gehörte das volle Gefühl des Mannes, dessen Interessen außerhalb des Hauses lagen, niemals dieser Frau. Erst in den letzten Jahrhunderten, erst seit die Stellung der Frau durch die soziale Emanzipation auf ein anderes Niveau gebracht worden ist, treten auch die idealen Forderungen mehr in den Vordergrund. Die werdende Persönlichkeit der Frau, der in der Entwicklung begriffene Frauencharakter ist es, der Ibsens besonderes Interesse in Anspruch nimmt. Läßt er in seinen Dramen auch hier und da Männergestalten auftreten, die höhere Ideale vor Augen haben, so kommt im Großen und Ganzen der Mann bei ihm doch stets schlechter fort. Im besten Fall sind es philiströse, korrekte, nüchterne Charaktere, die er zu Wort kommen läßt, Männer, deren

Zusammenleben mit der Frau, sobald Bedingungen gestellt werden, die der modernen Ehe Rechnung tragen, unaufhaltsam in die Brüche geht. Die Moral, die wir aus den Ibsenschen Werken ziehen, könnten wir in folgende Formel fassen: Die konventionelle Ehe ist eine Scheinehe und für die Frau gleichbedeutend mit Sklaverei. Diesem Mangel ist aber damit allein nicht abgeholfen, daß die Frau ihre Fesseln gewaltsam sprengt. Ibsen läßt in der Frau mit der errungenen Freiheit den sittlichen Ernst und das Pflichtbewußtsein ihrer eigenen Persönlichkeit gegenüber erwachen.

In gleicher Weise wie Wagner hat Ibsen mit seinen Gesellschaftsdramen eine moralische Revolution heraufbeschworen, und diesen Gedanken wollen wir auch festhalten, wenn wir uns jetzt dem nächsten Schriftsteller, wenn wir uns dem Grafen Leo Tolstoj zuwenden.

Man könnte sich versucht fühlen zu glauben, ich suchte etwas darin, hier einen möglichst internationalen Kreis von Dichtern vorzuführen; bei näherer Betrachtung wird man sich jedoch nicht der Erkenntnis entziehen können, daß sowohl Ibsen als auch Tolstoj, mehr als jeder andere Schriftsteller ihrer Heimat, ihr Lesepublikum in ganz Europa haben. Schon ein Vergleich mit Björnson und andererseits mit Dostojewski muß uns darüber die Augen öffnen. Leo Tolstoj ist der größte russische Dichter der Gegenwart, da Gorki, der seine Erfolge im Grunde genommen seinen Vorgängern, insbesondere Tolstoj verdankt, doch nur als vorübergehendes Phänomen anzusehen ist. Tolstoj nimmt der Kunst gegenüber eine ganz andere Stellung ein, als Wagner und Ibsen. Er behandelt sie beinahe als Bagatelle, als Nebensache und blickt auf seine künstlerischen Leistungen mit Geringschätzung herab. Er will nur der Retter seines Vaterlandes, seines Volkes sein — nichts mehr. Wir sehen in ihm den Typus des naturalistischen Künstlers, der nicht nur die selbsterlebte Gegenwart, sondern auch die weit zurückliegende Vergangenheit mit einer minutiösen Genauigkeit behandelt. — In seinem Roman „Krieg und Frieden“ ist die Darstellung Napoleons I. so intim, daß man glauben könnte, er hätte ihm persönlich gegenüber gestanden. Auch Tolstoj's Schaffen ist auf zwei Epochen zu verteilen. In der ersten entstanden seine dramatischen und epischen Werke, in der zweiten überflutete er Europa mit einem Sprühregen von Broschüren: Legenden, Märchen,

Erzählungen, die, für den einfachen Mann bestimmt, dem Volke dargebrachte Erziehungsschriften sind. Allerdings entsprang auch dieser Epoche ein größerer Roman: „Auferstehung“, indessen ist dieser Roman auch nichts anderes als ein Tendenzwerk, eine Erziehungsschrift. — Wie Tolstoj sich selbst beurteilt, das erfahren wir aus seiner „Beichte“, dieser mit grauenvoller Offenheit geschriebenen Selbstbiographie. Er schildert uns darin eine Reihe von in Saus und Braus verlebter Jahre und die darauf folgende Depression, die ihn dahin bringt, das Heil allein in dem Dasein des einfachen, ungebildeten Landmannes zu erblicken. Ganz besonders charakteristisch für Tolstoj ist es, daß er den gegenwärtigen Kulturprozeß absolut verneint, zu den positiven Idealen des Urchristentums zurückkehrt, als Russe diesen Typus der ganzen modernen Welt aufdrücken möchte und in diesem Sinne sich mitbetätigt an der modernen westeuropäischen sozialen Bewegung. — Trotz seines krassen Naturalismus müssen wir auch von Tolstoj sagen, daß er Romantiker ist. Wenn auch in einer von seinen beiden Vorgängern durchaus abweichenden Färbung, hat die Romantik gerade in ihm, noch dazu in ihrer tiefsten Form, ihren grandiossten Vertreter gefunden.

Wagner legte in seinen Werken den Schwerpunkt auf die künstlerische Erziehung des Menschen zum Leben, Ibsen auf die Rechte der eigenen Persönlichkeit, Tolstoj hat die Ideale des Urchristentums auf seinen Schild gehoben und erblickt das Heil nur in dem dornenvollen Leben des irdlichen Ackerbauers.

Wenn wir jetzt zu Emile Zola, dem unbestritten nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch in Deutschland bekanntesten und am meisten verbreiteten französischen Schriftsteller übergehen, so treten wir damit ziemlich unvermittelt aus der uns immerhin fremd anmutenden Atmosphäre Tolstoj's in die reale Gegenwart hinein und atmen plötzlich eine ganz andere Luft. Zola gehört zweifellos zu den populärsten Schriftstellern der Gegenwart, trotzdem von dem liebenswürdigen Humor, von den graziösen sprachlichen Feinheiten, welche die Literatur seines Vaterlandes charakterisieren, in seinen Schriften nichts zu finden ist. Seine Werke behandeln die großen elementaren Bewegungen der Zeit, sind für die Masse, und in einer so ungekünstelten Sprache geschrieben, daß sie auch dem Naivsten verständlich sein müssen. Es sind

Sozialromane in einer Auffassung, wie sie die russische Literatur nicht aufzuweisen hat. Bei den Russen ist es stets eine Persönlichkeit, ein Laster, um das sich die ganze Fabel gruppiert. Bei Zola ist das Schicksal des Einzelnen, trotzdem seine Dramen nicht heldenlos sind, niemals der Mittelpunkt. Er schreibt für das Volk, und sein Thema ist das Volk, die Totalität, die Gesellschaft, wie sie aus der französischen Revolution hervorgegangen ist. . . War es doch diese Revolution, welche die Masse, jene Klasse von Menschen, die man bisher nur als Material anzusehen pflegte, in den Vordergrund des Interesses schob, die den Prozeß der Demokratisierung der Welt ins Leben rief und für das ganze westliche Europa eine neue Gesellschaftsordnung zustande brachte.

Wie Hippolyte Taine, der einen tiefgehenden Einfluß auf ihn ausübte, ging auch Zola von dem Grundsatz aus, der einzelne Mensch könne nichts durch sich selbst, sei außer sich über sich selbst zu bestimmen und durchaus abhängig von den Verhältnissen, aus denen er hervorgegangen und in denen er lebe. Seine Methode ist weniger die der schaffenden Phantasie, als die wissenschaftliche der Beobachtung und Beschreibung des Wirklichen, das Fixieren der Tatsache. Er stellt sein Talent in den Dienst der Erkrankung der sozialen Zustände und faßt auch das Verbrechen als eine Krankheit des sozialen Körpers auf. Sein Naturalismus duldet keine Illusionen, und mit Vorliebe schildert er in seinen Werken jene Seiten des Lebens, die bisher von der Literatur tiefmütterlich behandelt worden waren. Es sind die Rehrseiten des Lebens, die er an das grelle Tageslicht zieht, für die er absolut neue Akzente zu finden weiß. Er weint nicht, er lacht nicht, ohne irgend welche Beschönigung, ohne jede Schminke zeigt er uns das Leben wie es ist, wie er es, mit dem Notizbuch in der Hand, nach der Natur studiert hat. In diesem Naturalismus liegt nichtsdestoweniger ein scharf ausgeprägter Zug für das Romantische, denn der Zweck, den Zola mit seinen Romanen verfolgt, ist die Heilung des kranken sozialen Körpers.

Auch Zolas Schaffen sind wir genötigt auf eine Reihe von Epochen zu verteilen. Auf die erste fällt eine Serie von zwanzig Romanen, in denen fortlaufend die Sittengeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich erzählt wird. Zola zeigt uns in diesen Romanen, wie ohnmächtig der Mensch dem Ganzen der Ver-

erhebung gegenüber ist. Mit außerordentlichem Scharfsinn schildert er hier die Hohlheiten und die Fäulnis der Zustände und stellt den Zusammenbruch und die Auflösung des Kaiserreichs als unvermeidlich in Aussicht. Am Schluß dieses Zyklus ist Zola allmählich zu einer Erweiterung seines ursprünglichen Planes gekommen. Es ist nicht mehr speziell der Zeitabschnitt, dem er sein ganzes Interesse zuwendet, — es sind zu gleicher Zeit die verschiedenen Berufsarten, die ihn fesseln. In der Literatur der ganzen Welt gibt es keine so genauen, so eingehenden, so naturgetreuen Schilderungen der mannigfachsten Arten von Berufen, wie wir sie bei Zola finden. Bis in die geringfügigsten Einzelheiten hat er die Sprache, die Ausdrücke, die Gewohnheiten, das Leben jeder einzelnen studiert. Und auch hier zeigt er uns, wie es stets das Milieu ist, das die Individualität formt. Wie Zola jedem Stande die Redeweise, die Sitten und Gebräuche abgelauscht, und die virtuose Art, mit welcher er das Äußerliche, das Milieu vor Augen führt, zeigt uns in gewissem Sinne eine enge Verwandtschaft mit Dickens, dem Begründer des sozialen Romans in England. Freilich unterscheidet sich Dickens anderseits auch wieder durchaus von Zola, und zwar vor allen Dingen durch den Humor, mit dem er auch das graueste Elend zu vergolden weiß. Ferner aber auch noch durch seinen Glauben an das Gute, an das Kindergemüt im Menschen.

Zolas Kunst ist eine erbarmungslose Kunst. Mit der Energie des Forschers legiert er die Nachteile des Lebens, um sie dann mit grauenhafter Naturtreue zu Papier zu bringen.

Zolas zweite Epoche brachte uns seine als Trilogie gedachten Städteromane: Rom, Paris und Lourdes. Auch in diesen Romanen ist es vor allem die Heilung des kranken sozialen Körpers, die er anstrebt; auch hier packt uns ganz besonders die virtuose, intime Schilderung des Positiven, der nackten Tatsachen. Trotz der scharfen Betonung seines Naturalismus ist es aber nicht zu bestreiten, daß der Poet in Zola größer ist als der Naturalist. Nur ein Poet ist imstande Stimmungen hervorzuzaubern, wie sie in diesen Werken erzittern.

Fragen wir uns nun, ob Zola wirklich keine Ideale kannte, ob er bis zum Schluß seines Daseins der kalte, erbarmungslose Sittenmaler eines verderbten Zeitalters geblieben ist, so müssen

wir darauf antworten, daß diese negative Seite seiner Kunst nicht das letzte Wort gewesen ist, das er gesprochen hat. In seiner letzten Epoche erschien ein Zykluswerk, das er „Les quatre Evangiles“ betitelte. In diesen vier Romanen, „fécondité, vérité, travail und justice“, von denen das letzte leider ungeschrieben geblieben ist, zeigt sich eine gewisse Wandlung der Ideen, werden sittliche Forderungen gestellt, mit denen sich Zola unbedingt den Idealen eines Ibsen und eines Tolstoj nähert, wenn auch sein ausgesprochen romanisches Temperament naturgemäß andere Bahnen wandeln muß.

Suchen wir nun nach einem Charakterzug, der allen den Schriftstellern, die wir bis jetzt durchgesprochen haben, gemeinsam eigen ist, so kommen wir zum Schluß, daß bei den modernen Dichtern der Ernst des Lebens eine ganz hervorragende Rolle spielt. Alle jene dunklen, trüben Nacht- und Schattenseiten, die man in früheren Zeiten zu verhüllen, zu verbergen trachtete, werden an das Licht gezogen, wenn auch in dem Bestreben, diesem Dunkel vermittels einer künstlerischen Beleuchtung zu steuern. Dieses Bestreben ist das Ideal, dem auch Zola nachgeht; leider reichen seine Ideale nicht aus. Es fehlt ihnen der Humor, das Sonnige, und die Probleme, die Aufgaben, die er uns stellt, bieten uns keinen genügenden Ersatz für diesen Mangel. In reichem Maße finden wir diesen goldenen Humor, wie ich bereits anführte, bei Dickens, wie denn das humoristische Element ganz besonders in England zu Hause zu sein scheint. Nichtsdestoweniger hat auch Deutschland so manchen hervorragenden Humoristen hervorgebracht. Ich weise hier nur auf Fritz Reuter und Wilhelm Busch hin, so sehr sich diese beiden auch von einander unterscheiden. Freilich tut man Wilhelm Busch bitter unrecht, wenn man ihn ausschließlich für einen Humoristen ansieht, denn in seinem Humor steckt nicht selten ein Satgenhumor, der dem Pessimismus so verzweifelt ähnlich sieht, daß man nicht weiß, ob man lachen oder weinen sollte. Der naive Humorist ist heute tatsächlich im Absterben begriffen. Als Ersatz macht sich ein anderer Zug in der Literatur bemerkbar, die Neigung, höchste Tragik in das Lächerliche zu ziehen. Dichter aller Nationalitäten, befähigt die ernstesten Probleme zu lösen, verwenden ihre Talente darauf, das Grandioseste in possenhafte Gewänder zu kleiden (Maupassant, Cham, Wedekind).

Der pessimistische IDeengang, dem zufolge die Welt ihrem inneren Wesen nach schlecht, oder die schlechteste unter den denkbaren sein soll, dieser IDeengang, der in der neueren Literatur beinahe allgemein geworden ist, drängt uns unwillkürlich die Frage auf, ob in unsrer gegenwärtigen Zeit tatsächlich alle Ideale verschwunden, ob die Welt und das Dasein vollständig entzaubert und entgöttert seien? Diese Frage leitet uns zu einem Manne hinüber, der erhabene, positive, lebendige Ideale sein eigen nannte. Dieser Mann, wenn auch nicht direkt ein Poet zu nennen, so doch in seiner Art auch ein Dichter und eine Künstlernatur, ist — Friedrich Nietzsche.

Schon die Souveränität, der Glanz, mit dem Nietzsche unsere deutsche Sprache behandelt, machen ihn zum größten Stilkünstler unsrer Zeit. Die Form, die er mit Vorliebe für seine Werke benutzte, ist der Aphorismus, der bisher in der deutschen Literatur nur selten Anwendung fand. Hervorragende Aphorismen besitzen wir genau genommen nur von Goethe und Arthur Schopenhauer.

Als Dichter lernen wir Nietzsche in seinem „Also sprach Zarathustra“ kennen, eine Imitation der Evangelien, in welcher er die Lehre vom Übermenschen verkündet. Zum Abschluß gelangte der Zarathustra erst im Jahre 1888, in einer Zeit, in der Nietzsche seiner unsäglichen Leiden wegen oft nur für Momente arbeitsfähig war. Trotz dieser unsäglichen Leiden ist er im Gegensatz zu der langen Reihe von Pessimisten, die mit ihrer Schwarzseherei der Literatur der Gegenwart ein so trübseliges Gepräge geben, ein Prophet der Lebens, und zwar ganz besonders in seiner frühesten Epoche.

Nach Schopenhauer ist das Leben ein Geschäft, das die Kosten nicht deckt, und das Glück im menschlichen Dasein nur eine Episode.

Nietzsche widerspricht dem, wenn er sagt: Es gibt Etwas, was uns über den Pessimismus hinüberhilft, und das ist die Kunst.

Ein hochbegabter Musiker, stand er Jahre hindurch im Banne Richard Wagners, auf dessen Einfluß dieser Ausspruch wohl zurückzuführen ist. Seine frühesten Werke atmen Wagnersche Romantik, und alles was er in seiner ersten Epoche geschrieben hat, ist Wagner und Wagnerscher Geist. Bald darauf empörte sich jedoch Nietzsche dagegen, daß sein Talent nicht ausreichte, die hohen Ideale zu erreichen, die ihm vor Augen schwebten. Die Trivialitäten des

Lebens, wie auch die erste Aufführung in Bayreuth, die seine Erwartungen total enttäuschte, schreckte ihn dermaßen zurück, daß er plötzlich die Kunst von sich wies, um sich von nun ab, als kühl abwägender Verstandesmensch, nur mit der Wissenschaft zu befassen.

„Die Kunst ist ein bloßer Tausch, ein Surrogat, eine Illusion! Nur von der Wissenschaft, die jede Lebenslüge, jeden Wahn aufdeckt, können wir Hilfe und Rettung erwarten!“

Aber auch bei dieser zweiten Epoche seiner Entwicklung ist Nietzsche nicht stehen geblieben. Die große Lebensfreudigkeit, die trotz der u. beschreiblichen körperlichen Leiden, denen er unterworfen war, tief in ihm wurzelte, ertrug es nicht, daß die Wissenschaft ihm seine Welt entzauberte und alle seine Illusionen zerstörte. Es folgte seine dritte Periode, in welcher er den Versuch machte, über den Gegenstand von Kunst und Wissenschaft, von Romantik und Positivismus hinauszukommen.

Sein halbes Leben an einem siechen Körper schleppend, der ihn oft Tage und Wochen an der Arbeit hinderte, hat Nietzsche die Freude am Dasein doch niemals ganz aufgegeben. Er kämpfte mit seinen Leiden wie nur je ein Held gekämpft hat, und wenn er sich in seinen Schriften auf Aphorismen und Fragmente beschränkte und auf eine zusammenhängende Darstellung verzichtete, so ist das darauf zurückzuführen und damit zu entschuldigen, daß seine Qualen oft stärker waren als er selbst. Nichtsdestoweniger führte sein leidensvolles Dasein nicht zur Verzweiflung, sondern entwickelte einen heroischen Trost in ihm.

„Das Höchste, was dem Menschen zu erreichen möglich ist, ist ein heroisches Leben!“

Dieser Erkenntnis verdankt der Zarathustra seine Entstehung. Nietzsche gibt uns in diesem Dichterwerk die Lehre vom Übermenschen. Es ist das ein Schlagwort, das, obgleich nicht neu (Herder, Goethe und Wieland haben es bereits geführt), seitdem so oft mißbraucht und mißverstanden worden ist. Nietzsche gebraucht diesen Ausdruck im zwiefachen Sinn. Er zeigt uns den Weg zum Übermenschen erstens im biologischen Sinne, an der Darwinschen Theorie von der Blutsverwandtschaft aller Lebewesen weiterbauend, dieser Theorie, die heute durch die Wissenschaft sichergestellt und nicht mehr anzuzweifeln ist.

„Ist die Existenz des Menschen bis in die unterste Stufe der Lebensweisen zurückzuführen, warum sollte es unmöglich sein, eine Rasse zu erzielen, die weit über den Menschen hinausreicht, die sich zu ihm verhält wie er zu den Affen? Steht uns nicht alles zu gebote, den Übermenschen zu züchten?“

Im zweiten Sinne wendet Nietzsche dieses Wort auf jene Exemplare des Menschengeschlechts an, die dem Übermenschen gewissermaßen entgegenkommen, — auf geborene Herrschernaturen, wie sie uns in Napoleon und Bismarck erschienen sind. Von der Zukunft erwartet er den Übermenschen. Wie die Natur alle krankhaften, alle schwächlichen Keime ersterben läßt, soll auch von der Masse der Menschheit alles was krank und lebensunfähig ist, vernichtet werden, um den Einzelnen zur Größe gelangen zu lassen. Die Masse ist ein Hindernis und degradiert das Niveau der menschlichen Klasse.

Gleichzeitig liefert uns Nietzsche mit seinem Zarathustra aber auch den Beweis, daß er zu seinen romantischen Jugendidealen zurückgekehrt ist. „Groß sein wollen ist noch nicht Größe“, sagt er. Erst in dem Streben sich von der Menge, den Schwächlingen, den Sklavenseelen, den Entarteten abzuheben — zeigt sich die wahre Größe. Der Mensch soll den Blick nicht fragend zu andern emporheben, sondern sich auf sich selbst stellen, in strengster Selbstverantwortlichkeit für jedes Wort, für jede Handlung. Dazu bedarf es aber sowohl gesunder Körper als auch gesunder Seelen. Eine defadente Klasse ist dessen nicht fähig.

Mit Jbsen kommt Nietzsche darauf zurück, daß die noch nicht ganz gesunden Seelen der Lebenslüge nicht entraten können, daß der Mensch der Gegenwart der Illusion bedürftig ist.

Aus dem Kampf mit seinen Leiden und aus der Empörung gegen dieselben entwickelt sich bei Nietzsche noch ein anderer Gedankengang, — die Illusion der fortlebenden Seele, dieser Kinder Glaube, der dem Ewigkeitsbedürfnis entspringt, — die Lehre von der Wiederkunft aller Dinge, dieser Trost für oder gegen den Pessimismus.

„Überwinde, bezwinde Deine Leiden, um Dir die Zukunft zu erleichtern, sie Dir erträglicher zu gestalten. Überwinde den Menschen um des Übermenschen willen!“

Nietzsche ist dahingegangen, ohne das letzte erlösende Wort gesprochen zu haben. Die letzten zwölf Jahre seines Lebens verbrachte er in völliger geistiger Umnachtung, die sein Schaffen in Fessel legte und ihn daran hinderte, seine Probleme zu lösen. Immerhin hat er uns die Mittel und Wege gewiesen, die zu jenen Zielen führen, die über den Pessimismus hinausreichen. An uns ist es, den Willen zur Macht zu haben.

Fassen wir nun die Lebensanschauungen der ganzen Reihe von Dichtern, denen wir uns in unserer Betrachtung gewidmet haben, zusammen, um die Summe zu ziehen, so springt es uns ganz besonders in die Augen, daß der Gegensatz zu dem 18. Jahrhundert nirgends so prägnant, so scharf hervortritt, wie in der Kultur und in der Literatur unserer Gegenwart. So verschiedenartige Elemente das 18. Jahrhundert hervorgebracht hat, es war doch stets die gleiche Richtung, die eingehalten, dasselbe Ideal, das verfolgt wurde, so daß Goethe und Schiller, diese so verschieden veranlagten Geistesheroen, deren Lebenswege so weit auseinandergingen, nie anders als wie ein unzertrennliches Freundespaar vor uns stehen.

Diese Kultur, diese Literatur ist für immer dahin. Unsere moderne Literatur kennt kein einheitliches Ideal. Es ist ein Wirrwarr von Gegensätzen, Tendenzen und Strömungen, und zwei mächtige Parteien streiten um die Siegespalme. Auf der einen Seite die soziale Bewegung der Massen, auf der andern der Protest des freien Menschen, der auf das Recht seiner eigenen Persönlichkeit pocht.

Das ist das äußere Bild, welches uns die Literatur der Gegenwart, speziell die deutsche Literatur bietet. Daß es ein äußerst lebendiges Bild ist, unterliegt wohl keinem Zweifel. Besitzen wir auch keinen Tolstoj, keinen Ibsen, keinen Zola, die, wie wir gesehen haben, je eine Eigenart repräsentieren, so hat die sogen. „Moderne“ in Deutschland doch auch so manche charakteristische Dichtergestalt aufzuweisen.

Wie im 18. Jahrhundert Goethe und Schiller, pflegt man auch heute zwei Vertreter der neuen Richtung fast immer in einem Atemzuge zu nennen. Diese beiden sind Gerhard Hauptmann und Hermann Sudermann, — poetische Erscheinungen, die sich aus dem Gesamtbilde der „Moderne“ besonders hervorheben. Ob sie eine

neue Epoche bedeuten, mag dahingestellt bleiben. Als Poet ist Hauptmann jedenfalls der Bedeutendere von Beiden. Von Hause aus ein feinfühligler Lyriker, fügte es sich, daß er in absolut realistische Kreise kam, was zur Folge hatte, daß er zu keiner einzigen ganz ausgeglichenen Kunstleistung gekommen ist. Realismus und Lyrik führen einen unausgesetzten Kampf miteinander. Hauptmann beherrscht sowohl die eine als auch die andere Richtung, schwankt jedoch beständig zwischen beiden hin und her. Bald hat die Lyrik die Oberhand, bald der Naturalismus. In Sannes Himmelfahrt ist es ihm am besten gelungen, diese beiden Stilarten zu verschmelzen, und in diesem Sinne ist dieses Werk wohl auch als sein größtes zu bezeichnen. Es ist, als ob seine ursprüngliche Natur sich zum Schluß mit Gewalt der naturalistischen Fesseln entledigt und den ganzen Zauber von Poesie, die ihr Element ist, über die letzte Szene ausgeschüttet hätte. In seinen andern Dramen ist ihm diese Verschmelzung nicht ganz so gut gelungen.

Aus kleinen, engen Verhältnissen stammend, ist Hauptmanns Auge ganz besonders auf enge und beschränkte Verhältnisse gerichtet. Allen seinen Dramen ist eine minutiöse Ausmalung der Kleinbürgerlichkeit, des Elends, der Leiden und der moralischen Defizienz eigen. In jedem einzelnen bildet der moralische oder physische Tod, das Erlöschen eines Lebens, der Untergang einer Persönlichkeit aus irgend einem Grunde den Mittelpunkt. Es sind Schicksalsdramen aus einer untergehenden Zeit, Momentbilder, Milieuschilderungen, in denen weder ein Gott noch ein Zufall, sondern lediglich die eiserne Notwendigkeit der Hauptfaktor ist.

Hauptmann ist Sozialist durch und durch. Wie Zola kennt auch er keinen Helden, ist sein Held stets die Masse. Seiner Lebensanschauung liegt der psychologische Gedanke zugrunde, daß der Einzelne nicht berechtigt ist, sich von der Gemeinschaft loszusagen. Nur gelingt es ihm nicht, trotzdem er von einem tiefen künstlerischen Ernst beseelt ist, diesem Gedanken eine befriedigende Lösung zu geben. Es ist ein trostloser Naturalismus, eine Trostlosigkeit, der es nicht einmal vergönnt ist, in Resignation auszuklingen.

Sein Zeitgenosse und Gegenpart Hermann Sudermann faßt das moderne Leben von einer durchaus andern Seite auf, und zwar nicht von der verzweiflungsvollen. Auch er hat sich die

Krisen unsrer Zeit zum Vorwurf gewählt, nur pulsiert in seinen Dramen ein Kampf, der von der Hoffnung auf eine bessere Zukunft durchdrungen ist. Ist Hauptmann größer in der Charakteristik seiner Gestalten, so übertrifft Sudermann ihn in der Kunst des dramatischen Aufbaus. In seinen Dramen rollt echtes Theaterblut, mit dem er das Publikum im Sturm und mit einem Schlage eroberte. Seine Helden — denn in Sudermanns Dramen gibt es stets einen Helden, oder wenigstens einen Scheinhelden — gehören immer zur Gesellschaft. Mit Vorliebe schildert er das Berlin W., das Tiergartenviertel in allen seinen Schichten und Phasen, und das ostpreussische Junkertum, den künstlich gezüchteten Übermenschen.

Hauptmanns Darstellung der Krisen unsrer Zeit ist von einem pessimistischen Eigensinn durchdrungen, der selbst die Möglichkeit einer Gesundung nicht aufkommen läßt, trotz des qualvollen Ringens nach einer solchen. Sudermanns Lebensanschauung hingegen ist von dem Bewußtsein getragen, daß auf diese Krisis eine neue bessere Zeit kommen muß und kommen wird. Wie er in seinem Johannes nur den Vorläufer des Messias geschildert hat, der nicht einmal imstande war den wahren Sinn der christlichen Liebe zu erfassen, wollen auch wir in diesen Dichtererscheinungen der „Moderne“ die Vorläufer einer Dichterpersönlichkeit erblicken, die, unabhängig von den Tendenzen und Strömungen der Zeit, und durch ein ethisch gesundes Leben des deutschen Volkes gestützt, imstande sein wird, aus der vollen Kraft eines poetischen Genius Großes und Herrliches zu schaffen. Die letzten Jahre der deutschen Literatur gleichen gewissermaßen einem Gährungsprozeß, der durchgemacht werden muß, um sie in erneuter Kraft erstehen zu lassen. Alle Anzeichen einer Wiedergenesung sind längst vorhanden und bestärken uns in der Hoffnung, daß wir nicht vergebens des Messias harren, der uns in all diesen Jahren schon so oft verkündet wurde.



Ein baltischer Besuch bei Goethe.

Unter den vielen, die den alten Goethe in Weimar suchten, befindet sich auch eine Frau von Wahl — eine in Petersburg geborene Engländerin Martha Vates. — Ganz entzückt von der „hübschen, munteren Frau“ schreibt Zelter nach Weimar: Goethe möchte, „ehe das achte Zehnd“ überläuft, durchaus der „anmutigen und natürlichen“ „kleinen Dorpatina“ eine freundliche Aufnahme nicht versagen. Zelter kann sich nicht genug tun in Aufmerksamkeiten und verehrt der charmanten Frau bei ihrer Abreise aus Berlin eine von Goethe ihm geschenkte Tasse mit dessen Bildnis, welche noch heute als kostbare Reliquie von der Familie gehütet wird. (Abbildung nebensiehend.)

Das Zusammentreffen mit Goethe, durch ungünstige Witterung „ge- und zerstört“, scheint nur ein ganz kurzes gewesen zu sein. Trotzdem hat zwischen dem „Willkommen“ und dem „Lebewohl“ das im folgenden Bericht der Tochter erwähnte Gespräch Zeit gehabt sich zu entwickeln und wurde der Empfang als „sehr wohlwollend“ empfunden.

Es seien hier nun die auf diese Begegnung bezüglichen Stellen aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter wiedergegeben, welche durch den von der jüngeren Tochter* der Frau v. Wahl, Sophie Juliane Baronin Ungern-Sternberg zu Heinrichshof, verfaßten Bericht eine willkommene Ergänzung und Bereicherung erfahren.

* * *

*) Geb. den 14. November 1824, lebt auf ihrem Gute Heinrichshof in Estland.

Zelter an Goethe. Sonnabend den 8. August 1829.

Geschwinde, geschwinde, ehe das achte Zehnd überläuft, noch eine hübsche, muntere Frau gesehen! Frau von Wahl aus Dorpat hat ihren allerliebsten Sohn unserer Universität übergeben, während dessen sie mit dem angenehmsten Töchterchen eine Flatterreise ins Südliche versucht. Diese nun bittet um einen Freybrief an Dich, den ich der lebhaften Matrone nicht versagen kann. Wir haben einige muntere Tage mit einander gelebt, und wenn es Deine jegige Abgeschlossenheit erlaubt, Dir von der artigsten Tochter der artigsten Mutter den Hof machen zu lassen, so krieg' ich wohl noch einen Dank dazu, denn die Reise über Weimar geschieht nur um Dich*. Frau von Wahl holt ihre Tochter, die ich noch nicht kenne, von Dresden ab und ich habe ihr auch ein Briefchen an die Gräfin von der Necke mitgegeben; da sie nun eben in den Wagen steigen und abreisen will, so sey es hiermit gethan. Ich bin gesund und

Dein Z.

Zelter an Goethe. Sonnabend den 8. August 1829.

Einer angenehmen, munteren russischen Dama, Frau von Wahl aus Dorpat, die einen artigen Sohn auf die hiesige Universität bringt, habe ich einen Brief an Dich mitgegeben. Sie reiset über Dresden, wo sie ihre Tochter abholt, und wenn sie zu guter Stunde in Weimar ankommt, mag sie ihr Heil versuchen; wir haben einige vergnügte Tage mit ihr und Hegels zugebracht und ich wollte ihr eben so gerne gefällig seyn, als ich sie noch recht anmutig und natürlich finde. . . .

Möchte sich doch Ottilie der kleinen Frau von Wahl annehmen; ich denke, sie sollen einander gefallen.

Zulage:

. . . Der Brief an Ottilie enthält eine Empfehlung der Frau von Wahl, der ich wohl eine freundliche Aufnahme wünsche.

Goethe an Zelter. 15. August 1829.

. . . Frau von Wahl wird wohl empfangen werden; sind die Tage leidlich, so sey ich sie im Garten, bey ungünstigem Wetter in der Stadt.

*) Der Besuch der Genannten wird in Goethes Tagebuch am 17. August erwähnt. Vgl. auch die Darstellung im Briefe Goethes vom 20. August. Goethe hielt die Sache für so wichtig, daß er am 20. August ins Tagebuch schrieb: „Anmeldung des Ankommens der Angekündigten.“

Zelter an Goethe.

Den 20. August 1829.

. . . Daß Du meine Frau von Wahl aufnimmst, soll mir wohl werden; die soll mir erzählen, das kann sie; ich habe ihr einen Brief an meine alte Gönnerin in Dresden (gemeint ist Frau v. d. Neffe, wie aus dem Schreiben vom 8. August 1829 hervorgeht) mitgegeben.

Goethe an Zelter.

20. August 1829.

Dein munteres Weibchen, Tochter und italienischer Begleiter* sind endlich angekommen und freundlich empfangen worden. Den ersten Tag gaben meine Kinder ihr ein geselliges Gastmahl, dem Frau Gräfin von Henkel, von Trovings zu viere und sonst gute Leute beywohnten, und wo es, wie ich höre, ganz munter zugegangen ist. Den folgenden Morgen hatte ich mich auf ein sentimental-joviales Frühstück im Garten eingerichtet, welches durch das gräßliche Wetter ge- und zerstört wurde. Ich fuhr deshalb hinein und fand sie und mehrere Personen bey meinen Kindern, wo man denn freylich im Zirkel saß und nicht warm wurde. Ich fuhr gleich wieder hinaus und mußte ihr also gleich zum Willkommen ein Lebewohl sagen. Mein Enkel Wolf hat der Tochter die Cour gemacht und von ihr einen Goldrubel zum Geschenk bekommen. Du siehst, wie schnell die Generationen einander die Pantooffeln austreten.

Zelter an Goethe.

Sonntag den 23. bis Dienstag 25. August 1829.

(Am Schlusse des Briefes): „Nochmals Dank für die gute Aufnahme meiner munteren Dorpatina.“

Goethe an Zelter.

29. Oktober 1830.

. . . Auch Deine früher empfohlene Frau von Wahl, die, wie mir Ottilie meldet, aus Italien munter und wohl zurückgekehrt, konnt ich diesmal nicht sprechen. Laß mich entschuldigt seyn. Fremde Zustände mir zu vergegenwärtigen will mir nicht mehr gefallen; ich habe an meinen eigenen zu richten und zu schlichten. . . .

*) Muraschi, derzeitiger Lektor der italienischen Sprache an der Universität zu Dorpat.

Zelter an Goethe. 29. Oktober bis 2. November 1830.

Frau von Wahl ist gestern bey mir eingingetroffen und ich habe sie noch nicht gesehen, ich war in der Probe von unserer Musik, die wir diese Woche öffentlich aufzuführen gedenken. Hegel und seine Frau haben das Fieber wieder bekommen und mir ist um beide bange. . . .

Zelter an Goethe. Den 13. November 1830.

. . . Frau von Wahl ist seit acht Tagen in Berlin und wird vielleicht den Winter hier zubringen, um der Cholera, welche sich im Norden furchtbar macht, keinen Stoff zuzubringen. Gestern fand ich sie bey Professor Hegel, der sich in der Besserung befindet und angefangen hat zu lesen. . . .

* * *

Der Bericht der Baronin Ungern lautet wie folgt:

„Meine Mutter reiste im September 1829 mit meinem Bruder W.* und meiner Schwester A.** ins Ausland. Damals war Prof. Blum schon in Dorpat und wohnte oben in meiner Mutter Hause. W. sollte in Berlin studieren und Prof. Blum gab meiner Mutter mehrere Empfehlungen an Berliner Professoren-Familien mit, unter anderem an Hegels. — Mein Bruder W. trat als Pensionär ins Hegelsche Haus, wo er gerade im Alter der beiden Söhne war.

Durch Professor Hegels Gattin, geb. Bücher, lernte sie Goethes besten Freund, den Direktor der Singakademie, Zelter, kennen. Dieser alte Herr gewann zu meiner Mutter eine solche Freundschaft, daß er ihr beim Abschied, wie er sagte, das Liebste, was er im Hause hatte, schenkte: eine Tasse mit Goethes Bildnis, von letzterem ihm geschenkt, aber nur unter der Bedingung, daß Mama ihm versprechen mußte, Goethe in Weimar zu besuchen.

Dort angekommen, schickte sie einen Diener mit der Anfrage, wann der Geheimrat sie empfangen wolle, und bekam die Antwort, sie sei schon durch den Herrn Singakademie-Direktor Zelter angemeldet und möchte mit der Tochter zu Mittag kommen. Nun

*) Wilhelm Gustav von Wahl, geb. 30. Sept. 1812, gest. 21. August 1890 auf dem ihm gehörenden Rittergute Surgefer in dem Jellinschen Kreise.

**) Auguste Alexandra, geb. 1815, gest. 1866, verheiratet an den Generalleutnant Johann von Staden.

alles Folgende und Nähere: mit welchem Herzklopfen Mama hingegangen war, über den sehr wohlwollenden Empfang Goethes, seine Erkundigungen nach der neuen Universität in Dorpat, der munificenten kaiserlichen Schenkung des großen neuen Riesen-Refractors von Frauenhofer aus München (der 40,000 Rbl.) gekostet hat) usw. Dann fragte er, ob sie also nach Italien reisen wolle und gab ihr manchen Rat dazu. Die Hausfrau war Goethes Schwiegertochter (Ottilie), geb. von Bogwisch, seit 2 Jahren Witwe, und ihre Großmutter, Gräfin Henkel von Donnersmark, dazu geladen. Diese, eine alte Hofdame der Großherzogin geb. Großfürstin Maria Pawlowna, wollte meine Mutter als russische Untertanin durchaus am folgenden Tage bei Hofe vorstellen. Dieses wollte Mama jedoch nicht annehmen und schützte vor, nicht hoffähige Toilette zu haben, und — fuhr am folgenden Morgen aus Weimar fort. Das konnte sie sich später nicht mehr vergeben, denn es war höchst ungeschickt und unartig gegen die wohlwollende alte Dame, die Mamas Kleid bei Goethes ganz passend fand und ihr nur freundlich einige Regeln der Etiquette bei der Vorstellung schon gleich mitgeteilt hatte. Doch am Morgen war Mama auf und davon; das sah wirklich häßlich aus und hat ihr immer leid getan. —

Als meine Mutter im Jahre 1841 mit mir im Auslande war, trafen wir in Heidelberg den zweiten Großsohn Goethes, Wolfgang, der dort studierte, eines Abends bei einer uns bekannten englischen Familie (Schriftsteller Howitt). Da trat er auf Mama zu, stellte sich selbst vor und sagte: „Ich erinnere mich Ihres Besuches damals, als unsere Sonne noch nicht untergegangen war.“ Er hatte die schönen großen Augen des Großvaters geerbt, war aber sonst eine schwächliche, besangene Figur — eigentlich nichts vom Großvater! Auch der ältere Bruder, Walter, soll unbedeutend ausgesehen haben; den haben unsere Freunde und Nachbarn Alexander Baer und Frau auf Schloß Lahneck am Rhein kennen gelernt, sein buen retiro, das er sich ausgebaut hat und wo er sich mit seinen wenig bekannt gewordenen musikalischen Schöpfungen beschäftigte. — Meine Schwester A. war in Weimar damals zu diesen Knaben eingeladen und der Großvater sagte: „Seht, Jungen, und unterhaltet die junge Dame!“



Verichtigungen.

In dem Aufsatz „Eivland um die Mitte des 19. Jahrhunderts“ im vorigen Heft der „D. M.“ sind folgende Verichtigungen, die leider infolge des weitenfernten Aufenthalts des Verfassers nicht rechtzeitig haben berücksichtigt werden können, nachzutragen:

S. 4 Z. 9 v. o.	statt: Pedanterie	—	lies: Eilsfertigkeit.
S. 4 Z. 19 v. o.	„ brüderfeindlich	—	„ brüderfreundlich.
S. 4 Z. 11 v. u.	„ Gorze	—	„ Goeke.
S. 4 Z. 6 v. u.	„ dann	—	„ dadurch.
S. 5 Z. 12 v. o.	„ zu sein	—	„ zu haben.
S. 7 Z. 11 v. o.	„ sein	—	„ werden.
S. 11 Z. 15 v. u.	„ Biologen	—	„ Theologen.
S. 13 Z. 14 v. o.	„ des Dieners	—	„ der Diener.
S. 13 Z. 12 v. u.	„ Charakter	—	„ Charakter der Hochschule.
S. 16 Z. 8 v. u.	„ zum Segen	—	„ zum Siege.
S. 19 Z. 10 v. o.	„ als indirekt genehm war	—	„ als sonst geschehen wäre.
S. 19 Z. 3 v. u.	„ Tocquilles	—	„ Tocquevilles.

Mitteilung an die Leser.

Diejenigen unsrer verehrlichen Abonnenten, welche die „Valt. Monatschrift“ **direkt durch die Redaktion** unter Kreuzband beziehen und den Abonnementsbetrag pro 1907 noch nicht entrichtet haben, werden freundlichst gebeten solches, womöglich recht bald, bewerkstelligen zu wollen, weil ja der Betrieb der „Valt. Mon.“ von vornherein auf **Pränumeration** eingerichtet und daher, besonders in der gegenwärtigen Zeit, gezwungen ist mit den Umständen zu rechnen.

**Verlag und Redaktion
der „Valtischen Monatschrift“.**



De Jong's Cacao

ist nahrhaft, leicht verdaulich, vollkommen
rein, im Gebrauch sparsam.

== 1/2 kg. genügt für 120 Tassen. ==

Höchste Auszeichnungen

auf div. Ausstellungen u. a.:

Paris 1900, St. Louis 1904, Kapstadt 1905.

Goldene Medaillen:

Lüttich 1905 — Diplôme d'honneur:

„Höchste Auszeichnung.“



Gas. geschützt.

==
Fabrik gegr. 1790.
==

Louis Lundmann & Co., Riga.

Haupt-Geschäft in der Stadt: || Kellereien und Comptoir:
 Ralkstr. Nr. 10. Teleph. 265. || Matthäistr. 21. Teleph. 286.

Weine, Cognac, Rum, Arac, Porter und Lignere.

Vilialen in eigener Verwaltung:

Alexanderstr. Nr. 30. Telephon Nr. 2483.

Alexanderstr. Nr. 84. Telephon Nr. 1245.

Marienstr. Nr. 50, Ecke der Säulenstr. Telephon 1239.

Matthäistr. Nr. 21. Telephon 286.

Dorpater Straße Nr. 7. Telephon 115.

Schiffsstr. Nr. 13, Ecke der Schöonerstr. Telephon 2967.

Alte Mitauer Str. 29, Ecke der Communakationsstr. Tel. 2966.

in Edinburg II: Grenzstraße 15.

Dépôts:

in Riga:

bei Hrn. Eduard Wörm, Ecke der Nikolai-
 und Mühlenstr.

" T. Hanschkinewitz, Kalnejeemische
 Straße Nr. 4.

" J. J. Bobrow, Ecke gr. Brauer-
 und gr. Sandstr.

" D. Sweestin, Nordestshoffche 1.

" Jul. Hübner, gr. Neustr. 33.

in Dubbeln:

bei Hrn. J. Petersohn, Central-Hôtel.

in Wilsberlingshof:

bei Hrn. J. Bulder, gr. Prospekt 49.

In Tuckum bei Hrn. C. S. Kleinwaldt.

" Mitau " F. A. Klein.

" Libau " J. C. Freymann.

" Preckula " Gebr. Burkewitz.

" Berro " Rob. Klein.

" Rellin " J. J. Köpffer & Co.

" Pernau " Wold. Dulk.

" Wenden " D. Behrning.

" Riehteln " J. Salinsch.

" Dago-Heintz bei Hrn. W. F. Scheffel.

" Auk bei Hrn. Ed. Sam. Wegner.

" Salsburg bei Hrn. Arn. Ohre.

— Pelz-Handlung —

F. L. Mertens,

Riga, Herrenstraße Nr. 6.

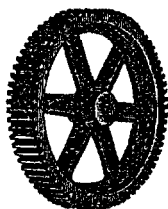
Telephon 1544.

Größtes Pelzwaren-Lager Riga.

Saison-Neuheiten

in größter Auswahl.

Spezialität: **Pelz-Saketts.**



1873.

Ohne Ausnahme

— alle existierenden: —

Maschinen, Motoren,
Fenierspritzen, Pumpen,
Heizungen, Beleuchtungen,
Wäscherei-Einrichtungen,
Geld-Schränke, Waagen etc. etc. etc.
und technische Artikel f. Industrien, Fabriken
und Gewerbe-Betriebe.

Hugo Hermann Meyer, Riga.

— Die Firma besteht 35 Jahre. —

teilenden Volkshaufen, der fast durchweg aus ganz jungen Burschen und jungen Mädchen bestand. Wiederum Gejohl, höhnisches Hurra, vereinzeltes Revolverschwenken, aber kein Versuch einer Gewalttätigkeit. Auf dem Gutshof angelangt, schickte der Kirchenvorsteher sofort die Kosaken dem Volkshaufen entgegen. Beim Kirchenfrühe konnten die Kosaken nur noch feststellen, daß die Rädelsführer (wie es schien, lauter Auswärtige) verschwunden waren und ihre „Anhänger“ sich zerstreut hatten.

24. Juli. Stenden (Kurland). Bei der Kirche ist auf einer Birke eine rote Fahne befestigt, und um ihre Entfernung zu verhindern, der Baum mit Teer bestrichen. In die Kirche waren durch ein Fenster Steine geworfen und auf der Landstraße eine Menge Proklamationen ausgestreut.

24. Juli. Serben (Livl.). Das Kirchhofsfest verläuft dank dem Umstande, daß die Serbenschen Wirte erklärt hatten, Ausschreitungen und Störung des Festes nicht zu dulden, vollständig in Ruhe, obwohl auswärtiges verdächtiges Gesindel, namentlich aus dem Konneburgschen, sich auf Velozipeden und Privatdroschken recht zahlreich eingefunden hatte.

24. Juli. Riga. In der Martinskirche versuchen zwei junge Leute die lettische Gemeinde vor Beginn des Gottesdienstes durch revolutionäre Rufe aufzureizen, verschwinden jedoch, da die Gemeinde ruhig bleibt.

24. Juli. Reval. Arbeiterversammlung in Römme, die vom Gouverneur unter der Bedingung gestattet war, daß dabei keine fremden Agitatoren als Redner auftreten und daß keine Massenzüge durch die Stadt veranstaltet würden. Dennoch hielten am Versammlungsort mehrere Agitatoren mit falschen Bärten, Perücken und Brillen aufhegende Reden. Unter den Arbeitern wurden revolutionäre Proklamationen verteilt. Die Versammlung beschloß endlich, die Propaganda für die Freilassung der verhafteten Arbeiter nicht einzustellen, sowie auch am nächsten Morgen durch eine Deputation beim Gouverneur Fürsprache für die Verbesserung der Lage der politischen Arrestierten einzulegen und dafür zu plaidieren, daß einer von ihnen freigelassen würde, um der Menge zu erzählen, wie man im Gefängnis die politischen Gefangenen behandle!

Darauf wurden 4 rote Fahnen entfaltet und der Haufe, gegen 3000 Arbeiter, zog in geschlossenem Zuge zur Stadt. Es begann schon zu dunkeln. Nachdem die Polizei einen Teil der Menge, 2—300 Mann, durchgelassen hatte, stellte sich der Polizeimeister mit Kosaken den übrigen in der Bernauschen Straße entgegen. Weiber und Kinder zogen voraus. Die Kosaken ließen die Arbeiter einzeln passieren und schon war

die Menge bereit, den Ermahnungen des Polizeimeisters nachzugeben, als plötzlich ein Angriff auf die Kosaken erfolgte. Es hagelte aus der Menge von Steinwürfen, durch die einige Polizisten und Kosaken verletzt wurden. Gleichzeitig wurden aus der Menge etwa 20, nach andern Berichten gegen 40 Revolvergeschüsse abgegeben. Daraufhin gaben die Kosaken drei Salven ab, die erste in die Luft, die folgenden in der Richtung, woher die Schüsse kamen. Der Kosakenoffizier wurde leicht im Rücken verwundet. Der Polizeimeister, der vorgegangen war, um die Menge zum Auseinandergehen zu ermahnen, erhielt von einem Arbeiter mit einem Knüttel einen Schlag an den rechten Fuß, der an zwei Stellen brach. Auch durch mehrere Steinwürfe wurde er erheblich im Gesicht verletzt. Daraufhin wurde sehr energisch mit den Nagaisen vorgegangen und es gelang auch die Menge schnell zu zerstreuen. Doch konnte niemand festgenommen werden.

24. Juli. Neu-Bebalg (Livland). Schon vor Beginn des Kirchhofsfestes an diesem Tage war eine Menge verdächtigen Gefindels, viele aus der Ramkauischen Gegend, erschienen. Während der Feier entfalteten die auswärtigen Revolutionäre die rote Fahne, verwundeten den beim Feste anwesenden Pastor R.... durch einen Steinwurf und zwangen den Ortspastor Ohlsohn sich nach Hause zu flüchten. Durch Mannesmut hat sich der Neu-Bebalgsche Gemeindevorsteher ausgezeichnet. Ganz allein trat er zur roten Fahne, ergriff und zerriß sie, konnte aber nicht mehr durchsetzen, insbesondere niemanden von den Agitatoren arrestieren, da niemand ihm beistand. Schon am folgenden Tage erhielt er dafür von den Terroristen Drohbrieфе schlimmster Art.
25. Juli. Drostenhof (Livl.). Beim Gaujas-Krüge wird der Verwalter von Schloß Serben, der in Begleitung eines Buschwächters auf der Heimfahrt von Neu-Bebalg begriffen war, von einigen Leuten insultiert und ihm beim Weiterfahren zwei Schüsse nachgeschickt.
25. Juli. Stabben (Kurl.). Am Markttage erschien plötzlich ein größerer Volkshaufe mit einer roten Fahne vor der Monopolbude. Ein Teil drang in die Handlung ein, wo als erstes das Heiligenbild heruntergerissen und draußen zerschmettert und mit Füßen getreten wurde; darauf ging's an die Demolierung des Inventars und ans Zerschlagen der vollen Schnapsflaschen. Der angerichtete Schaden beträgt über 1000 Rbl. Die Polizei, die zur Stelle war, konnte nichts ausrichten und war schließlich gezwungen der Uebermacht zu weichen. Dennoch gelang es einen der Anführer zu verhaften.

25. Juli. Mitau. In der Nacht wird die Kirche auf dem Johannisfriedhof erbrochen und in unsfätigster Art geschändet.
25. Juli. Kurland. Die revolutionäre Streikbewegung unter den Landarbeitern nimmt große Dimensionen an.
- In Brandenburg (Kr. Doblen) erscheint ein Volkshaufe von etwa 30—40 Mann, darunter auch Frauen, unter Gesang eines revolutionären Liedes und mit einer roten Fahne auf dem Gutshof. Proklamationen werden verlesen, in denen die Lohnbedingungen aufgezählt werden, welche die Knechte zu stellen hätten; falls diese Forderungen nicht erfüllt werden, soll man einen allgemeinen Landarbeiterstreik proklamieren. Den Arbeitern wird unter schweren Drohungen befohlen, sofort die Feldarbeiten einzustellen und mitzukommen. Die Bande zieht dann in die Nachbarschaft, auch in die Gefinde, wo ebenso verfahren wird. — Ganz ähnliche Vorgänge spielen sich auch auf andern Gütern, so in Paulsgrube, Ellen, Rotsehden und in Sahrzen, wo die Knechte gewaltsam eine Lohnerhöhung erzwingen, ab. Ueberall wird den Leuten von den Rädelsführern bei Todesstrafe verboten, irgendwem von dem Vorgefallenen Anzeige zu machen. — An mehrere Orte, so nach Ellen, Groß-Schau usw. müssen zum Schutze Militärkommandos hinbeordert werden.
- In Alt-Auß werden in der Nacht mehrere Gutsgebäude in Brand gesteckt.
- In Annenburg wird die Monopolbude von einer Arbeitermenge vollständig demolirt und fast der ganze Vorrat an Branntweinflaschen zerschlagen. Niemand durfte dabei jedoch von dem Schnaps trinken.
- In Grünhof gehen eine Scheune und mehrere Getreidefuden durch Brandstiftung in Flammen auf.
- In Mesothien erschien eine Bande von etwa 200 Mann zuerst auf dem Behof Klein-Mesothien und zwang die dortigen Knechte die Arbeit niederzulegen und in den Haupthof mitzugehen. Mit Gesang und roter Fahne zogen sie vor das Herrenhaus und forderten den Besitzer Fürst Lieven auf, zu ihnen herauszukommen, was dieser auch tat. Nach einer kurzen Unterredung zogen sie jedoch unverrichteter Sache ab, mit der Drohung, falls Polizei und Soldaten erscheinen sollten, am nächsten Tage bewaffnet wiederzukommen. Es wurde noch eine Versammlung im Walde abgehalten, an der alle Leute durch Drohung und Vergewaltigung gezwungen wurden teilzunehmen. Einer, der kategorisch sich weigerte mitzugehen, hätte beinahe sein Leben eingebüßt. Er sollte zum Tode verurteilt werden, wurde jedoch bei der Abstimmung mit einer Majorität von

zwei Stimmen freigesprochen. In der Nacht traf in Mesothén eine bewaffnete Mannschaft der Kreispolizei ein, insolge dessen sich die Bande an das entgegengesetzte Ende des Ruhenhalschen Gebiets verzog.

- Im Gemeindehause zu Alt-Bergfried erscheint in der Nacht (zum 26. Juli) eine Bande fremder Leute, demoliert das Mobiliar, das Kaiserbild und den Gerichtsspiegel, erbricht die Kasse und raubt ca. 150 Rbl. an barem Gelde, läßt aber die Wertpapiere der Witwen- und Waisenfonds, sowie alle Dokumente des Pupillenrats unangetastet. Die übrigen Papiere, Akten und Bücher der Gemeindeverwaltung und des Gemeinderichts werden aufs freie Feld geschleppt und dort verbrannt. — In derselben Nacht werden noch 7 andere Gemeindehäuser in ganz ähnlicher Weise überfallen, nämlich in Garosen, Annenburg, Brandenburg, Platon, Grünhof, Hofzumberge und Muermünde. Privateigentum der Gemeindevorsteher, außer Waffen, wurde dabei nicht angerührt. (Vgl. 1. August.)

26. Juli. Livland. Das Verlangen nach militärischem Schutz auf dem Lande und Organisation eines Selbstschutzes in Stadt und Land tritt immer dringlicher hervor. — Die estnische Zeitung „Postimees“, die von dem Cand. jur. Jaan Tõnisson herausgegeben wird, fragt im Hinblick darauf — nach all den Morden, Plünderungen, Brandstiftungen und Kirchenschändungen —, ob es gerechtfertigt ist, in solchen Fällen die Ausgaben für den Transport und Unterhalt der Truppen von der Regierung bestreiten zu lassen? Seiner Ansicht nach müßten derartige Ausgaben in ihrem vollen Betrage von den „ängstlichen Gutsbesitzern“ begetrieben werden, die „ohne genügende Veranlassung“ (!!) nach militärischem Schutz verlangten.

Hiezu bemerkte eine deutsche Tageszeitung (die „Düna-Z.“): „Will der „Postimees“ erst abwarten, bis es ihm und seiner Redaktion an Kopf und Kragen geht und der rote Hahn auf seinem eigenen Dache kräht? Will er erst dann zur Vernunft kommen, wenn er am eigenen Leibe das erfahren hat, was gegenwärtig viele Groß- und Kleingrundbesitzer durchzumachen oder zu erwarten haben? Wird seine absichtliche Verblendung so lange andauern, bis die Früchte der vom „Postimees“, von den „Pet. Anwes.“ und deren Gefinnungsgegnossen gestreuten Saat Mord und Brand über das ganze Land getragen haben?“

26. Juli. Libau. Auf einen Schutzmann in Zivil wird von zwei jungen Leuten bei der Koppelsstraße geschossen. Der Schutzmann bleibt unverletzt, doch wird eine des Weges gehende Frau getroffen und sofort getötet.

26. Juli. Kurland. Von einer revolutionären Bande wird in Pankelhof das Gutshaus demolirt, Waffen, Kleider usw. werden fortgeschleppt, die Roggenernte vernichtet. Die Bewohner hatten sich rechtzeitig flüchten können. — In Alt-Auz sind 6 Gebäude eingäschert worden. — In Grünhof sind vier Gebäude mit Erntevorräten ein Raub der Flammen geworden, im Gemeindehause Kaiserbild und Akten vernichtet.

— Hofzumberge war von einer Bande vollständig eingeschlossen. Der dortige Pastor ist mit seiner Familie 20 Werst durch Wälder und Felder gepflüchtet, um den Mordbrennern nicht in die Hände zu fallen. Zwischen Kosaken und Aufständischen kommt es zu einem Feuergefecht, bei dem ersteren schließlich die Munition ausgeht (50 Patronen pro Mann), so daß sie sich zurückziehen müssen. — Auch in Doblen und Umgegend sind schon revolutionäre Banden aufgetaucht. Mit bewaffneter Hand hat dort ein Haufe von 40 Mann zwei wegen Teilnahme von Unruhen Inhaftierte aus dem Gefängnis befreit; dem dortigen lettischen Pastor ist gedroht worden. Daß die Bewegung des vierten Standes auch eine andere Richtung nehmen kann, als gegen Regierung, Landadel und Pastoren, dafür scheint die Tatsache zu sprechen, daß in Lieven-Bersen auch ein wohlhabender Gefindeswirt total ausgeplündert wurde. Der Oberförster wird von einer Bande zur Herausgabe seiner Gewehre gezwungen.

— In Pampeln erschien am 26. Juli eine Bande von ca. 14 Personen, die zum größten Teil aus Gliedern der benachbarten Kronsgemeinde Kursieten bestand und auch von Kursietenern geführt wurde. Sie zwangen die Hofsknechte sich ihnen anzuschließen und zogen unter Vorantragung einer roten Fahne mit den bekannten Aufschriften vors Herrenhaus. Baron Grotthuß, der Generalbevollmächtigte und Arrendator von Pampeln, war nicht zu Hause, so machten sich die gerade im Hause Befindlichen bereit, einen Angriff abzuwehren. Der Haufe verlangte Einlaß; als ihm der nicht gewährt wurde, wollte er die Hintertür aufbrechen. Durch das entschlossene Eintreten eines im Hofe lebenden älteren Mannes bewogen, der ihnen zurief: Was seid ihr denn, Diebe oder Einbrecher? und auch in Erwägung dessen, daß eine scharfe Salve sie beim Einbruch empfangen könnte, standen sie von ihrem Vorhaben ab und zogen auf einen Weithof, wo sie Pferde und Wagen requirierten und auch die dortigen Knechte zum Mitziehen zwangen. Der so schon stärker angeschwollene Haufen setzte sich nun in der Richtung auf Essern zu in Bewegung, zwang die Knechte in Franzhof und Karlsberg zum Mitgehen, desgleichen die Knechte aus den Essernschen Weithöfen. In Essern trat Militär der Menge entgegen und zerstreute sie.

- In Behrs hof und auf den umliegenden Gefinden und Hoflagen im Mitauschen Kreise erschien ein Haufe von ca. 50 Mann, zwang alle Leute mit Weibern und Kindern, mit Ausnahme des jeweiligen Wirtes und der Wirtin, mitzugehen, so daß die Bande auf ca. 500 Menschen angeschwollen war, und zog dann zum Gemeindehaus. Hier zerstörten sie das Kaiserbild, verbrannten alle Gemeindeverwaltungsbücher, namentlich die über Steuern und Rekrutierung und begaben sich dann auf den Hof Lievenbersen, wo sie das Mobiliar zerschlugen, die wertvollen Silber zerschnitten und zerrissen, überhaupt wie die Vandalen hausten. Gegen Abend zog dann die ganze Bande zur Monopolbude, zertrümmerte dort alle Schnaps- und Spiritusflaschen, wobei aber nichts getrunken wurde. — Am andern Morgen ging es dann zum Behrs-Ziepelhöf'schen Gemeindehause, wo wieder das Kaiserbild und die Gemeindebücher vernichtet wurden, worauf die Bande von den Anführern aufgelöst wurde.
26. Juli. Dondangen. Auf den Offizier der hier postierten Dragoner werden aus dem Hinterhalt drei Schüsse abgegeben; er wird leicht verwundet. — Aus Furcht vor den Revolutionären stellen die Hofsknechte die Arbeit ein.
27. Juli. Ahagfer (Estland). Der Verwalter des Gutes Ahagfer, v. Gebhardt, wird meuchlerisch an Brust und Unterleib verwundet.
28. Juli. Riga. Bei der Beerdigung eines Sozialisten, der bei einem Zusammenstoß mit Kosaken verwundet und daran gestorben war, werden auf dem Kirchhof auf den Rukufsbergen jenseits der Düna revolutionäre Demonstrationen veranstaltet.
28. Juli. Doblen (Kurl.). Ueberfall des lettischen Pastorats. In der Nacht vom 28. auf den 29. Juli um 12 Uhr erbrach ein großer Haufe von Revolutionären, nachdem sie das ganze Pastorat mit Wachen umstellt hatten, das Fenster von des Pastors Schreibzimmer; darauf drangen sie in das Zimmer ein, raubten sämtliche Kirchenbücher, die Privatbibliothek, alle private und offizielle Korrespondenz und verbrannten alles auf der Landstraße vor der Ausgangspforte des Pastorats. Die Knechte waren sämtlich nicht zu Hause, Kutscher und Hausknecht aber wurden mit dem Tode bedroht, falls sie zu Hülfe eilen würden. Die Tür des Schreibzimmers hatten sie abgeschlossen, um ihr Werk desto ungehinderter zu tun. Darauf raubten sie auch noch aus einem Schrank 137 Rbl. an barem Gelde. — Mit den Kirchenbüchern verbrannte auch das ganze Archiv der Pfarre, das Archiv der Pastoratswidme und das Archiv für Schulangelegenheiten.

Dies Ereignis veranlaßte den kurländischen Generalsuperintendenten zur Veröffentlichung der Depesche an die kurländischen Pastoren: „Pastoren, wahret eure Kirchenbücher!“

29. Juli. Riga. In der Matthäistraße wird ein Schutzmann überfallen und mit seinem eigenen Säbel verwundet. Einer von den Attentätern wird verhaftet.
29. Juli. Dalbingen (Kurland). Ein Haufe von 60—70 Männern zieht von Gesinde zu Gesinde und zwingt die Bewohner mitzugehen. Die Auslieferung aller im Gesinde befindlichen Waffen wird erzwungen und Schweigen über das Vorgefallene anbefohlen. Im Pastorat Dalbingen begnügen sie sich mit einer alten Flinte, die dem Besitzer später sogar retourniert wurde. Hierauf ziehen die Demonstranten zum Peterhöfischen Gemeindehause, entfernen dort die Kaiserbilder und verbrennen Altten.
30. Juli. Libau. Um 6 Uhr nachmittags rennen plötzlich aus Johannis in die Große Straße etwa 50—60 jüdische Burschen und Mädchen im Alter von 16 bis 18 Jahren, feuern daselbst etwa 20 Revolverschüsse in die Luft ab und verschwinden dann im Lauffchritt in der Helenenstraße, wo sie noch einige Schüsse abfeuern und sich dann zerstreuen. Der ganze Auftritt spielte sich mit solch einer Schnelligkeit ab, daß es der Polizei nicht möglich war, einzugreifen.
30. Juli. Riga. In der gr. Schmiedestraße 55 wird eine Versammlung jüdischer Revolutionäre aufgehoben; 30 von ihnen werden verhaftet.
30. Juli. Reval. Die Baltische Baumwollspinnerei und Weberei stellt den Betrieb ein, da die Forderungen der Arbeiter unannehmbar sind. — In den übrigen Fabriken wird gearbeitet.
30. Juli. Grafenhof (Kurl.). Eine Bande von ca. 100 Mann erscheint nachts vor dem Gutshause, zum Teil mit Flinten bewaffnet. Der Besitzer, Baron H. Klopmann, wird aufgefordert, vor die Haustür hinauszutreten, was er auch tat. Als er aber auf der Veranda von einigen Leuten mit aufgezogenen Revolvern empfangen wurde, zog er sich in das Haus zurück und wollte zur Notwehr greifen. Die Bande hatte aber unterdessen Holz und Stroh an die vier Ecken des Hauses und auf die Veranda geschleppt und drohte das Holzwohnhaus in Brand zu stecken, falls der Besitzer nicht hinauskomme. Unter diesen Umständen, und um das Leben seiner 6 kleinen Kinder zu retten, blieb Baron Klopmann nichts übrig, als hinauszutreten und auf alle Forderungen einzugehen. Er mußte den Knechten eine Lohnerhöhung versprechen, die Waffen ausliefern, sich verpflichten, kein Militär auf das Gut aufzunehmen und

100 Abl. für die revolutionäre Bewaffnung zu spenden. Drei von der Bande nahmen auch sofort eine Hausfuchung nach Waffen vor. Einer von diesen war betrunken und betrug sich wenig manierlich, wurde aber öfters von einem der Kumpane berufen. Sie nahmen, was sie an Waffen fanden, mit und verschmähten nicht einmat alte, an der Wand angehängte Säbel mitzunehmen. Nach 2 Uhr nachts fand die Hausfuchung ein Ende und die Bandenführer verschwanden mit der Versicherung, daß weder dem Leben noch dem Eigentum des Besizers von nun ab, falls er nicht Militär herbeirufe, irgend ein Leid ihrerseits angetan werden würde, auch er ruhig seine Feldarbeiten fortsetzen könne.

30. Juli. Bilderlingshof. Ein Schutzmann, der einen verdächtigen Mann arretiert hatte, wird von dessen Spießgesellen, die ihn zu befreien versuchen, überfallen und lebensgefährlich durch eine Kugel an der Brust verwundet.
31. Juli. Rodenpois. In Groß-Rangern zwingt eine Bande Ausständiger die Knechte zur Arbeitseinstellung und nimmt dem Verwalter die Waffen ab.
— In Turkaln, Großkangern und Anrepschhof finden Volksversammlungen statt.
31. Juli. Hinzenberg. Eine Abteilung von Grenzwachsoldaten hat ein Refontre mit Unruhestiftern, wobei ein Soldat durch Revolvergeschüsse gefährlich verwundet wird.
31. Juli. Bibau. Sechs mit Revolvern bewaffnete Leute bringen in die städtische Badeanstalt und verlangen zur Wahrung der Sonntagsruhe ihre sofortige Schließung. Dieser Besuch war schon tags vorher angekündigt, trotzdem aber der Polizei davon keinerlei Mitteilung gemacht worden.
31. Juli. Alt-Kalzenau. Ein seinem Herrn bisher treuer Knecht fährt vom Hofe Alt-Kalzenau mit seiner Frau und seinem Sohne, einem Knaben, zu Verwandten zum Besuch. Auf dem Bauerwege durch das von Sozialismus verseuchte Margensche Gebiet, den er einzuschlagen hatte, werden aus einem Gebüsch erst zwei Kugeln auf ihn abgeschossen, die vorbeipfiffen, und dann weiterhin aus einem andern Gebüsch Schrottschüsse, durch welche alle drei Personen verwundet werden.
31. Juli. Livland. In der letzten Woche werden aus vielen Gegenden Feuerschäden gemeldet, die wohl alle auf Brandstiftung zurückzuführen sind, so aus Obsen, Samensee, Lüggen, Festen, Neu-Bewerschof, Landohn, Launefaln.
31. Juli. Peterhof (bei Olai). Die Bande, welche am 29. Juli das Pastorat Dalbingen heimgesucht hatte, hatte darauf in den Wäldern kampiert. Nachdem der Sonntag ruhig ver-

laufen war, erschien nachts eine starb bewaffnete Bande von ca. 200 Mann auf dem Hofe der Versuchsfarm Peterhof. Die ihr entgegentretenden Herren — die Damen des Hauses hatten sich eilends zur Station Olai geflüchtet — wurden nach Waffen befragt und sämtliche Wohnzimmer des Hofes von eindringenden Menschenmassen durchsucht. Erst gegen 4 Uhr verließen die Banden unter wüstem Geschrei den Hof, verboten allen Knechten unter Androhung des Todes die Arbeit, wenn die von ihnen diktierten Gagen erhöhungen nicht bewilligt würden. Mehrere Tage noch halten sich die Banden darauf in den umliegenden Wäldern auf, beobachten auf das genaueste die Versuchsfarm, lassen weder Feld- noch andere Arbeiten zu und belästigen und bedrohen auf der Chaussee die Kutscher und Milchfahrer.

31. Juli. Widdrich (Livl.). Tumult auf dem Kirchhofsfest. Ein authentischer Bericht über die Vorgänge lautet: „Während des im Juli in Riga versammelten Landtages war dem Loddiger-Trendenschen Kirchenvorsteher A. Baron Maydell-Ülpisch vom Herrn Oberkirchenvorsteher die Mitteilung gemacht worden, daß am Sonntag den 3. Juli beim Gottesdienst in der Kirche zu Loddiger revolutionäre Unruhen zu erwarten seien. Auf diese Mitteilung hin begab sich der Kirchenvorsteher in Begleitung einiger Herren aus Riga am genannten Sonntag zur Loddiger'schen Kirche, um dort im Verein mit noch einigen Herren des Kirchspiels die Kirche und den Pastor gegen etwaige Schändung zu schützen. An diesem wie an den drei darauffolgenden Sonntagen verlief der Gottesdienst in gewohnter Weise und fanden keine Störungen statt, doch waren, wie solches auch später noch mehrere Mal der Fall war, fremde, nicht zur Gemeinde gehörige Elemente beim Gottesdienst bemerkt worden, und man hatte somit eventuelle Störungen des Gottesdienstes zu befürchten. Daher berief noch während des Landtages der Kirchenvorsteher im Verein mit dem Vertrauensmann der Ritterschaft, Leon Baron Campenhausen, eine Versammlung der Herren Eingepfarrten des Loddiger-Trendenschen Kirchspiels, auf welcher beschlossen wurde, daß regelmäßig der Kirchenvorsteher und Vertrauensmann mit einigen der durch sie für den betreffenden Sonntag bestimmten Herren des Kirchspiels den Kirchenschutz auszuführen hätten. Dieser Beschluß ist an allen darauffolgenden Sonntagen von den Herren des Loddiger-Trendenschen Kirchspiels gewissenhaft ausgeführt worden.

Zu Sonntag, den 31. Juli, war vom Pastor loci August Spalwing ein Kirchhofsfest in Widdrich angefangen worden, bei welchem den Schutz des Gottesdienstes nachfolgende Herren auszuführen hatten: der Kirchenvorsteher Baron Maydell-Ülpisch,

der Vertrauensmann Leon Baron Campenhausen, Erich von Hoffmann-Murrikas, Gustav Rosenpflanzner, Generalbevollmächtigter für Widdrich, und Harald Rosenfeld, Gehülfe des Herrn Rosenpflanzner. — Als diese Herren, sowie der Pastor, sich am 31. Juli gegen 10 Uhr vormittags auf dem Hofe Widdrich versammelten, teilte ihnen Herr Rosenpflanzner mit, daß er kurz vorher erfahren habe, es sei eine Bande von 20—30 Anarchisten aus Riga in Widdrich zum Kirchhofsfeſt erschienen, mit der Abſicht, nach Störung des Gottesdienſtes auf dem Kirchhof einen revolutionären Zug und Sturm auf den Hof Widdrich auszuführen. Jemand hatte Herrn Rosenpflanzner erzählt, daß er in der Nacht von Sonnabend auf Sonntag auf der Poſtſtation Hinzberg mehrere fremde Männer getroffen, die er gebeten, ihn in ihrem vierſpännigen Poſtwagen ein Stück Weges mitzunehmen. Auf der Fahrt erkannte er aus ihren Reden, welchen Anſchlag dieſe Leute planten. Beim Wäldchen in der Nähe des Hofes Kolzen bemerkte er eine Bande von ca. 20 Mann, auf deren Zeichen die Inſaſſen des Poſtwagens dieſen verließen, ſich mit der Bande vereinigten und im Walde verſchwanden. — Ein Krüger hatte das Eintreffen der Anarchiſten auf dem Kirchhof von ſeinem Buffetkommiſſ erfahren und ſofort Herrn Rosenpflanzner darüber Mitteilung gemacht. Gleichzeitig war die Telephonleitung an zwei Stellen unterbrochen. — Da es zweifelhaft war, ob es den verſammelten Herren bei ihrer geringen Anzahl gelingen würde, den in großer Uebermacht erschienenen Anarchiſten erfolgreich entgegenzutreten, ſo requirierte der Kirchenvorſteher ſofort die in Lemsal ſtationierte Infanterie, welche, wenn auch nicht mehr zum Schutze des Gottesdienſtes, bei der weiten Entfernung von Lemsal, ſo doch zur Unterdrückung etwaiger Exzeſſe auf dem Gutshofe noch vielleicht rechtzeitig eintreffen konnte. — Darauf begaben ſich die Herren mit dem Pastor zu dem ca. 20 Werſt entfernten Kirchhof, wo die Gemeinde zahlreich verſammelt, entſchieden den Eindruck hervorrief, als ob ſie die kommenden Ereignisse erwarte, ja ſogar darauf ſchon vorbereitet ſei.

Unter Vorantritt des Kirchenvorſtehers und Pastors betraten die Herren den Kirchhof, wobei erſterer ſofort unter der, im Kreiſe um die für den Pastor errichteten Kanzel, verſammelten Gemeinde die Bande der Anarchiſten erkannte, die, eine Schar junger Leute, durch ihre mehr ſtädtiſche Kleidung ſowie Strohh- und Schlapphüte erkennbar war. Kirchenvorſteher und Pastor traten zur Kanzel in den Kreis der Gemeinde, um den durch die Anweſenheit der Anarchiſten gefährdeten Gottesdienſt für dieſen Sonntag abzuſagen, während die übrigen

Herren außerhalb des Kreises stehen blieben. Baron Maydell richtete an die Gemeinde folgende Worte: „Als Kirchenvorsteher mache ich hiedurch der Widdrichschen Gemeinde bekannt, daß der Pastor heute das Kirchhofsfest nicht abhalten kann, geht alle ruhig nach Hause.“ Kaum waren diese Worte gesprochen, als ein junger Mann aus der Schar der Anarchisten auf Baron Maydell zutrat und ihn fragte, welches Recht er habe, das Kirchenfest zu stören. Baron Maydell erklärte kurz: „Als Kirchenvorsteher steht mir das Recht zu, den Gottesdienst zu inhibieren.“ „Welche Gründe haben Sie dafür“, fragte der Anarchist. Baron Maydell verweigerte darauf dem Mann jegliche weitere Auskunft, sich an den Pastor mit den Worten wendend: „Ich werde mich mit ihm doch nicht in ein Gespräch einlassen — wir haben ja nun unsre Pflicht getan, wollen wir gehen.“ — Zurücktretend zu den übrigen Herren, ermahnten Pastor und Kirchenvorsteher wiederholt dringend die Gemeinde, auseinanderzugehen. Es entstand eine gewisse Bewegung unter der Gemeinde — ein Teil flüchtete. In dem Moment bestieg der oben erwähnte Anarchist die Kanzel, sich mit folgenden Worten an die Gemeinde wendend: „Geht nicht auseinander; wenn Eurer Pastor nicht reden will, so hört, was ein anderer Prediger Euch zu sagen hat“, — weiter kam der Mann in seiner Rede nicht, da die beiden anwesenden Landgendarmen auf Weisung der Herren zu seiner Verhaftung schreiten wollten. Der Agitator sprang von der Kanzel und suchte zu flüchten. Um den sich verbergen wollenden Rädelsführer den Landgendarmen genauer zu bezeichnen, lief Herr v. Hoffmann mit ihnen einige Schritte vor — im Augenblick waren sowohl Herr v. Hoffmann wie auch die Landgendarmen von den Anarchisten umzingelt; die sie mit Revolvern bedrohend, zu entwaffnen suchten, was ihnen bei den Landgendarmen auch gelang. — Fast gleichzeitig ertönten zwei Schüsse, von denen der eine Herrn v. Hoffmann in den Oberschenkel traf, während der andere dem Widdrichschen Landgendarmen durch die Mütze schlug. Im Moment der Umzinglung griffen alle Herren sofort zu ihren Waffen und der Agitator wurde durch zwei Kugeln niedergestreckt. — Die Anarchisten rückten in einer Kolonne schießend vor, wobei bemerkt wurde, daß einige von ihnen zurücktretend von neuem ihre Revolver luden, um dann sofort wieder ihre Plätze in der Kolonne einzunehmen. Es fielen von beiden Seiten eine Menge Schüsse, von seiten der Herren ca. 20, von seiten der Anarchisten über 100 Schüsse. Herr Rosenpflanzler stürzte von einem Schuß durch Leber und Lunge lebensgefährlich getroffen, zu Boden. Baron Maydell, von einer Kugel durch Unterleiber und Schulter getroffen, gab noch

einige Schüsse ab, mußte jedoch, nachdem er das Magazin ausgeschossen, den Kampfplatz verlassen. Da ergriff ihn einer der Anarchisten. Diesen Moment wahrnehmend, befreite Baron Campenhausen den Kirchenvorsteher aus den Händen des Anarchisten, indem er auf ihn schießend, Baron Mandell zu den Pferden geleitete und mit ihm zum Hofe Widdrichs zurückkehrte. Herr Rosenfeld und der Pastor, der am Anfang des Kampfes von einem Gemeindegliede aus der Schußlinie entfernt worden, brachten Herrn Rosenpflanze vom Kampfplatz zur Equipage und nach Hause. — Nachdem Herr v. Hoffmann, der durch die Kolonne der Anarchisten von den übrigen Herren getrennt war, den erwähnten Schuß erhalten, suchte er ringend sich seiner Angreifer zu erwehren, da fireckte ihn ein Schuß in den Unterleib zu Boden. Er hat überhaupt nur zwei ganz unwirksame Schüsse abgeben können, da ihm die Hände festgehalten wurden. Liegend wurde er von den Unmenschen noch mit Füßen getreten und mehrfach beschossen, wobei noch zwei Kugeln ihn in den rechten Schenkel trafen, eine Kugel ihm durch die Mütze flog. Er wurde entwaffnet, ausgeraubt und als tot liegen gelassen.

Nachdem die vier andern Herren den Kampfplatz verlassen, räumten auch die Anarchisten das Feld, ihre Verwundeten, mehrere an Zahl, mit sich nehmend, nachdem sie noch vorher den Kirchhof mit Proklamationen bestreut.

Mit Hülfe des Loddigerschen Landgendarmen Bugailo suchte Herr v. Hoffmann sich nun zu entfernen, wurde jedoch bald von ihm im Stich gelassen. Er wandte sich an mehrere Personen aus der Gemeinde um Hülfe, die ihm jedoch von allen verweigert wurde, unter dem Vorwande der Furcht vor den Anarchisten. . . (Einer versprach allerdings ein Gefährt herbeizuschaffen; dieses traf Herrn v. H. jedoch nicht mehr auf dem Kampfplatze an.) Schließlich gelang es Herrn v. Hoffmann allein sich auf Umwegen nach Hause, nach Murrhas, zu retten, wo er liegen blieb und von seinen Hofesleuten ins Haus getragen wurde.

Durch verirrte Kugeln sind zwei Widdrichsche Gemeindeglieder getroffen worden, von denen der eine, der Maurer Tautels aus dem Kaln-Enne-Gesinde, seinen Wunden erlegen ist, während der andere eine leichte Verwundung davontrug.

August.

1. August. Kurland. In der Nacht wird die Ihlensche Kirche, eine Filialkirche von Groß-Auß, angezündet und ausgebrannt.
- Außer im Pastorat Hofzumberge sind Kirchenbücher und -Akten in dem lettischen Doblenschen und im Sallgalschen Pastorat

vernichtet worden. Alle drei Pastorate liegen im Doblenschen Kreise. — In 25 von 32 Gemeindehäusern des Doblenschen Kreises sind Akten und Bücher, hauptsächlich Einberufungs- und Steuerlisten, vernichtet worden. Dabei sind auch die Kaiserbilder und Christusbilder zerstört worden. In einigen der Gemeindehäuser sind die revolutionären Banden mehrere Mal gewesen, um das nicht ganz zu Ende geführte Zerstörungswerk fortzusetzen. Den Gemeindebeamten ist für den Fall der Aufnahme ihrer Arbeit mit dem Tode gedroht worden. Auch sind einzelne, unter gleicher Drohung, gezwungen worden ihr Amt niederzulegen. — Auch auf den Bausfischen Kreis erstreckt sich die Zerstörung der Bücher und Akten in den Gemeindehäusern.

- Ueberfälle und Brandstiftungen finden nicht nur in Gutschöfen, sondern auch in Gessinden statt. In der Nacht vom 31. Juli zum 1. August sind von Mitau aus 7 Brandschäden auf dem Lande beobachtet worden, und von Grünhof aus nicht weniger als 13.
- Das Herrenhaus von Abgunst wird eingeeichert, indem die Brandstifter durch die Fenster einsteigen und das Haus von innen anstecken.
- 1. August. Riga. Ein Revieraufseher, der einige junge Leute, die im Wöhrmannschen Park Proklamationen verteilt hatten, verfolgt, wird von diesen durch Revolvergeschüsse verwundet.
- 1. August. Riga. Ein städtischer Steuermann wird von zwei Agitatoren auf dem Dampfer überfallen, in einen Sack gesteckt und auf den Hantschen Damm geschleppt, wo ihm, falls er die Arbeit wieder aufnähme, der Tod angedroht und er dann freigelassen wird.
- 1. August. Niederbartau. Morgens um 8 Uhr überfallen 6 Männer die Brief- und Geldpost auf dem Wege von Niederbartau nach Rugau. Sie verhinderten den Postillion durch Stockschläge, die ihn betäubten, von seinen Waffen Gebrauch zu machen. Als der Postknecht durch ein entschlossenes Antreiben der Pferde die Post aus dem Bereiche der Räuber brachte, sandten sie dem Postwagen zwei Revolvergeschüsse nach, von denen einer den Postillion leicht verwundete.
- 1. August. Doblen (Kurl.). In der Nacht vom 1. auf den 2. August, 10¹/₂ Uhr abends, als alle Hausgenossen des deutschen Pastorats zum größten Teil in ihre Schlafzimmer sich bereits zurückgezogen hatten, wurde an mehrere Fensterläden geklopft und Einlaß gefordert. Auf die Frage eines Sohnes vom Bodenzimmer aus, wer da sei, wurde in lettischer Sprache die Herausgabe aller Kirchenbücher und Bibeln verlangt und zu diesem Zweck sofortiges Oeffnen der Thür gefordert. Gleichzeitig wurden zwei Fensterläden aufgesprengt. Die Tochter

des Hauses, die in diesem Moment allein im Saal war, trat ruhig ans Fenster und öffnete es. In demselben Augenblick wurden ihr mehrere Flintenläufe entgegengestreckt und ein Haufen junger Burschen sprang hinein. Es wurde unter Drohungen verboten, eine Nachricht dem im Flecken stationierten Militär zu senden, was auch unmöglich war, weil ein mit Flinten und Knütteln bewaffneter Haufen, wie bei dem klaren Mondschein konstatiert wurde, alle Wege und Gebüsche bewachte. Der greise Hausvater Pastor Dr. Aug. Vielenstein wurde von den Familiengliedern in seinem Schlafzimmer zurückgehalten. Unterdessen drang die Bande ins Schreibzimmer, wo man den Archivschrank öffnen mußte, um Gewalttaten zu vermeiden. Alles, was sie daselbst fanden, wurde kritiklos herausgerissen und eilends hinausgeschleppt. Die große Privatbibliothek wurde durch das Dazwischentreten der Familienglieder gerettet. Hierbei sagte der Führer der Bande in lettischer Sprache: „Wir müssen alles verbrennen, sonst schießt man uns durchs Herz; lieber mögen dann diese Papiere zugrunde gehen.“ Hierauf zog der Haufe ab, um den Haub auf dem Felde zu verbrennen. Die aufsteigenden Flammen alarmierten die Doblener und das dortige Militär, das nach ca. dreiviertel Stunden im Pastorat erschien, aber niemandes mehr habhaft wurde. — Eine Menge wertvoller Materialien zur lettischen Kultur- und Literaturgeschichte, die zu den reichen Sammlungen Pastor Vielensteins gehörten, sind bei dieser Gelegenheit vernichtet worden.

1. August. Riga. In einer Kronsbranntweinbude am Ballastdamm wird von einem jungen Mann am Vormittag das gesamte Mobiliar demoliert, während einige Komplizen draußen auf ihn warten.
1. August. Popen (Kurl.). Der Hofskrug geht durch Brandstiftung in Flammen auf. An den Löscharbeiten beteiligen sich nur die auf dem Hof eingetroffenen Soldaten. — Drei Popen-schen Buschwächtern waren tags zuvor gewaltsam die Waffen abgenommen worden.
2. August. Riga. In der gr. Schmiedestraße Nr. 17 werden die Spuren einer geheimen Druckerei entdeckt. Die Einwohner waren verwundet.
2. August. Riga. Der Reichsadler an der Thorenberger Apotheke wird demoliert, indem sorgfältig Krone, Szepter und Reichsapfel abgeschlagen werden.
2. August. Alt-Bilderlingshof (Rig. Strand). Eine Bande von vier Strolchen, die sich am sogen. Kestande im Walde herumtrieb, wird von drei jungen Leuten aufgestöbert und nach kurzem Feuergefecht unschädlich gemacht. Ein Individuum, das auf die Aufforderung: „Hände hoch!“ sofort von einem Revolver

- Gebrauch machte, erhielt einen lebensgefährlichen Bauchschuß und blieb auf dem Plage, ein zweites ergab sich, und die beiden andern, von denen einer verwundet war, entflohen.
2. August. Libau. Stinkbomben werden in die Freywaldsche Buchhandlung und in eine Kolonialwarenhandlung geworfen. Die Täter entkommen.
 3. August. Mitau. Der Gerichtsvollzieher des Mitau-Bauschischen Friedensrichterplenums J. Weinberg wird auf der Landstraße überfallen und erschossen. Er erhielt zuerst einen Schuß in die Hand, worauf er den Wagen verließ, auf die Angreifer zutrat und sie bat, ihn zu schonen, da er doch nichts gegen sie vorhabe. Darauf ergriffen sie ihn an beiden Händen und schossen ihm so aus nächster Nähe zweimal durch die Brust. Dem Rutscher verboten sie die Leiche mitzunehmen, die Polizei möge sie selbst holen.
 3. August. Bernan. Die Arbeiter des städtischen Schlachthauscs stellten die Arbeit ein und demolieren ein Ventil an der Dampfleitung, um die Brühvorrichtung unbenutzbar zu machen. Sie werden durch eine fremde angereiste Person zum Streik angeregt, die verhaftet wird. Die Arbeiter erzwingen tags darauf auch die Schließung der Fleischhandlungen auf dem Markt.
 3. August. Nordlivland. In der Reipusgegend macht sich wieder eine merkliche Unruhe unter dem Landvolk geltend. — Brandstiftungen an Heu- und Kleescheunen in Mlagkivi und Kokkora.
 3. August. Stöckmannshof. Auf der Livländischen Zufuhrbahn wird auf der 190. Werst der hölzerne Oberbau einer Brücke in Brand gesteckt; Schwellen und Bretterbelag verbrennen. Der die Strecke passierende Zug kann rechtzeitig angehalten werden, da vor der Brücke eine rote Fahne aufgesteckt war, die in diesem Fall als Warnungssignal diente.
 4. August. Riga. Der Direktor der Volksschmidt'schen Fabrik wird vor der Fabrik von einem Volkshäufen umringt und durch Schläge am Kopf verwundet, wobei ihm auch die goldene Uhr abhanden kam. Diese wurde ihm jedoch wieder zurückgeschickt nebst einem anonymen Schreiben, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß man an ihm habe Lynchjustiz üben wollen.
 5. August. Livland. Da die Bibel- und Kirchhofsbeste öfters der Schauplatz von revolutionären Tumulten geworden sind, hat das Konsistorium das Abhalten dieser Beste bis auf weiteres untersagt.
 5. August. In Mitau und Riga nehmen in der letzten Zeit Diebstähle und Einbrüche in außerordentlicher Weise zu.
 5. August. Libau. Sozialistische Demonstration bei Gelegenheit einer Beerdigung, doch kommt es nicht zu größeren Unordnungen.

5. August. Kurland. In Gubbenecken sowie in Dubenaken werden die Monopolbuden von bewaffneten Leuten beraubt, die an beiden Stellen Quittungen hinterlassen mit der Unterschrift: „Libauscher sozialdemokratischer Verband“.
- In Endenhof wird das Wohnhaus von Revolutionären eingekäschert. Als der auf dem Hofe in treuer Pflichterfüllung zurückgebliebene Verwalter Herr Godt (Däne) auf die Forderung der Revolutionäre, ihnen tausend Rubel auszusahlen, erwidert hatte, daß er über nicht mehr als 40 Rbl. verfüge, ward ihm kurz und bündig zur Antwort, daß er dann sterben müsse. Dieser Drohung folgte die Tat auf dem Fuße. Man führte den Unglücklichen ein wenig auf die Seite und schoß ihm zwei Kugeln durch den Kopf und eine durch die Brust.
6. August. Zierau (Kurland). Nachdem in der Nacht auf den 5. August das Telephon, das Zierau mit der Nachbarschaft verbindet, zerstört worden war, was darauf schließen ließ, daß irgend eine revolutionäre Aktion geplant wurde, veranlaßte in der folgenden Nacht ein helles, in der Richtung des Viehhofes Almen aufloderndes Schadenfeuer den Oberförster v. Siebert und den Verwalter Stahlberg sich mit drei Hofbeamten auf einer Liniendroßke vom Hofe Zierau nach der Brandstätte zu begeben. Ihnen folgten in einiger Entfernung die übrigen Hofleute mit den Löschgeräten. Auf dem Wege nach Almen, wo dichtes Gestrüpp bis dicht an den Weg herantritt, fielen aus diesem Dickicht dicht nach einander 10—12 Flinten- und Revolvergeschosse, unter denen der Oberförster v. Siebert, sein Gehülfe Grünberg und der Stallmeister Hartmann, im Kopf getroffen, tot zusammenbrachen. Der Verwalter Stahlberg entging wie durch ein Wunder dadurch dem Tode, daß er im Augenblick des Abfeuerns des auf ihn gezielten Schusses sich ein wenig nach vorne neigte, um nach dem Feuerschein besser ausschauen zu können. Infolgedessen erhielt er nur einen Streifschuß am Hinterkopf und eine Verwundung am Oberarm. Der Dekonomieschreiber Szejewski wurde an der Hand und am Fuße verwundet und außerdem noch eins der Pferde angeschossen, das am nächsten Tage getötet werden mußte. Die beiden Verwundeten schleppten sich selbst vom Orte des Ueberfalls weg. Die Toten aber blieben daselbst bis zum Anbruch des Tages liegen, weil unter dem Eindruck der Schüsse die Löschmannschaft sofort nach Zierau zurückgeeilt war und sich kein Mensch vor Tagesanbruch zu dem Schreckensort hinwagte. Die Almensche Scheune, die Roggen im Werte von 1400 Rbl. enthielt, brannte bis auf den Grund nieder. In ihr verbrannte auch eine Dreschmaschine. — Am nächsten Morgen trafen aus Hasenpoth der Kreischefgehilfe v. Urtelmayer und

der Hasenpoth'sche Untersuchungsrichter und aus Libau der Prokureur ein, auf dessen Anordnung ein Buschwächter nebst seinem Sohne als des Mordes verdächtig verhaftet wurden. — Oberförster v. Siebert war schon längst das Todesurteil gesprochen worden und es waren auch mehrere Anschläge auf ihn gemacht worden. So wurde er einmal im Zierauschen Park abends angegriffen, wobei 5 Schüsse seinen Rock durchbohrten, ohne ihm Schaden zuzufügen. Sein durchgehendes Pferd hinderte ihn an der Verfolgung des Mörders. Trotz aller Ueberredungen war er nicht zu bewegen, Zierau zu verlassen. Das Feuer in der Almenschen Scheune war angelegt, um ihn herauszulocken.

6. August. Preekuln (Kurl.). Eine Scheune mit Hafer wird durch Brandstiftung eingeäschert.
6. August. Windau. Proklamationen in jüdischem Idiom, in denen die Windauschen Juden aufgefordert werden, für den Aufstand Partei zu ergreifen, werden an verschiedenen Stellen ausgestreut.
6. August. Annahütte (Kurl.). Durch eine bewaffnete Bande von etwa 30 Mann werden den Buschwächtern die Flinten abgenommen. Die Telephonleitung wird auf eine Strecke von $\frac{3}{4}$ Werst zerstört.
6. August. Riga. Im „Thorensberger lettischen Hilfsverein“ findet ein „politischer Abend“ statt unter Leitung der beiden Brüder J. und S. Assars. Die Tagesordnung umfaßte folgende Punkte: 1) in Sachen der Reichsduma, 2) in Sachen der Kosaken, 3) in Sachen der Straßenbahnen, 4) Schulangelegenheiten. Ueber die drei ersten Punkte berichtet die „Rigas Awiße“ aus von ihr unabhängigen Gründen nicht. In Bezug auf den letzten Punkt der Tagesordnung wies Herr Assar darauf hin, daß das derzeitige Unterrichtsprogramm durchaus untauglich sei; es müßte daher abgeändert und einzelne Lehrgegenstände müßten vollständig ausgeschlossen werden. Es wurde beschlossen, den Religionsunterricht abzuschaffen; wer solchen wünscht, hat selbst dafür zu sorgen, daß er außerhalb des Programms erteilt werde. Zur weiteren Förderung dieser Angelegenheit wurde ein Komitee gewählt. (Vgl. 20. Aug.)
7. August. Sackenhäusen (Kurl.). Eine angekündigte Kirchendemonstration wird durch rechtzeitig eintreffende Kosaken verhindert.
7. August. Dubenalken (Kurl.). Auf Baron Grotthuß-Wirginahlen wird meuchlerisch aus dem Hinterhalt im Walde geschossen, jedoch gehen die Schüsse fehl.
7. August. Medsen-Wirginahlen (Kurland). Um 2 Uhr nachmittags bringen 6 mit Revolvern bewaffnete Männer in

das Gemeindehaus. Den Gemeindefschreiber Rutkowski und seinen Gehülfsen Salencet verhindern sie unter Bedrohung mit dem Tode, militärische Hülfe herbeizuholen. Sämtliche Akten, Dokumente, Bilder, Siegel usw. werden vernichtet, mit Ausnahme der Mobilmachungspapiere, die im Geldschrank verschlossen waren, und der Paßblanketts, die von der Bande mitgenommen werden.

7. August. Hasenpöth. Auf dem Wege nach Goldingen wird ein Postkutscher, der eine Kiste revolutionärer Proklamationen mit sich führte, nebst seinem Reisegefährten verhaftet.
7. August. Niederbartau (Kurl.). Ein Teil der Rugausern, aber besonders ein großer Teil der Niederbartauschen Bauern, durch Agitation aufgewiegelt und aufgehetzt, fühlt sich berufen, die Verwaltung der Gemeinde in seine Hand zu nehmen und demzufolge ein Budget über Gemeinde-Einnahmen und Ausgaben nach seinem Geschmack aufzustellen. Nach dem von den Führern dieser Bauern aufgestellten Programm sollen nun nicht allein die Gagen der Gemeindefschreiber, sondern auch die aller übrigen Gemeindebeamten stark reduziert werden.
7. August. Mitau. Als der Direktor der Gräbnerschen Fabrik, E. Göke, gegen 12 Uhr mittags von der Kirche in seine Wohnung zurückkehrte, wurde er durch einen auf ihn abgegebenen Schrotschuß an der Brust und rechten Seite verwundet. — Der Verwaltungsrat beschließt die Fabrik auf unbestimmte Zeit zu schließen.
7. August. Groß-Platon (Kurl.). Ein Versuch das Gutswohnhaus mit Hilfe von in den Zimmern aufgehäuften Brennmaterial in Brand zu stecken, wird durch das rechtzeitige Eintreffen von Militär aus Elley verhindert.
7. August. Domesnäs (Kurl.). Die Telegraphenstation wird nachts von einer berittenen Bande umstellt und nach Geld und Waffen durchsucht. Der Aufseher wird beraubt.
7. August. Mitau (Livl.). Dem Wächter des Reihofes Rahwit, der Lieferungen für die in Mitau stationierten Kosaken übernommen hatte, wird eine Kleescheune niedergebrannt. Er hatte vorher Drohbrieife erhalten.
7. August. Tingern (Kurl.). Eine berittene und stark bewaffnete Bande von ca. 25—30 Mann überfällt nachts das Gut Tingern. Der Verwalter wird bedroht und gezwungen die Bande zu führen. Die Dienstboten werden aus den Betten gerissen und auch mit dem Revolver bedroht. Sodann wird das Haus nach Waffen durchsucht und mehrere Flinten usw. geraubt. Darauf zieht die Bande weiter, zunächst ins Wahze-Gesinde, wo eine Flinte, dann nach Rjurben, wo dem Förster Waffen und Munition geraubt werden.

7. August. Horstenhof (Livl.). Von dem Brande des Herrenhauses von Horstenhof gerettete Sachen werden, als sie nach Friedrichshof (einem andern Gut des Herrn von Breezmann) geführt werden, von Bewaffneten angehalten und unweit der Landstraße verbrannt.
7. August. Livland. Brandstiftungen in Ronneburg-Neuhof, Friedrichshof, Weissenstein, wo Scheunen niedergebrannt werden.
7. August. Ellern (Kurland). Demonstration in der Kirche. Es hatten sich, um eine wohl vorbereitete Störung des Gottesdienstes in Szene zu setzen, 10—12 fremde Leute, in Begleitung einiger Sauckenscher Wirtsöhne, in der Kirche eingefunden. Auch aus andern Nachbargemeinden waren als Sozialisten bekannte Leute erschienen. Als der Pastor nach der Predigt die Fürbitte abzuhalten begann, und der Name des Kaisers genannt wurde, brachen plötzlich wie auf Kommando die Fremdlinge in die bekannten Rufe: „Fort mit dem Kaiser, fort mit der Selbstherrschaft, es lebe die Revolution!“ aus, was von den einheimischen Sozialisten mit Applaus akzeptiert wurde. Die entsetzte Gemeinde begann sich zur Kirchentür hin zu drängen, und eine Katastrophe war zu befürchten, denn es waren besonders viel Gemeindeglieder erschienen. Es gelang jedoch dem Pastor die Leute zu beruhigen. Sie verblieben auf ihren Plätzen und von vielen Seiten erschallten die Rufe: „Heraus mit den Bösewichtern, werft euch auf die Heiden!“ Schleunigst verließen darauf die Sozialisten das Gotteshaus, während einige von ihnen sich unter den Gemeindegliedern zu verbergen suchten. Die Kirchentür wurde geschlossen und der Gottesdienst konnte fortgesetzt und mit der Verabreichung des heil. Abendmahls geschlossen werden. Auf dem Kirchenplatz sangen die Sozialisten, hielten Reden, sammelten und empfangen Geld und fuhrten schließlich mit ihrer roten Fahne fort. Einige Zeit später erließen sie eine Proklamation, in der der Tod allen angedroht wird, die in der Untersuchung etwas gegen die Sozialisten aussagen werden.
7. August. Walk. Proklamationen, russisch abgefaßt, fordern die Arbeiter der Eisenbahnwerkstatt zum Streik auf. Sie tragen die Ueberschrift: Walk, 7. August 1905. Die Gruppe der Sozialdemokraten.
8. August. Das Gouvernement Kurland wird als im Kriegszustande befindlich erklärt und das Amt eines Generalgouverneurs dem General v. Böckmann übertragen.
8. August. Riga. Abends gegen 10 Uhr traten drei fremde Menschen auf den an der Ecke der Säulen- und Sprentstraße dejourierenden Schutzmann Anton Woitkalis zu und gaben auf

ihn ohne jegliche Veranlassung mehrere Schüsse ab. Durch 8 Schußwunden tödlich verletzt brach der Schutzmann zusammen und verschied bald darauf.

8. August. Riga. Auf den Materialverwalter der Wolffschmidt'schen Fabrik, H. Zahn, werden aus einer kleinen Gruppe unbekannter Fabrikarbeiter und Arbeiterinnen zwei Revolverschüsse abgegeben, die der Angegriffene durch ebenfalls zwei Schüsse erwidert. Getroffen wird niemand. Als einige der auf der genannten Fabrik postierten Kosaken erscheinen, waren die Attentäter schon verschwunden, so daß nur eine Arbeiterin festgenommen werden kann.
8. August. Libau. Brandstiftung im Verwaltungsgebäude der Libauer Molkereigesellschaft.
9. August. Perkunenhof (bei Libau). Ein Viehstall wird in Brand gesteckt; das Feuer greift auch auf ein Nebengebäude und auf das Gemeindegerechts haus hinüber. Das Telephon zur Stadt war durchschnitten worden.
9. August. Paulsgnade (Kurl.). Der Buschwächter Jaeger wird aus dem Hinterhalt erschossen.
9. August. Libau. Abends als der Kondukteur der elektrischen Bahn, Scheel, an der Endstation der Alexanderstraße die Stange umlegte, wurden auf ihn von mehreren unbekannten Individuen 4 Revolverschüsse abgefeuert. Tödlich getroffen brach er zusammen und verschied bald darauf.
9. August. Petersburg. Die „Peterburgas Awise“, ein lettisches revolutionäres Hefblatt schlimmster Sorte, das sehr bezeichnender Weise zwei Brandfackeln im Titelskopfe führte, wird bis zur endgültigen Entscheidung des Senats sistiert.
9. August. Mitau. Im Waffenmagazin von Udiche werden mittelst Einbruch ein großer Teil der Gewehre und Revolver geraubt.
9. August. Libau. Die Direktion der Libauer Elektrizitätswerke teilt mit, daß in Berücksichtigung der unsicheren Verhältnisse auf der Alexanderstraße die Wagen der elektrischen Bahn nach Eintritt der Dunkelheit nur bis zum Bahnhof verkehren werden.
9. August. Ughalen (Kurl.). Die Gutsknechte streifen. Der Besitzer bewilligt jedem eine Zulage von 5 Rbl. an bar und außerdem 2 Lof Roggen. Als sie sich hiermit nicht zufrieden erklären, müssen Dragoner requiriert und die Streifenden vertrieben werden.

Auch in Wilgeln (Kr. Tuckum) streifen die Knechte, nehmen jedoch die Arbeit sofort wieder auf, als ein Landgendarm mit einigen Dragonern erscheint.

10. August. Mitau (Livland). Nachmittags ritt eine Kosakentrrouille von 5 Mann von Jürgensburg nach Mitau. Ungefähr

3 Werst von Jürgensburg führt der Weg durch einen Wald mit dichtem Unterholz. Als die Kosaken hier eine Brücke passiert hatten, wo der Weg von zwei tieferen Gräben begrenzt wurde, fielen in ihrem Rücken von beiden Seiten des Weges gleichzeitig 6—8 Schüsse. Ein Schrotschuß und 2 Kugeln trafen 2 Pferde, eine Kugel streifte den Mantel eines Kosaken. Die Kosaken gaben nach der Richtung, aus welcher geschossen wurde, eine Salve ab. Terrainschwierigkeiten machten aber eine sofortige Abkuchung des Waldes unmöglich.

10. August. Tolama (Nordlivl.). Abends wird der auf dem Heimwege befindliche Brauntweinbrenner Aug. Rāgo durch einen Nohpostenschuß, den ein Mann auf offenem Felde in der Nähe des Hofes auf ihn abgab, schwer verwundet.
11. August. Bahnus (Livl.). Ein dicht am großen Viehstall gelegener Schweinestall wird in Brand gesteckt. Nur dank der Windstille können die Scheunen, Ställe und Kleeten gerettet werden.
12. August. Felixberg (Kurland). Nachmittags, als die Gemeindeverwaltung eben ihre Sitzung beendet hatte und nur der Gemeindefschreiber Rickur und der Gehülfe des Gemeindeältesten Adam Strauting noch anwesend waren, betrat der örtliche Volksschullehrer, angeblich um Zeitungen zu lesen, das Lokal der Gemeindeverwaltung. Ihm folgten auf dem Fuße zwei mit Revolvern bewaffnete Burschen, die auf den Schreiber je zwei Schüsse abfeuerten und dann dem anwesenden Gehülfen des Gemeindeältesten die Schlüssel von der Gemeindefkasse abforderten. Da aber der Gemeindeälteste diese mitgenommen hatte, so feuerten die Burschen noch je zwei Schüsse auf den Gemeindefschreiber ab und verließen dann das Gemeindehaus. Inzwischen bewachten drei ebenfalls junge Genossen der Räuber den Eingang zum Gemeindehause. Nach der Tat begaben sich dann alle fünf über die Landstraße nach Windau. — Der Schreiber starb nach 4 Tagen an seinen Wunden. Der Lehrer, der im Walde geheime Zusammenkünfte gehabt haben sollte, wurde als mutmaßlicher Komplize der Mörder in Haft genommen.
13. August. In Dahlen, Dreilingsbusch und Weissen-see (bei Riga) dringen Tumultuanten in die Gemeindehäuser und rauben die auf die Mobilisierung bezüglichen Papiere.
13. August. Riga. Um 3 Uhr morgens steigen etwa 6 Männer über den Zaun der Korrekionsabteilung des Zentralgefängnisses in den Hof und zerstören die Telephonleitung. Es gelingt nicht, sie zu ergreifen; auf der Flucht schießen sie auf ihre Verfolger.

13. August. Libau. Ein jüdischer Agitator wird beim Verteilen revolutionärer Proklamationen verhaftet.
13. August. Meyris (Estland). Als der kürzlich vom Kriegsschauplatz heimgekehrte Dorpater Professor Zoega v. Manteuffel und Herr G. Zoega v. Manteuffel-Meyris in der Nacht auf der Fahrt aus Rakke nach Meyris in einer offenen Postequipage das Awandussche Dorf Rakko passierten, wurde der Professor durch einen Steinwurf aus dem Hinterhalt am Hinterkopf verletzt.
13. August. Popen (Kurl.). Der Popensche Bierführer wird von einer bewaffneten Bande überfallen, arg mißhandelt und um 56 Rbl. beraubt.
14. August. Riga. Nachts werden von unbekannten Tätern die Scheiben in mehreren Fenstern der Martinskirche eingeschlagen.
14. August. Bockenhof (Livl.). Abends bringen vier Leute in die Wohnung des in B. stationierten Langendarmen und verwunden ihn schwer durch Messerstiche.
14. August. Illien (Kurland). Die Libausche Polizei, verstärkt durch Militär, umzingelt und verhaftet im Illienschen Walde 58 Personen, die daselbst eine Sitzung des Libauschen sozialistischen Komitees abhielten. Der Platz, auf welchem die Mitglieder des Komitees verhaftet wurden, war mit bereits verdorrten Zweigen bedeckt, mit Papproststummeln und zerrissenen lettischen Zeitungen beworfen und derart zertreten, daß man annehmen konnte, daß er schon lange zu den geheimen Sitzungen des Komitees benutzt worden war.
14. August. Libau. Ein Milchmann und eine Milchfrau werden auf der Grobiner Chaussee von einer Schar junger Burschen angehalten und durch Bedrohung mit Revolvern zur Rückkehr gezwungen, nachdem ihre Milchgeschirre von den Burschen in den Chausseegraben ausgegossen worden waren. Die Ueberfallenen müssen sich verpflichten, am Sonntag keine Milch mehr ihren Kunden zuzuführen.
14. August. Bobusken (Kurl.). Von einer Bande von 18 Mann wird das Gutshaus überfallen, die Schlösser erbrochen, Mobiliar zertrümmert und verschiedenes geraubt. Ein Teil der Bande, die ursprünglich größer an Zahl gewesen, hatte sich nach dem Erwahlenschen Weithof Dreimannshof begeben und raubte daselbst einen Revolver.
14. August. Kr. Friedrichstadt (Kurl.). Aus einem Bericht über die Lage im Kreise: Seit dem Frühjahr arbeitet hier in unsrer Gegend die revolutionäre Agitation mit Hochdruck, aber im ganzen mit sehr wenig Erfolg. Bei uns ist vorläufig dafür wenig Boden vorhanden, daher auch alle revolutionären

Unternehmungen hier Fiasco gemacht haben. Die am 7. August versuchten Demonstrationen in Segen und Ellern an den Kirchen sind völlig gescheitert, wobei die Demonstranten direkt aus der Kirche herausgeworfen wurden. Auch zwei in Sonnart geplante Demonstrationen in der Kirche kamen, dank organisiertem Kirchenschutz und Polizei, nicht zustande. Am 7. August frühmorgens wurde in Erfahrung gebracht, daß eine Demonstration geplant sei, daß zu diesem Zweck eine Menge „seeli runataji un augsti sozjalistu wadoni“ (die großen Redner und sozialistischen Führer) aus Riga und Mitau gekommen wären, die sich zu hunderten im großen Segenschens Walde aufhielten und den Plan hätten, nach der Demonstration in der Kirche die Höfe Sonnart-Pastorat und Wahrenbrock (Kreismarschall Georg v. Behr) zu plündern. Es wurden Maßregeln ergriffen, Militär, das jedoch weder bei noch in der Kirche postiert wurde, requiriert, so daß genannte Sozialisten es für ratsamer hielten, nicht zu kommen, weder zur Kirche noch in die Höfe, die stark bewacht wurden. Aber am Abend fand in einem Groß-Sonnart'schen Gefinde ein großes Grünfest statt, auf dem Reden gehalten wurden von Männern mit Masken, Lieder gesungen zc., und zum Schluß die ganze Versammlung aufgefordert wurde, an einem „sozjalistu und revolutionaru salumu šwehkti“ (sozialistischen und revolutionären Grünfest) teilzunehmen, welches am 14. August in einem Bigtern'schen Gefinde gefeiert werden sollte. Zu diesem Fest sind später noch geschriebene und gedruckte Einladungen ergangen. Der äußere Verlauf soll sehr großartig gewesen sein. Männer in roten Mänteln, roten Schärpen mit Troddeln zc. Reden, Gesang zc., und zum Schluß sollten sich die Anwesenden durch Unterschrift verpflichten, an dem Plünderungszuge nach Wahrenbrock und Sonnart-Pastorat teilzunehmen. . . Der Kreischef Fr. v. Voigt (dem es überhaupt zu danken war, daß es im Kreise nicht zu größeren Ausschreitungen kam), hatte von diesem Unternehmen gehört und war mit einer Abteilung Dragoner plötzlich auf dem Festplatz erschienen, leider eine halbe Stunde zu früh, denn die Reden hatten noch nicht begonnen. Zuerst große Verwirrung und Versuch zu fliehen, was natürlich den Haupttrabeksführern gelang, die Hauptmasse aber brachten die Nagaiten zum Stehen. Da fiel ein und noch ein Schuß aus dem Hinterhalt und den anliegenden Gefinden, worauf die Dragoner mehrere Salven abgaben. Gefallen ist wohl niemand, mehrere aber schwer verwundet worden. Wo letztere aber geblieben und wer sie sind, weiß kein Mensch — sie sind beiseite gebracht worden. Dieses geschah um 11 Uhr abends, es war stockfinster, so daß weder in den Büschen noch in den Gefinden Hausuchung

gemacht werden konnte, weil aus dem Dunkel immer noch Schüsse fielen. Einige 20 sind aber gefangen genommen. . . .

Die „augstee wadoni und leelee runataji“ (die hohen Führer und großen Redner), die jetzt unschädlich gemacht oder verduftet sind, sind von hiesigen Wirten oder Wirtssöhnen von den Stationen abgeholt worden. Einige hundert Menschen haben im Segenschen Walde 2—3 Wochen kampiert, einige Ueberfälle auf der Landstraße ausgeführt und Fahrende gebrandschaft.

Juli — August. Riga. Arbeiterbewegung und Streik.

Am 16. Juli stellten die Arbeiter der Fabrik „Phönix“ die Arbeit ein und veranstalteten eine Straßendemonstration, indem etwa 2000 Mann auf der Chaussee und durch die Alexanderstraße marschierten, Straßenpassanten und andere Arbeiter, so die von „Birwiz u. Ko.“, zum Mitgehen zwangen und vor der Fabrik „Aetna“ rote und schwarze Fahnen mit revolutionären Inschriften entfalteten und Lieder sangen. Auf der Alexanderstraße verhinderten Polizei und Kosaken den Weitermarsch. Sie zogen dann zum Griesenberg, wo sie sich endlich verließen. — Auch auf der Schiffswerft Lange und Sohn wird die Arbeit eingestellt, der Direktor dabei tödlich insultiert. Auf dem Schuppendach weht eine rote Fahne, die erst abends entfernt werden kann. — Eine rote Fahne war auch auf dem Turm der Maschinenfabrik Mantel gehißt. Da die Arbeiter hier bereits drei Tage nicht zur Arbeit erschienen waren, wird die Fabrik für geschlossen erklärt. — Eine Demonstration veranstalteten am 16. auch die Arbeiter der Fabriken Eickert, Mündel und Holm, indem sie auf dem Hagensberger Marktplatz rote und schwarze Fahnen mit revolutionären Inschriften entfalteten und vom Dach einer Verkaufsbude aufrührerische Reden hielten. Die Schutzleute waren ihnen gegenüber von vornherein machtlos.

Am 18. Juli morgens strömten die feiernden Arbeiter zum Elektrizitätswerk „Union“, um die dortigen Arbeiter zur Arbeitseinstellung zu veranlassen, und beabsichtigten auch noch andere große Betriebe, wie die Putemansufaktur, aufzusuchen und eine grandiose Straßendemonstration zu inszenieren. Der just um diese Zeit in mehreren Auflagen niederströmende Gewitterregen kühlte jedoch die erregten Gemüter ab, und um 2 Uhr nachmittags waren nur noch einige kleine Arbeitergruppen hinter dem „Phönix“ zu sehen.

In den nächsten Tagen finden nun täglich in Fabrikhöfen und auf der Petersburger Chaussee Versammlungen der streikenden Arbeiter statt. Die Streikbewegung greift immer mehr

um sich. Es feiern um diese Zeit ca. 15,000 Arbeiter, von denen beinahe die Hälfte den beiden großen Waggonfabriken, der „Baltischen“ und dem „Phönix“ angehört, die übrigen andren größeren Fabriken, so Mantel u. Ko., „Textil“, „Union“, Bartuschewitz, Nadelfabrik, Leutner, „Motor“, Intefabrik, Gickert, Lange u. Sohn usw.; außerdem streifen die Schlosser in den Werkstätten der elektrischen Straßenbahn (seit dem 19. Juli, denen sich am 21. auch die Wagenführer und Maschinisten anschließen, so daß der Verkehr stockt; vgl. weiter unten), die Maler, Maurer, Hafenarbeiter, die Arbeiter auf dem Zollamt und Güterbahnhof und die Schiffsarbeiter in Neu-Mühlgraben. Ka am 22. Juli streifen sogar die Totengräber, so daß einen ganzen Tag lang keine Beerdigungen stattfinden können. — Die Verhandlungen mit den Arbeitgebern sind jedoch sehr erschwert und führen zu keinem Resultat, da die Arbeiter unersüßbare Forderungen stellen und darauf beharren.

Auf den Versammlungen bemühen sich die Agitatoren in stundenlangen Reden die Arbeiter womöglich zu einem Generalstreik fortzureißen und sie zum Ausharren zu bewegen, bis ihre Forderungen von den Fabrikverwaltungen angenommen werden, und durchzusetzen, daß ihre Interessen durch Delegierte in der Stadtverwaltung, bei den Landesversammlungen usw. vertreten werden, daß auch den Frauen alle Rechte eingeräumt und Streikkassen gegründet werden. Außer Lohnerhöhungen usw. fordern die Arbeiter auch für sich das Recht der Annahme und Entlassung von Arbeitern und Meistern, sowie einen Anteil am Reingewinn der Fabriken. — Am 21. Juli spalteten sich Agitatoren und Arbeiter in zwei Parteien. Die eine wollte zur Erreichung der vorgesteckten Ziele durch gewaltsames Vorgehen mit den Waffen in der Hand operieren und durch Aufreizungen die Polizei und das Militär zum Einschreiten provozieren. Die Oberhand behält jedoch die andere, größere Partei, die ein besonneneres Verfahren einhalten und keine Demonstrationen veranstalten will, zumal so manche Arbeiterfamilie bereits in die bitterste Not geraten ist, da auch die Budeninhaber, mit der Möglichkeit rechnend, daß die Fabrikverwaltungen den Forderungen der Arbeiter nicht nachgeben und die Fabrik ganz schließen können, wie das in einigen Betrieben schon geschehen, den Arbeitern den bis jetzt gewährten Kredit nicht mehr gewähren wollen.

Inzwischen kommt es dennoch mehrfach zu Demonstrationen und Unordnungen. So zieht am 19. Juli eine Menge von etwa 200 meist recht jungen Arbeitern und Arbeiterinnen singend durch die Revaler und Nikolaistraße. Bei der Hülfstraße werden sie von 5 berittenen Schutzeuten mit

Nagaitahieben zersprengt und fliehen in panikartiger Flucht auseinander. — Auch bei der Zutemanufaktur kommt es am selben Tage zu einem Zusammenstoß zwischen Polizei und Arbeitern. Ein Pristamsgehilfe stürzt dabei mit seinem durch Steinwürfe erschreckten Pferde und wird am Bein erheblich verletzt.

Am 20. Juli erscheint ein Haufe mit Revolvern bewaffneter Männer im Hof des Mattengeschäfts „Atlas“ an der Moskauer Str., zerschneidet im Kontor die Telephondräte und verbietet den Arbeitern weiter zu arbeiten.

Am 22. Juli umringte eine Menge von ca. 3000 Mann die Kanzlei des Polizeidistrikts Schreienbusch; aufrührerische Reden wurden gehalten, bis die Menge schließlich zerstreut wurde. — Am selben Tage zogen einige hundert Tumultuanten von der Schiffswerft Lange u. Sohn über die kleine Holzbrücke nach Hagensberg. Vor dem Raffengebäude des Hagensberger Dampfbootsteiges nahmen sie die Nationalflagge, die in Anlaß des Namensfestes J. M. der Kaiserin Maria Feodorowna dort ausgehängt war, herab, zerrissen sie in Fetzen und traten sie mit Füßen. Dann gingen sie zur Trinitatiskirche und zertrümmerten das vor der Kirche befindliche Heiligenbild. Plötzlich hieß es: „Die Kosaken kommen!“ Sofort stob die Menge nach allen Richtungen hin auseinander. Als die Straße sich geleert hatte, war das Pflaster von hunderten faustgroßer Steine und ebenso großen, möglichst zackig gebrochenen Gufeisenstücken übersät.

Am 23. Juli erzwingt ein Haufe von etwa 20 Männern in der Theaterstraße die Schließung der Buden; etwa 600 Arbeiter versuchen in der Friedensstr. eine Versammlung abzuhalten, werden aber bald von Kosaken zerstreut.

Am 25. Juli, als die „Phönix“-Arbeiter zur Auszahlung auf dem Fabrikhof erschienen, drängten sich mit ihnen viele hundert junger Juden und Jüdinnen hinein, so daß der Fabrikdirektor unter solchen Umständen eine Unterredung mit den Arbeiterdelegierten nicht führen wollte und die Arbeiter bat dafür zu sorgen, daß diese unerwünschten Gäste entfernt würden. Das taten die Arbeiter auch; sie drängten die Juden auf die Straße hinaus, wo sie später von Kosaken auseinandergetrieben wurden. — Abends versammelt sich ein vielhundertköpfiger Haufe von Arbeitern (von der Starrschen und der Holmschen Fabrik) bei der Sidertschen Fabrik, wo aufrührerische Reden gehalten und Lieder gesungen werden und allerlei Unfug in Szene gesetzt wird. Beim Erscheinen von 10 Kosaken flieht die Menge jedoch eilig auseinander. Ein Teil davon versammelt sich zwar wieder auf dem Gravenhofschen Markt, wird

aber auch hier bald von den Kosaken auseinandergejagt. — In der Bohlischen Fabrik versuchen fremde Arbeiter einen Streik zu veranlassen, sie werden aber von den Arbeitern selbst hinausgedrängt. Dennoch weht am 27. Juli von dieser Fabrik eine rote Fahne; als vorüberreitende Kosaken von Steinwürfen getroffen werden, geben sie Schüsse ab, durch die 2 Arbeiter verwundet werden.

Am 26. Juli vormittags drang ein Tumultuantenhaufe in die Fabrik „Glower“ an der Petersburger Chaussee, um die Arbeitseinstellung zu erzwingen. Herbeigeholte Kosaken versuchten sie zu verjagen, wobei von beiden Seiten mehrfach Schüsse abgegeben werden; drei Leute werden verwundet, worauf der Haufe sich zerstreut. — Nachmittags um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr erschienen fremde Gesellen beim Fleischermeister Mariensfeld in der Alexanderstraße und verlangten, daß die Arbeit eingestellt werde. Sie forderten sowohl Mariensfeld als auch seine Gesellen auf, ihnen zur Beratung über den eingeleiteten Fleischerstreik zu folgen. Mariensfeld rief jedoch die in der Nähe stehenden Kosaken und den Schutzmann herein, um die fremden Gesellen zu entfernen. Aber nun überfielen diese mit aus dem Straßenpflaster herausgerissenen Steinen die Kosaken und den Fleischermeister. Es versammelte sich bald eine riesige Menschenmenge, die den Fleischergefelln half, den Scharren zu demolieren. Während dieser Szene wurden aus der Menge einige Revolver-schüsse abgegeben; die Kosaken und der Schutzmann schossen gleichfalls. Während dessen wurde durch eine verflogene Kugel der Sohn des Fleischermeisters Scheffler, der die Szene von dem gegenüberliegenden Hause aus, wo er auf ein Nebengebäude gestiegen war, beobachtete, tödlich durch die Brust getroffen, so daß er auf der Stelle verschied. Im Verlauf dieser Vorgänge, welche fast bis zum Abend dauerten, wurde auch ein Kosak gefährlich durch einen Schuß verletzt. Mit Hilfe des gegen 7 Uhr abkommandierten Unterrichtsbataillons gelang es endlich die wütende Menschenmenge zu zerstreuen. Die ganze Gegend wurde in der Nacht von Soldaten und Kosaken bewacht, weil die Polizei in Kenntnis gesetzt worden war, daß eine bewaffnete Tumultuantenbande hier die Häuser überfallen wolle. Der Scharren und die Wohnung von Mariensfeld nebst allen Einrichtungen, Möbeln usw. wurde vollständig demoliert.

Am 28. Juli findet in der Nähe des „Phönix“ eine Massenversammlung von ca. 9000 Arbeitern statt, die sich jedoch zerstreuen, als Militär erscheint.

Am 29. Juli kommt es in der Nähe der Futermanufaktur zu einem Zusammenstoß zwischen Kosaken und Arbeitern, die einige gefangene Agitatoren befreien wollten. Auf Seiten der

Arbeiter werden mehrere durch Schüsse verwundet. — Bei der Beerdigung des erschossenen jungen Scheffler (vgl. o.) kommt es auf dem Kirchhof zu Exzessen. Es werden Proklamationen geworfen und revolutionäre Lieder angestimmt, bis endlich Kosaken eingriffen und die Tumultuanten auseinandertrieben.

Inzwischen griff die Streikbewegung auch während des August-Monats immer weiter um sich und zog nach und nach eine sehr große Anzahl Betriebe und Gewerbe in Mitleidenschaft. Von der Bewegung im Januar „unterschied sie sich dadurch, daß sie zwar langsamer um sich griff, aber dafür länger andauerte, weniger ernst auftrat, dafür aber einen chronischen Charakter anzunehmen drohte“ (Jahresbericht des Rig. Börsenkomitees, S. 12). Eine Reihe von Fabriken sieht sich genötigt den Betrieb auf unbestimmte Zeit ganz einzustellen, so z. B. die „Balt. Waggonfabrik“ (26. Juli), die Schiffswerft Lange u. Sohn (15. August) usw. usw. Fast täglich finden Versammlungen der Arbeiter statt zur Beratung ihrer Angelegenheiten. U. a. wird denen der Baltischen Waggonfabrik gestattet, sich in einer Anzahl von nicht mehr als 500 gleichzeitig zu versammeln unter Ausschluß politischer Reden. Das wird jedoch nicht immer eingehalten, so daß z. B. am 11. August eine Ansammlung von gegen 4000 Mann durch Kosaken zerstreut werden muß, da auch von Agitatoren, die unaufhörlich die Masse bearbeiten, Proklamationen unter sie verteilt werden. — Es streifen in dieser Zeit, bald länger, bald kürzer andauernd, auch viele Handwerker und Gewerker, so die Zunftmacher, die Gärtner der Stadtgartenverwaltung, die Fischhändler, die Arbeiter im städtischen Schlachthaus, die Maler, Fleischer, Maurer, Brotbäcker, die Schleppdampfer usw. Nicht immer geht es dabei ohne Gewalttätigkeiten ab. So wird das Fleisch in den Echarren mit Petroleum begossen (28. Juli, 2. Aug.), Leute, die Nahrungsmittel zur Stadt führen, überfallen und ihre Waren vernichtet oder geraubt, Brot auf dem Markt in den Straßenkot gestürzt (3. August) etc.

Tief in das Handelsleben einschneidend war der Streik der Hafen- (seit dem 19. Juli) und Güterbahnhofsarbeiter. Es sammelten sich im Hafen zahlreiche Schiffe an, die ihre Ladung nicht löschen oder einnehmen konnten. Am 21. Juli mußte die Annahme von Gütern auf den Stationen der Riga-Dressler Bahn sistiert werden. Ende Juli lagerten schon für 2 Millionen Rbl. zum Versand verpackte Butter und Eier, die nun dem Verderben ausgesetzt waren, so daß der Börsenkomitee sich genötigt sah am 26. Juli an den Kommunikationsminister zu telegraphieren und um einige hundert Soldaten zum Verladen zu bitten. Am 28. Juli erst erreichte

der Streik sein Ende, nachdem durch die Vermittlung der Firma Gerhard u. Hen zwischen der Bahnverwaltung und den Bahnarbeitern eine Einigung erzielt worden war, nach welcher die Arbeiter fortan 25 Rbl. (statt 21) monatlich oder 1 Rbl. (statt 70 Kop.) als Tagesarbeiter erhalten sollten.

Von Gewalttätigkeiten begleitet war auch der Streik der Angestellten der elektrischen Straßenbahn und die noch lange andauernden Nachwehen davon. Als die Zeitung „Baltische Post“ die „wirtschaftlichen“ Forderungen der Straßenbahner einer klaren Beleuchtung unterzog und ihren Zusammenhang mit politischen Umtrieben nachwies, wurde dem verantwortlichen Redakteur W. Sawitsky am 8. August ein „Todesurteil“ zugestellt, einige Tage darauf, am 11. August, ein mißglückter Ueberfall auf seine Strandwohnung versucht und am 12. August er selbst vor seiner Wohnung in der Stadt überfallen und beschossen. Am selben Tage explodieren mit großer Gewalt zwei Bomben, die an eiserne Träger der elektrischen Leitungsdrähte angelegt worden waren und sie beschädigten — eine beim Gebäude des Friedensrichterplenums, die andere beim Stadttheater. — Nachdem der Verkehr vom 3. August an gänzlich gestockt hatte, wurde mit neuangeworbenem Personal am 11. August der Betrieb auf der Alexanderstraße unter polizeilichem und militärischem Schutz — auf der Plattform jedes Wagens zwei Schutzleute und auf der Straße Kosaken- und Dragonerpatrouillen — wieder aufgenommen, zunächst bis zur Nikolaibrücke, dann am 14. August auf der ganzen Ringlinie, nachdem den Kondukteuren eine Lohne von 35 Rbl., den Maschinisten von 25 Rbl. monatlich nebst freier Wohnung und einigen Dienst erleichtungen bewilligt worden war. Am 16. August folgte dann die Aufnahme des Verkehrs auf der Suworow-, am 18. auf der Moskauer, am 20. auf der Marienstraße und endlich am 22. auch auf der Thorensberger Linie. — Die von entlassenen Angestellten und ihren Anhängern inszenierten Gewalttätigkeiten hören jedoch noch lange nicht auf. Am 14. August wird in der gr. Moskauer Straße auf einen Waggon der elektrischen Straßenbahn geschossen. Die Kugel durchschlägt eine Scheibe, trifft jedoch keinen Menschen. — Am 16. August müssen 103 entlassene Angestellte verhaftet werden, da sie sich weigern, ihre bisherigen Dienstwohnungen zu räumen; sie werden in ihre Heimat ausgewiesen. — Am 17. August wird in der Nevaler Str. eine an einem eisernen Leitungsträger befestigte Bombe noch rechtzeitig entdeckt. — Am 22. August erfolgt an der Ecke der Säulen- und Sprengstraße ein Bombenattentat auf einen Straßenbahnwagen. Der Passagier Friedrich Weide wird ge-

lötet. Der Revieraufseher Kochanowski und ein Schutzmann werden schwer verwundet. Ein Schüler erhält leichte Verletzungen. — Am 24. August explodiert bei der Fabrik „Aetna“ eine auf die Schienen der Straßenbahn gelegte Petarde und am 25. an der Ecke der Alexander- und Mühlenstr. in einem Straßenbahnwagen eine Höllemaschine, ohne indessen Schaden anzurichten. — Am 26. August wird auf einen Wagen beim Alexandriabuck eine Bombe geworfen, die auf dem Straßenpflaster explodiert und 3 Schutzleute verwundet, darunter einen tödlich. Zwei zufällig vorübergehende Arbeiter werden ebenfalls verwundet, einer von ihnen erliegt bald darauf seinen Verletzungen. Herbeieilendes Militär schießt auf das Publikum und verwundet 3 Privatpersonen, darunter eine schwer.

Auch im Laufe des Septembers hören die mit dem Straßenbahnerstreik in Zusammenhang stehenden Gewalttätigkeiten noch nicht auf. (Vgl. zum 5. Sept.)

15. August. Mitau. Durch Maueranschlag wird eine Verordnung des Generalgouverneurs bekannt gemacht, die unter Androhung von 3000 Rbl. Strafe oder 3 Monaten Arrest jegliche Volksansammlungen, das Velozipedfahren und Tragen von Waffen ohne polizeiliche Erlaubnis, Beschädigung der Telegraphen- und Telephonleitungen und gewaltsame Erzwingungen von Arbeitseinstellung verbietet. Es wird bekannt gemacht, daß man bei Straßenansammlungen sofort, ohne vorhergehende Warnung, schießen werde, ebenfalls auf die Velozipedisten, wenn sie auf die erste Aufforderung hin nicht anhalten. Es werden dejourierende „Dvorniki“ eingeführt. Die Pforten und Außentüren müssen um 9 Uhr abends geschlossen werden; die Hotels, Restaurants und Buffette um 8 Uhr. Personen, die sich Ueberfälle auf Amtspersonen schuldig gemacht haben, werden von einem Kriegs-Geldgericht abgeurteilt werden.
15. August. Mitau. Durch die fortwährenden Streife veranlaßt schließen auch die beiden Flachspinnereien „Westermann und Döring“ die Fabriken auf unbestimmte Zeit.
15. August. Riga. Brandstiftung auf dem Hofchen Monrepos bei Riga, der 7 Gebäude (Ställe, Kleeten usw.) zum Opfer fallen.
- 15.—18. August. Riga. Überfälle auf Kronsbranntweinbuden. Als sich die Arbeiter der Fabrik „Phönix“ aus der Fabrik zu Mittag begaben, überfielen sie, ungefähr 2000 Mann, eine Kronsbranntweinbude an der Petersburger Chaussee, zerschlugen die Branntwein- und Spiritusflaschen, warfen den Verkaufstisch um und schlugen die Scheiben sämtlicher Fenster ein, worauf sie sich weiter begaben. — An dem-

selben Tage, nachmittags, drangen etwa 150 Personen in die Kronsbranntweinhandlung in Schreienbusch, vernichteten die Getränkeflaschen und demolierten das Lokal. — Ferner wurden am 17. wie auch am 18. August 4—5 in den Vorstädten belegene Monopolbuden demoliert.

15. August. Kroppenhof (Livland). Die Monopolbude in Kroppenhof wird aufgebrochen und dort ca. 500 Rbl. Kronsgelder geraubt.
16. August. Riga. Brandstiftungsversuch auf der chemischen Fabrik von Pychlaw.
16. August. Libau. Generalstreik. Aus Opposition gegen die Mobilmachungsorder, die am 15. August nachmittags durch Maueranschlag in Libau bekannt gegeben wurde, wird am 16. im Laufe des Vormittags von der sozialdemokratischen Arbeiterpartei ein Generalstreik in Szene gesetzt, der sich in wenigen Stunden auf sämtliche Fabriken der Stadt und auf den Hafen ausdehnt. Die Arbeitseinstellung erfolgt ohne größere Ruhestörungen. Nur dem Fahrpersonal einiger Wagen der Straßenbahn gegenüber wurden Drohungen, die von Steinwürfen unterstützt wurden, angewandt, um die Einstellung des Straßenbahnverkehrs zu veranlassen. Der Abgang des Morgenzuges wurde durch einige unbekannte Personen verhindert, die den Maschinisten mit Revolvern bedrohten und ihm verboten, seinen Dienst zu verrichten. Der Zug konnte infolgedessen erst mit Verspätung unter Führung des Gehülfen des Depotchefs, der von zwei Matrosen begleitet wurde, abgelassen werden. Die andern fälligen Züge konnten nicht abgelassen werden, erst am 18. August verkehren die Passagierzüge wieder regelmäßig, während der Güterverkehr erst später wieder aufgenommen werden konnte. — Von der Eisenbahnwerkstätte aus werden am 16. August auf einen Kosakenoffizier einige Schüsse abgegeben, die jedoch fehlgehen. Ebenso wird auf den Polizeipräsidenten Malynin ein Revolvererschuss abgefeuert; er bleibt unverletzt.
16. August. Schuilen (Livland). Die Monopolbude wird von einer Bande von etwa 12 Mann um 220 Rbl. beraubt, worüber die Räuber namens des sozialdemokratischen Komitees eine Quittung ausstellen.
16. August. Rokenkau (Livl.). Durch Brandstiftung werden 9 Gebäude eingäschert, darunter der Viehstall mit 104 Stück Rindvieh und etwa 30 Pferden und Kälbern.
17. August. Riga. In allen größeren Fabriken werden die Arbeiten eingestellt. Die Arbeiter erklärten, daß sie ihre durch Mobilmachungsorder einberufenen Kameraden zu begleiten wünschten. Tags darauf wird die Arbeit wieder aufgenommen.

17. August. Riga. Die Telegraphen- und Telephonverbindung zwischen Riga und Mitau wird unterbrochen, da bei Dlat 40 bis 50 Leitungspfeiler abgefaßt sind.
17. August. Courmal (Estl.). Durch Brandstiftung wird ein großer Strohhof niedergebrannt.
17. August. Riga. Der beim Kaiserlichen Garten dejourierende Schutzmann wird von mehreren Menschen überfallen, die ihm seinen Säbel und Revolver entreißen.
— Fünf bewaffnete Leute rauben vormittags in der Waffenhandlung von Micklas mehrere Revolver und andere Waffen.
17. August. Kreis Friedrichstadt. Zwischen Militär und einer revolutionären Bande kommt es zu einem Gefecht, bei dem mehrere Leute aus letzterer erschossen werden.
18. August. Reval. Streik. Mittags tritt ein Teil der Arbeiter von der Fabrik „Volta“ in den Ausstand, bald schließen sich ihnen die Arbeiter der benachbarten Fabriken an, denen ein Besuch mit der Forderung der Arbeitseinstellung abgestattet wurde. In den Räumen der Aktiengesellschaft Franz Krull kommt es zu einigen Ausschreitungen. Es werden Fenster eingeschlagen usw. Als aber Infanterie anrückt, zerstreut sich die Menge, doch werden 9 Nädelsführer verhaftet, bei denen Steine und Waffen vorgefunden werden. Einige Herren im Zylinder entkommen über den Zaun.
— Arbeiter, die sich im Hofe der Fabrik Nottermann ansammeln, müssen durch Kosaken vertrieben werden.
18. August. Kokenhusen. Der Zug, welcher die zum aktiven Dienst einberufenen Reservisten von den Stationen Stockmannshof usw. nach Riga zu bringen hatte, sollte in Kokenhusen eine Partie Reservisten aufnehmen. Diesen aber gefielen die für Militärtransporte eingerichteten Güterwaggons nicht; sie verlangten Passagierwaggons 3. Klasse und weigerten sich nicht allein diese Waggons zu besteigen, sondern zwangen auch die bereits im Zuge befindlichen Stockmannshöfer Reservisten, die Waggons zu verlassen und in Kokenhusen auf bessere Transport Gelegenheit zu warten. Da weder Breden noch Witten halfen, so war die Eisenbahnadministration genötigt, den aus leeren Wagen bestehenden Zug nach Riga abzufertigen.
18. August. Karlsberg (Ksp. Wallst, Livl.). In der Nacht wird dem Wirt des Jüdu-Gesinde sämtliches Vieh, 7 Haupt, im Stall durch Messerstiche abgeschlachtet.
18. August. Rodenpois (Livl.). Eine Scheune mit fast der gesamten Kleeernte des Gutes wird durch Brandstiftung eingeeäschert.
18. August. Ringmündshof (Livl.). Ein großer Volkshaufe erzwingt gewalttätig den Eingang in die Kronsmopolbude;

Livländische Pasquille und Spottverse und ihre Verfasser.

Vortrag, gehalten in der Estländischen literarischen Gesellschaft*

von

Theodor von Riekhoff †.

Einleitung.

Unter den folgenschweren Ereignissen, die Schlag auf Schlag der livländischen Selbständigkeit den Untergang bereiteten und eine Neugestaltung des alten Ordensstaates schufen, bei der Zerrissenheit des Landes und den Kämpfen, die um Altlivland entbrannt und in die alle durch das Schicksal tief hineingerissen waren, im Gewirr der Gegensätze, die das innere Leben zerrütteten und so viele in Schuld und Fehle verstrickten, im schweren Kampf ums Dasein, in Hunger und Not konnte die Dichtung keine bedeutenden Blüten zeitigen. Während in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zahlreiche Belege für das Aufblühen des Kirchenliedes, der lateinischen Humanistenpoesie, des Dramas, für das Vorkommen des Volksliedes vorliegen, tritt uns in den entsetzlichen Jahren der Russen- und Polenkämpfe ein Niedergang der Dichtung entgegen. Blühte doch die Poesie in Livland immer nur dann, wenn sie, wie der Riese Antäus aus der Berührung mit dem Mutterboden neue Kraft schöpfen konnte und wenn befruchtende Ströme von

*) Der Vortrag ist am 18. März 1904 in der Estländischen literarischen Gesellschaft vom Oberlehrer Theodor von Riekhoff († 18. März 1906) gehalten worden. In bedeutend erweiterter Form hat der Verfasser ihn in beifolgendem Manuskript verarbeitet. Im Lauf des Jahres 1905 hatte er sich viel mit dem Entziffern und Durchsehen alter Hevaler Handschriften aus dem 16. Jahrhundert beschäftigt, und es fesselte ihn besonders alles, was über das im Vortrag erwähnte „Pasquill auf die Wittwe Hersefeld“ Beziehung haben konnte. Die Resultate der Forschung sind mit dem Pasquill veröffentlicht worden im „Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung“ (Jahrg. 1905, XXXI, S. 44 ff.) und geben genaue Auskunft über den betreffenden Prozeß, der dem Verfasser im Herbst 1904 noch unbekannt war.

B. v. Riekhoff, geb. Krüger.

Deutschland aus den Boden tränkten, da unsrem Lande, dieser „Heimat der Fremden“, wie Fabricius es nennt, die nationale Einheit, die im Volstum wurzelt, fehlt. — Nun war der Zusammenhang mit dem deutschen Reiche, das, während sein Kaisertum verfiel, an die Spitze eines andern desto größeren Reiches, eines Weltreiches im Gebiete des Geistes, getreten war, zerrissen. Obgleich immer wieder, am längsten von der Stadt Riga, die Reichszugehörigkeit aufrecht zu erhalten versucht wurde, strömten fremdsprachige Fremdlinge ins Land, und erst im 17. Jahrhundert, als die geistigen Fäden sich aufs neue knüpften und das Kulturleben des germanischen Westens seinen Einfluß mächtiger ausübte, regte sich wieder die dichterische Produktion in verstärktem Maße. Dazu kommt, daß durch die furchtbaren Zeitläufe nur wenig erhalten hat; allein einem glücklichen Zufall ist es zu danken, wenn in den Archiven, aus denen der Forscher die vergilbten Papiere ans Tageslicht zieht, einiges vor der Vernichtung bewahrt worden ist, und wenn ich ein Bild der literaturhistorischen Verhältnisse dieser Zeit zu geben versuche, bin ich mir bei der Schwierigkeit, das Material zu vervollständigen, wohl bewußt, welche Kluft Streben und Erreichen, Gedanken und Vollbringen trennt.

* * *

Im feindlichen Streite der Menschheit sind es nicht nur die Waffen von Eisen, mit denen im blutigen körperlichen Ringen die Kämpfer sich niederzuwerfen suchen, auch mit den zu scharfem Hiebe geschwungenen Waffen des Geistes greift der Dichter und Schriftsteller in den Kampf ein. Da gilt es mit der Wucht des Wortes, dem bittern Spott und Hohn, der beißenden Satire die Gegner zu schrecken und abzuwehren, die Gesinnungsgenossen und Mitkämpfer zu warnen und zu festigen. Dem Dichter, besonders wenn er auf einer höheren Warte, als der Zinne der Partei, steht, kann das Recht nicht verkümmert werden, herauszusagen, was die Gemüter der Zeitgenossen in ihren Tiefen bewegt, und zu streiten gegen alles, was die teuersten Güter seiner Heimat bedroht. Wenn aber der Dichter seinem Stoffe gegenüber nicht frei dasteht, wenn die Tendenz überwiegt und dem schlichten Sinn für das Wahre, diesem höchsten Gute der Menschennatur, widerspricht, da spiegelt die Dichtung auch nur verzerrte Gestalten, wie sie seine politische Meinung allein bildet, wieder, denn nicht lauter ist die Quelle, in die er, oft feige hinter dem Bollwerk der Anonymität verborgen, seine giftigen Pfeile taucht. Mit wahrer Poesie haben diese Pamphlete und Spottgedichte nichts zu schaffen und ihnen gilt mit Recht der Ausruf: „Ein garstig Lied! Psui! Ein politisch Lied! Ein leidig Lied!“ So alt aber und in der menschlichen

Natur begründet wie das Gefühl der Liebe ist auch das des Hasses. Daher blühte dieser Zweig der Poesie schon in den frühesten Zeiten deutscher Dichtung, so daß W. Wackernagel skald, den altnordischen Namen für Dichter, von demselben Namen wie schelten, d. h. Schmähgedichte verfassen, ableitet. Und wie uns aus der ältesten Zeit von scherzhaften, im Wettgesang gesungenen Schmähreden (inde viator — hinc navita — probra canunt sevis agricolis) berichtet wird, so geht das „rügen“ und „schelten“ durchs Mittelalter hindurch, erst von den verachteten Spielleuten, dann von den fahrenden Sängern überhaupt ausgeübt, ja auch die höfischen Enriker dichteten in Nachahmung der provenzalischen Sirventes hauptsächlich die Unmilde tadelnde Rügelieder. Besonders reich an polemischen Schmähgedichten ist das Zeitalter der Reformation, in dem sich in einer unabsehbaren Fülle, bald verteidigend, noch öfter angreifend, die religiös-politischen Gelegenheitsgedichte drängen. Bedeutende Ereignisse in der Geschichte der Völker, die das Interesse aller erregen und die breiten Schichten des Volkes in Mitleidenschaft ziehen, haben stets, sei es daß sie einen Niedergang, sei es einen Aufschwung bezeichnen, die dichterische Produktion angeregt, und besonders in den Zeiten, da die Parteien einander schroff gegenüberstehen, blüht das politische Spottgedicht. — Wo konnte da der Boden günstiger sein, als in Altlivland, diesem Lande zahlloser Gegensätze und Parteinungen?! In unsrer Heimath ist dann auch das „smeheliedth“ in größerer Menge als jede andere Dichtungsart vertreten gewesen und es scheint oft und mit Erfolg das politische Leben begleitet und beeinflusst zu haben. Als Plettenberg auf dem am 22. Juli 1509 in Wenden zusammengetretenen Städtetage wegen des Friedens mit den Russen interpelliert wurde, antwortete er unter anderem, er wisse wohl, daß man ihn mit Wort- und Spottliedern antaste, weil er den Verband mit Litauen aufgegeben habe; und als er 1522 die Ritterschaft von Harrien und Bierland und die Stadt Reval, die den Lehnseid nicht leisten wollten, ehe sie mit genügenden Entlassungsbriefen vom Hochmeister versehen seien, in Wenden versammelt, da bitten sie um Zeit und Stunde, um sich von ihrem vorigen Herren zu scheiden, damit sie und ihre Nachkommen Glimpf und gutes Gerücht für künftige Zeiten behalten und unbefungen bleiben.

Nicht ohne Einfluß sind so die satirischen Dichtungen gewesen und aus dieser wesentlichen Einwirkung erklärt es sich auch, daß sich so viele Spuren von Spottversen in den Chroniken und Aufzeichnungen der Zeit finden. Aber auch verhältnismäßig viele Spottlieder sind uns im Vergleich zu den andern Dichtungsgattungen erhalten, und hierfür liegt die Erklärung in der Stellungnahme der Zeitgenossen (zu den Pasquillen), einer Stellungnahme, die allerdings von jeher herrschend gewesen zu sein scheint. Gegen

die Pasquillanten wurde nämlich gerichtlich vorgegangen und diese mit der Strafe belegt, zu der der Verleumdete verurtheilt worden wäre, wenn die ausgesprochene Anschuldigung sich hätte erweisen lassen. An erster Stelle haben die Rügischen Burspraken vom 15. Jahrhundert an das Gebot, daß ein „Jeglicher einen höflichen Mund habe auf Herren und Fürsten, auf Frauen und Jungfrauen, auf Räte und Städte, und nichts spreche, was er nicht mit seinem Leibe oder Gute nach unserm Rechte entgelte.“ Um diesen Rechtsschutz zu genießen, führten, als man in Riga im März 1524 mit dem Niederreißen von Altären und der Beunruhigung der Klostersassen begann, die Vasallen aus Kurland und Livland beim Meister Klage, daß ihre Kinder, Schwestern und Verwandten, die ehrbaren Jungfrauen im Dominikanerinnen-Kloster von einem ehemaligen Bruder Schepinck und anderen über alle Maßen und Billigkeit mit den allerchändlichsten und unehrlichsten Liedern besungen würden. Noch charakteristischer ist folgender, sich an ein Pasquill anlehrender Streit, der zu langen Verhandlungen führte, über die wir durch Urkunden und Aufzeichnungen genauer unterrichtet sind. Am 1. Februar 1559 belagerten die Moskowiter die Stadt Riga, die sich mit „vleißiger wacht, auffrüstung vnnnd fegewehr als ehrtliebende Christliche leutte“ hielten. Trotzdem war ihnen doch „ein erdichtetz, schendtliches, auf sie vnnnd die Ihren lautendes schmeliedt nachgemacht vnnnd von Ulrichen Behrr, Probst zu Churlandt Ihren borgern mit Namen Hauß herberß vngeserlich Dinstags nach Vocem Jucunditatis (2. Mai) Anno 59 zu Rosse Im beysein etlicher leutte mit sonderlicher freude geschencket vnnnd solches gemelten Rat vnd gemeinheit zur verehrung“ zugesandt worden; ja, wie der Rigasche Ratssekretär Joh. Schmiedt in seinen Aufzeichnungen berichtet, hatte Ulrich Behr es sich „zu eglischen mahlen in seinen bierzechen cum applausu vorsingen“ lassen und es Hans Harbers voller Hohn als Geschenk „zum neuwen jahre“ für den Rat und die Bürgerschaft übergeben. Ueber den Inhalt erfahren wir, daß in dem Pasquill der Stadt der Vorwurf der Verrätherie gemacht wurde, G. Kettler habe „zur selben zeit der belagerung die verhinderung gethan, das sie (die Rügischen bösewichte) die Stadt Riga In des veinds handt nicht ergeben“, dadurch daß er „von ihnen die Schluffel von den pforten genommen vnnnd empfangen haben“ sollte. Als im Juli des Jahres die Rigaschen Gesandten beim Ordensmeister waren, brachten sie unter anderem auch die Klage gegen den Hasenpothischen Dompropst H. Behr vor, nachdem die Stadt zuerst vergeblich sich an ihn selbst gewandt hatte mit dem Verlangen, er solle angeben, „ab er soliche schmeheschriefft selbst gedichtet oder aus seinem bevelich dichten lassen oder wie er dabei fohmen. Dan ihn vnnnd ihrer burger schafft vom hochsten biß zum geringsten solichs geschehen zu lassen feins wegs wolte geburen.“

U. Behr antwortete darauf „ganz stuzigt“: „er wehre noch lang ihr liederdichter biß anhero nicht gewesen, habe auch das liedt, des sie in ihrem unnutzen schreiben gedanken, nicht gemacht oder machen lassen. Das er aber solichs mit großem frolockenn ihrem mitburger weiter vereheret haben sollte, ginge es ihme dermaßen, das er gleichwol ihrenthalben nicht weinen konte oder wolte, und hette es also gehen lassen, wie es an ihme kohmen. Wer aber das liedt gedichtet, wehre ihme vorborgen. Dieweils aber einem rathe daran gelegen, muchten sie darnach forschen.“ Dabei konnte der Rat und die Bürgerschaft Riga es nicht bewenden lassen und daher wandten sie sich an den Erzbischof B. von Brandenburg, dem gegenüber sich U. Behr damit entschuldigt, das ihm der Verfasser des Liedes unbekannt sei und er auch nicht wisse, von wem er es bekommen, denn es sei, „wie er sich uff Kope zu seinen hoffleuthen begeben, solich liedt alda unter dem adel sowoll andern laudtbar und in geschrei gewesen, welichs sie ihme zu lesen gebracht.“ „Dan solich lieth vor seiner ankunfft zu Kope wol acht tage solte gewesen sein.“ Da der Erzbischof hieraus schloß, daß U. Behr nicht der Dichter des Pasquills sein könne, so riet er dem Rat, den Autor, gegen den er dann, wie gebürlich, vorgehen werde, zu erforschen, beiden Parteien schrieb er aber vor, sich des Schmähens zu enthalten. Aber hieran ließ sich der Rat „samt der burgerschaft nicht ersettigen“, sondern es wurden die Akten des Streites in Kopien dem Ordensmeister zugesandt. Da die Befürchtung nahe lag, daß es bei der erbitterten Stimmung der Städter zu einem Angriff auf die Person des Dompropstes, der das Gebiet des Erzstifts oft zu bereisen hatte, kommen könne, erlaubte derselbe sich Repressalien, indem er etliche Rigasche Bürger in Hasenpoth, wohin sie zum St. Johannis-Markt gekommen waren, zurückhielt, da ihm, wie er ihnen durch seinen Sekretär mittheilen ließ, von der Stadt Riga „entsags brieffe“ zugesandt worden und das Betreten des Stadtgebiets verboten sei. — Nun klagte die Stadt wiederum beim Erzbischof und Ordensmeister und es scheint sich die Angelegenheit — wenigstens verspricht Kettler der Stadt in Gemeinschaft mit dem Erzbischof noch am 11. September 1560 Maßregeln gegen den Landfriedensbruch durch den kurländischen Propst zu ergreifen — noch lange hingezogen zu haben, um schließlich in den Sand zu verlaufen; die Stadt Riga mußte sich mit der Ehrenerklärung, die ihr G. Kettler im Herbst 1559 ausstellte, genügen lassen. — Wir sehen, welch einen Staub das Schmähgedicht Ulrich Behrs aufwirbelte und welches Wesen aus demselben gemacht wurde.

Um weiteren Schutz gegen Spottgedichte zu gewähren, war ihre Verbreitung verboten. Dem neuen in Eid genommenen städtischen Buchdrucker Nicolaus Molln z. B. wurde vom Rat zu Riga

streng angesagt, er solle „alle verfälschung, Kekerer, Pasquillen und wie solche exorbitantien nahmen haben mögen, für sich vnd andern fleißigst verhüten.“ — Daß die Verfasser wegen ihrer Schmähungen zur Rechenschaft gezogen worden sind, das ist der Grund, daß in den Archiven, in Protokollen, oder denselben beigefügt, Spottlieder aufbewahrt und wir in der Lage sind, einen Einblick in diese Richtung livländischer Dichtung zu gewinnen.

Doch verfolgen wir, bevor wir auf das uns noch Erhaltene eingehen, zuerst die Spuren dessen, was an Spottgedichten verloren gegangen, aber vorhanden gewesen ist, sei es daß auf sie Andeutungen hinweisen oder daß von ihnen allerdings nur kleine Bruchstücke vorliegen. Manche von ihnen mögen in den Archiven noch der Entdeckung harren. Hierher gehören die schon oben erwähnten Spottlieder auf W. von Plettenberg und auf die Insassen des Dominikanerinnen-Klosters zu Riga, welchen letzteren wohl die auf die Riga'schen Frauen und Jungfrauen gedichteten inhaltlich, natürlich abgesehen vom religiösen Hohn, ähnlich gewesen sein mögen, deren eine Urkunde vom 11. Juli 1559 und die Schmiedtschen Aufzeichnungen gedenken. — Als sich nämlich der Rat an den Ordensmeister und Erzbischof in der Behr'schen Verleumdungssache wandte, bat er zugleich ein Mandat an die Aemter und Gebiete Kurlands ausgehen zu lassen, weil fast täglich „ungedultliche schmehe- lieder daselbst allenthalben gesprengt, mehr gedichtet und auff frauen und jundfrauen gesungen“ würden. Ferner müssen wir hierher die von Rüssow in seiner Chronik angeführten Worte rechnen, die „etliche Verständige“ sich segnend gesprochen haben: „Gott sollte sie behüten vor dem Zellinschen Sprung, vor dem Wittensteinischen Trunk und vor dem Wesenbergischen Vortanz.“ Mit Recht betont Ed. Pabst, daß sie noch in dieser prosaischen Form die Spur des Reimes an sich tragen, und er führt an, daß er sie hin und wieder in gereimter und vollständiger Gestalt habe zitiern hören. — Erhalten haben sich aus einem Spottliede der Harrisch-Wierischen Edelleute im Ratsprotokoll vom Jahre 1516 nur die zwei Verse:

Wir wollen die borgeres op de koppe stan,

Dat blot schall op der straten stan,

deren auch Balth. Rüssow in seiner Chronik gedenkt, indem er auf die Beziehungen des Adels zu den Revaler Bürgern zu sprechen kommt. Bei dem von Hermann von Brüggeneu 1543 versuchten Ausgleich der Streitigkeiten führt Rat und Gemeinde der Stadt Reval an, „daß die vom Adel und ihre Verwandten nicht allein im letzten Auslaufe, sondern auch vorhin oftmals großen Spott den Revelschen bewiesen hätten. Sie hätten vor etlichen Jahren bereits gehört, daß etliche von des Adels Verwandten auf der Stadt Gilbenstube unter anderen Gesängen, die sie freventlich zur

Verachtung der Stadt gesungen, auch diese Worte von sich öffentlich haben hören lassen.“ Es folgt nun das Zitat obiger Verse, die augenscheinlich einem vom Adel oft gesungenen beliebten Spottliede auf Nevals Bürger angehört haben müssen, denn 27 Jahre liegen zwischen der Eintragung ins Protokoll und der Erwähnung bei der Gegenklage der Stadt, worauf Russows Worte „vor etlichen Jahren“ wohl kaum passen dürften. Im andern Falle hätte Daß und Empfindlichkeit die Spottverse treu im Herzen bewahrt und die Erinnerung an sie nicht erlöschen lassen. — Verloren ist ferner gegangen ein Gedicht Christian Schrapfers, der bekannt ist als Ratgeber des von Zar Iwans Gnaden einäugigen liroländischen Schattenkönigs Herzogs Magnus, in dessen Lebensschicksalen der „wohlbeschwagte Mann“ eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat. Daß es sich hierbei um ein politisches Pamphlet handelt, wird mehr als wahrscheinlich durch die Gegenantwort, die uns im Nevaler Archiv vollständig erhalten und von Th. Schiemann in den Mittheilungen, allerdings fälschlich als zwei Bruchstücke, veröffentlicht worden ist. Denn wie diese vom antimoskowitzischen Standpunkte aus ihre Angriffe gegen die Person Ch. Schrapfers richtet, greift dieser die Politik Nevals an und sucht für den Anschluß an Rußland Stimmung zu machen. Ein Märker von Geburt, wie Fabricius berichtet, war er schon, als Herzog Magnus zum erstenmal auf Desel landete, mit ihm als Hofprediger nach Liroland gekommen und gehörte zu dessen vertrautesten Ratgebern, ja ihm schreiben die Zeitgenossen, die ihn als einen gefährlichen Intriganten in den schwärzesten Farben schildern, es zu, daß Herzog Magnus mit Moskau anknüpfte und auf die ihn ins Verderben führende Bahn geleitet wurde. Nur zu bald mußte dieser erkennen, daß, wie Salomon Henning sagt:

großer Titel und geringes Gut
Gar kleine Freude bringen thut.

Gleich der erste Versuch, zu der ihm vom Zaren Iwan verliehenen Königswürde auch das Reich zu erobern, scheiterte kläglich; vergeblich belagerte er vom 21. August 1570 bis zum 16. März 1571 mit einem aus Russen, Tataren und deutschen Hofsleuten und Knechten bunt zusammengewürfelten Heere Neval, das sich aufs tapferste wehrte und dessen Verteidiger, wie Rüssow erzählt, zu den Schärmügeln „wie zum Tanze gelaufen sind“. In diese Zeit fällt die Dichtung Chr. Schrapfers. — Da die Umlagerung und Beschießung der Stadt keine Erfolge aufwies, so griff man zur List, und von den verräterischen Ueberläufern Joh. Tappe und Clert Kruse und dem Hofprediger Ch. Schrapfer war der Plan ausgedacht. Was Gewalt nicht erlangen konnte, sollte durch Ueberredung und lügenhafte Vorspiegelungen erreicht werden. — Wie Herzog Magnus durch die briefliche Zusicherung der weit-

gehendsten Privilegien, so versuchten Taube, Kruse und Henrik Boußmann durch die lügnerische Angabe, Schweden hätte Reval Iwan dem Schrecklichen abgetreten, es solle nicht den Zorn desselben durch Widerstand erregen, die Stadt zur Uebergabe zu veranlassen. Um den Eindruck dieser „Practiken“ zu verstärken, bestieg der Hofprediger den Pegasus und suchte in poetischer Form den Revalensern die Person des Großfürsten schmackhaft zu machen, denn daß es sich um ein gereimtes Poem handelt, machen die Worte des Gegenpasquills klar:

Damit Ihr aber nicht möget gedenken,
 Alße thette Ich mich Auch vonn der Wahrheitt Denken,
 Undt griffe denn Wahrmacher zu scharpff an,
 So will Ich euch Alle gebetten han,
 Ihr wollet vnbeschweret Seinn,
 Zu lesen des hannß lugenerß Reim, usw.

In der beliebten Form des Dialogs läßt der Dichter sich Rung Nielsen, einen schwedischen Landsknecht, mit Hans Wahrmacher, einem Kriegermann vom „russischen haufenn“, unterhalten, und wie bei diesen sich der dramatischen Darstellung anlehnennden Gesprächen üblich, ist eine der Gestalten der Verfasser selbst. Wie in dem „Christlich Gespräch von der grausamen Zerstörung in Livland durch den Muscoviter“ Timann Brakel uns im Christianus, im Pasquill auf die Wiederkunft Joh. Taubes und Elert Kruses der Dichter uns im Pasquillus entgegentritt, so ist Hans Wahrmacher der für den Anschluß an Iwan den Schrecklichen wirkende Christian Schrapfer:

Ihr mochtet mich aber fragen Alhie,
 Wehr dieser Hannß Wahrmacher Sey,
 Daß will ich euch Sagenn Alzusamdt,
 Eß ist ein man vonn hohem verstandt,
 Es Bleibet alhier verschwiegen sein Nahm,
 Mich denket er sey vom Priesterlichen Stam,
 Seinn Ampt ehr aber verlassen hatt
 Darzu In Gott Berufenn thatt,
 Hatt an sich genummen Ein Anderen Ordten,
 Ist ins Teuffelß Nahmen Ein Kriegermann worden,
 Ja nicht ein schlechter Kriegerman Allein,
 Sondern der fürnehmsten Kriegs Rath ein.
 O Pfaff werestu Bei deinem Standt geblieben
 Und Also diesen handell nicht getrieben, usw.

Soweit sich der Inhalt aus dem Gegenpasquill rekonstruieren läßt, berichtet H. Wahrmacher in stark gefärbter Darstellung

denn grundt vonn Allenn dießen geschichten
 Wie Sichs von Anfangt hatt zugetragen,
 Mich geduncket eß wehre wohl halb Erlögen,

d. h. beschönigt Herzog Magnus' Anschluß an Rußland als eine patriotische, dem Heile Livlands dienende Tat. Dann wird der Zar Iwan gepriesen, den er

ganz unverschämpt
Einen Christlichen Potentaten thut Nennen.
Ich meine aber, man sollt Ihn kennen,

und die Macht des Reussen mit seinem pfliz undt bogen, mit seinem shewel, der ist krumb, wird hervorgehoben, mit der augenscheinlichen Tendenz, daß nicht Polen oder Schweden, sondern nur der mächtige Moskowiter dem Lande Sicherheit, Ruhe und Frieden zu geben imstande sei. — Wenn auch viele Livländer ins Garn des Herzogs Magnus und seines Hofpredigers gegangen waren und an sich die Wahrheit der Worte des Chronisten Salomon Henning erfuhren:

Der Vogeler, wenn er lieblich singet,
Umbs Leben manchen Vogel bringet,

die Stadt Reval blieb standhaft und an ihrem tapferen Widerstand brach sich der heranwogende Ansturm ostasiatischer Barbarei, die die protestantisch-deutsche Kultur Mtlivlands vollständig vernichtet hätte. — Die ferneren Lebensschicksale Chr. Schrapfers sind bekannt. Eng verstrickt in die politischen Wirren, die die Königszeit Herzogs Magnus kennzeichnen, theilte er, ihm als Ratgeber zur Seite stehend, die wechselnden Schicksale desselben. Auch als im furchtbaren Jahre 1577, in dem der Russeneinfall unsägliches Elend über Livland brachte, Wenden zerstört und das Land weithin verwüstet und entvölkert wurde, Herzog Magnus seinen Königstraum mit schmählicher Behandlung blühte und vom Zaren Iwan als Gefangener auf seinen Raubzug mitgeschleppt wurde, blieb er ihm mit seinem Rat zur Seite. Wenn Fabricius und Russow berichten, daß Chr. Schrapfer damals seinen Herrn verlassen habe, so ist die Tatsache richtig; er hatte vor den Wendenschen Unglückstagen sich von ihm getrennt und sich nach Kurland begeben, augenscheinlich aber, um hier G. Kettlers Vermittlung anzurufen und nach der Lösung von Rußland, die schon lange geplant war, einen Anschluß an das allein noch Schutz bietende Polenreich zu bewirken, von dem vielleicht auch eine Anerkennung des Livländischen Königthums zu erhoffen war. — König Magnus glückte die Flucht nach Bilten, und nach wie vor, wenn auch jetzt in ganz andrer Richtung, sehen wir seinen Hofprediger und Superintendenten in seinem Dienste tätig. Ein Brief des Herzogs vom 22. August 1579 z. B. enthält das Begehren, eine Kopie des Schreibens der königl. Majestät zu Dänemark an die Chur- und andern Fürsten Christian Schrapfer zu überantworten. — Erst der Tod löste die Verbindung mit dem einstigen Könige von Livland (1583). Im Jahre 1585 tritt uns dann Chr. Schrapfer als Prediger in Rarkus entgegen, wo er von Jürgen Jarensbach in dieses Amt eingesetzt war; bald aber, bereits 1587, siedelte er als Pastor und Syndikus nach Dorpat über, wo nach Fr. Amelung auch die Schule der Johannis-

kirche unter seiner Leitung stand. Fabricius erzählt, er habe den Herzog Karl von Südermanland bei seinem feierlichen Einzuge in die Stadt mit dem Lobgesang des greisen Simon: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren“ begrüßt, der Herzog aber, als er erfahrene, daß es Christian, der einstige Verräter des Herzogs Magnus sei, habe ihn voller Verachtung garnicht vor sich gelassen. In Folge dessen sei er erkrankt und nach ungefähr einer Woche gestorben, im Jahre 1600.

Weitere Spuren völlig verloren gegangener Spottgedichte weist ferner das Pasquill auf den deutschen Orden von Joh. Taube auf. Obgleich er selbst Verfasser eines solchen ist und in den vorhergehenden Versen dem Orden zuruft:

Du Esell vnnnd du Knebels Joch,
 Bihe zusor auß deinem auge doch
 Denn balden, den du tragest darein,
 Darnach zeuch mir herr auß das Splitterlein,

führt er mit sittlicher Entrüstung an, daß die Ordensherren auf den Adel hätten Spottlieder machen lassen:

Vnnnd alles, was sie thattenn vergiften,
 Der Adel hadtt es auffaufen mühen,
 Vnnnd liekenn dennoch schandtklieder machen,
 Das gefill inn woll vnnnd thatten lachen.

Aus dem Zusammenhang ergibt es sich, daß die Ordensherren den alten einheimischen Adel, die Landsassen, mit höhnischem Spott beschuldigten, daß sie voller Eigennutz zum Kriege gegen die Moskowiter nicht hätten beisteuern wollen und daß sie sich entweder dem Kriegsdienste entzogen oder feige die Häuser verlaufen hätten und vor dem Feinde geflohen seien, — Anschuldigungen, die uns auch bei Rußow entgegenstehen. Sollten es da nicht die Vlieder sein, deren Mennner in seinen Risl. Historien gedenkt, indem er, ihre Bekanntschaft voraussetzend, leider nur die Anfangszeilen anführt:

De adel kumpt van dogeden her,
 Dat toget uns an der Romer chr
 und: De Rislendischen eddelluide togen uth,
 Se hedden wedder loth oft fruth.

Aus dem Ende des Jahrhunderts liegt dann noch eine allerdings etwas zweifelhafte Erwähnung eines Pasquills vor. Damals, als der Geist des Unfriedens und des Parteiliches nach Aufhebung des Severinschen Vertrages in Riga trotz des Ausgleichs mächtig geblieben war, kam es gerade unter den angesehensten Kreisen der Stadt, den Ratsgliedern, zu den ärgerlichsten Auftritten, und der sich an eine öffentliche Schlägerei anknüpfende Prozeß gegen den Syndikus und Wendenschen Landgerichtsnotar David Hilchen ist durch seine zügellose Brutalität ein Schandfleck in der Geschichte Alt-Rigas. Unter den Anklagepunkten, auf die hin Hilchen, der einige Jahre vorher wegen seiner für die Stadt segensreichen

Wirksamkeit eine Ehrung durch den Rat erfahren hatte, schuldig gesprochen wurde, heißt es unter andrem, er habe 15 Artikel der Privilegien und Freiheiten der Stadt in einem Pasquill gefährlich gedeutet. Ob dasselbe in Reimen abgefaßt war, ja ob es überhaupt existiert hat, ist ungewiß, da bei diesem Justizmorde persönliche Rachsucht und niedriger Eigennutz das Recht beugten und auch vor verleumderischen Anklagen nicht zurückschreckten, ebenso ungewiß, wie die Entscheidung der Frage, ob die Bezeichnung, mit der der Lizentiat Thomas Horner belegt wurde, men doeth ehme nämlich den lyfflendisschen apen nennen, einem Schmählied entnommen ist.

Von dem oben erwähnten Spottgedicht, das Ulrich Behr sich zum Hohne der Stadt Riga hatte vorsingen lassen, hat sich in den Schmidtschen Aufzeichnungen ein etwas umfangreicheres Bruchstück, und zwar die erste Strophe erhalten:

Die burger in den steten
Thuen viel von den edelleuten reden;
Dat se dem adel thowegen,
Doen se in erem husen swegen.
Gette der edle furst Kettler nicht getan,
Sie hetten den Reussen in die stadt gelan.
Soldt schelmstücke achten sie vor nichte,
Die Rigischen bossenwichte.

Es ist sehr zu bedauern, daß wir das Lied nicht vollständig haben, denn es ist das älteste Gedicht Livlands, über das wir eine literaturhistorische Besprechung besitzen. Der Rigasche Stadtschreiber Johann Schmidt, der, humanistisch gebildet, dem klassischen Altertum seine Geistesrichtung dankt und wohl auch mit den Regeln des Meistergesanges bekannt war, unterzieht das Pasquill seinem Inhalt und der Form nach einer scharfen, infolge seiner Erbitterung wohl nicht ganz objektiven Kritik. Nachdem er sich gegen den lügenhaften, ganz unbescheidenen Inhalt, der weder gehauen noch gestochen sei, noch Saft oder Kraft habe, gewandt hat, hebt er den inneren Widerspruch hervor, der zwischen den schweren Anschuldigungen des Verrats und dem Schluß des Liedes vorliege; denn da es gegen Schluß dem Gedanken Ausdruck verleihe, daß die Rigischen sich hüten, daß die vorausgehenden Beschuldigungen wahr würden, so schließe es wider sich selbst und schlage sich mit eigenen Worten — sequitur, so ist es tuppelt gelogen. Was die metrische Form anbetrifft, so „lumpet“ das Geseze, d. i. der bei den Meisterfängern gebräuchliche Ausdruck für den Strophenbau, auf ungleichen metrischen Füßen daher, wie die Bauern oder Kinder, ja es springe ordentlich und falle und strauchle daher. — Ob Ulrich Behr der Verfasser des Pasquills gewesen oder nicht, läßt sich nach dem vorliegenden Material nicht entscheiden. In Riga war man allgemein von seiner Autorschaft überzeugt, und die uns erhaltene Urkunde, in der G. Kettler der Stadt eine Ehrenerklärung aus-

stellt, trägt in dorso den Vermerk: Herren Meister kundtschafft wegen Ulrich Verens Smehe Liedth. — Unmöglich ist es nicht! Der Dompropst Ulrich Behr war ein streitbarer Mann, der nicht nur persönlich an der Spitze seiner Reitterschar gegen die Russen kämpfte, sondern er hatte auch viele Privathändel. In Braunschweig, wohin er 1562 nach Ueberlassung seiner Güter an seinen Bruder Johann übergesiedelt war, bildete sich nach seinem Tode die Sage, daß er zur Abbüßung seiner unruhigen Händel in der Gestalt eines Hundes zwischen Stellichte, wo er begraben liegt, und Hauslingen laufe, um nach den Gerechtsamen der Güter zu sehen, und sie läßt ihn durch ein Geheul den Tod eines Familiengliedes anzeigen.

Doch gehen wir noch weiteren Spuren der Pasquille nach. Ob die bei Hiärn überlieferten Reime auf die Beschäftigung der Ordensherren:

Kleider aus, Kleider an,
Essen, trinken, schlafen gahn
Ist die Arbeit, so die Teutschen Herren han,

und die von Fabricius angeführten Verse:

Herr Bischoff Hermann Bey
Gab sein Bisctum um ein Ey.
Herr Zodocus von der Kette
Warf das Bisctum ganz in Drecke —

einem umfangreicheren Spottgedicht angehören oder nur als kurze Reimsprüche existiert haben, lasse ich dahingestellt. Für letzteres spricht allerdings die größere Wahrscheinlichkeit. Ebenso wenig läßt sich die Frage entscheiden, ob von den in Salomon Hennings Chronik enthaltenen Versen einige Pasquillen entnommen sind oder ob es die die Prosaerzählung unterbrechende eigene Dichtung ist. Für zwei der bei ihm zahlreich angeführten Verse läßt sich die Quelle nachweisen, und zwar zitiert er aus Timan Brakels Christlichem Gespräch und aus Nikol. Hermanns Kirchenlied: „Danket dem Herrn heut und allezeit“ einige Zeilen. Viele der Reime sind dann augenscheinlich eine metrische Uebersetzung der lateinischen Citate; woher stammen aber folgende Verse, die der Form und dem Inhalt nach ganz im Ton der Spottgedichte gehalten sind:

Wie barbarey ein vrsach ist
Alles vnglücks zu jeder frist:
So sollt der Moskowiter sein
Der barbarey Ernehmer sein.
Ist närrisch vnd hat kein verstand,
Saget groffe Dinge zu zuhandt.
Ihm selber er nicht rasten mag,
Reucht andere mit sich ins gelag,
Ihm vnd dem gangen Vaterland
Durch ihn vnglück wird zugewand.
Das Land durchaus wird offen stehen
Dem Feind, vnd wird zu Boden gehen,

Und zerreißen wie ein altes Kleid,
 Weiss allbereit hat dem bescheid,
 Das es vorhin ist sehr verblend,
 Und durch Uneinigkeit getrennt.
 So brecht des Moscomiters Zeit
 Nur Krieg und stetiges Herzenleid.

Hiermit glaube ich das Material, soweit die Pasquille in den Protokollen der Archive und in Chroniken ihre Spuren hinterlassen haben, erschöpft zu haben, und schon aus den zahlreichen Ueberresten und Andeutungen sehen wir, welcher Verbreitung sich die satirischen Angriffe erfreut haben. Rechnen wir noch das, was sich an derartigen Dichtungen — und ich komme gleich auf diese zu sprechen — erhalten hat, hinzu, so ist es die Gattung des historischen Liedes, das in Livland am weitesten im Schwange gewesen. Spricht einerseits für die weite Verbreitung sein häufiges Vorkommen, so deutet anderseits der Umstand der Beliebtheit seiner Anwendung an, daß es uns bei einer Gelegenheit entgegentritt, wo man es garnicht vermuten würde. Wenn den 5. Sept. 1551 Hinrik von der Lahren dem wortführenden Bürgermeister zu Riga, Joh. Spenthusen, nichtachtend durch seine Magd einen Brief zusendet, in dem er seine Bürgerschaft aufjaagt, benutzt er den Augenblick, um seinem Schreiben Schmähverse am Schluß hinzuzufügen:

My vorwundert dat gi im rade sint so schlicht,
 Dat gi kennen nyen egen verreder nicht;
 Ge hanget und klemet an de want;
 Des minen bin ic woll bekannt, usw.

Doch gehen wir zu den uns erhaltenen Pasquillen und Spottversen über. Naturgemäß wenden die in den Chroniken und Protokollen erwähnten oder angeführten Gedichte ihre Spitze gegen Persönlichkeiten, die im politischen Leben Altlivlands hervorgetreten sind, oder gegen allgemeine Richtungen des öffentlichen Lebens. Aber auch das private Leben der einzelnen ist nicht unangetastet geblieben, und so liegen mir zwei derartige poetische Angriffe vor, die dem eine so reiche Ausbeute bietenden Revaler Archiv entflammen. Im Wesen der Sache liegt es, daß ich nicht näher auf diese eingehen kann, da in ihnen der größte Schmutz von der Klatschsucht aufgewühlt wird. Während der Humanist Johann Vorich sich einer allgemeinen Schmähung der Revaler Schönen schuldig macht und derbste Leichtfertigkeit mit formgewandten lateinischen Distichen verbindet, ergeht sich ein wohl den Kreisen der Gilde angehöriger Bürger Revals in den frivolsten Enthüllungen der internen Verhältnisse der Witwe Persfeld und ihrer drei Kinder und behandelt in zwei in regellosen Knüttelversen geschriebenen Dichtungen ihre sexuellen Beziehungen.

Eigentümlich und interessant ist die Art und Weise, wie einem damals die anonymen Schmähgedichte ins Haus flogen. Nachdem

das Gedicht in einen Umschlag getan war, der in diesem Falle innen an den vier Seiten des Blattes mit je zwei Versen beschriftet ist, in deren Mitte die Worte übers Kreuz stehen:

Dusse seitte ys vor handenn,
 Dar om dat yth mot wanderenn
 Van dem enenn tho dem anderenn,

ward der geschlossene adresslose Brief der „leuen frundinne“ Hersefeld an die Tür gebunden, an der die Beschränkte ihn finden mußte. Ob sich an diese Spottgedichte eine Verleumdungsklage geschlossen, läßt sich nicht nachweisen, da in den Protokollen keine Auskunft hierüber erhalten ist. Ihr Vorhandensein im Ratsarchiv spricht vielleicht hierfür, obgleich wohl nur in den seltensten Fällen der in seinem Privatleben Angegriffene sich zur Klage entschlossen haben mag, zumal die Verfasser sich meist hinter dem schützenden Bollwerk der Anonymität verschanzten. So sind nur in vereinzelten Fällen Privatpasquille erhalten.

Neben diese treten dann die politischen Pamphlete, die entweder ganz allgemein die Zustände des Landes behandeln oder speziell die schroffen Gegensätze, die die geistigen Strömungen und Parteien in Livland kennzeichnen, zum Ausdruck bringen. Das ist eben die interessante Seite, die man den Pasquillen abgewinnen kann, daß sie uns in die Welt der widerstreitenden Kräfte Alt-Livlands einführen und uns, wenn auch vom einseitigen Standpunkte, die Richtungen und Strömungen des politischen Lebens zeigen, zeigen, wie die Zeitgenossen über die Vorgänge, die Livland zersplitterten, urteilten und dachten.

Ziehen wir zuerst die allgemein gehaltenen Spottverse in unsere Betrachtung. Bekanntlich sind und haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten die Reime auf die Provinzen Estlands und auf gewisse Vorzüge und Gebrechen derselben:

In der Wiek,
 Da sind sie rief.
 In Hargen,
 Da wohnen die Kargen.
 In Wierland,
 Da ist gut Wierland.
 In Jerwen,
 Da möchte ich leben und sterwen!

Reime, denen zum Schluß zuweilen noch hinzugefügt wird:

Doch mit denen aus Allen[taken]
 Ist kein groter Staat zu maken.

Schon die niederdeutschen Reime weisen auf eine frühe Entstehungszeit hin, als das Niederdeutsche noch die herrschende Sprache in Livland war, und so mag es gestattet sein, auch ohne daß ein Beleg hierfür vorliegt, sie hier als dem 16. Jahrhundert angehörig anzuführen.

Eine Reihe von wenigen gereimten Versen, denen Ed. Pabst den Namen „des alten, auf unsere Undeutschen gebichteten Liedleins“ gegeben hat, beschäftigt sich mit dem allgemeinen Zustand der bäuerlichen Verhältnisse unsrer Heimat. In der Gestalt, die uns in den verschiedensten Schriften immer wiederkehrt, lauten sie folgendermaßen:

Ik bin ein Liffländisch Bur,
Min Lewend werdt my fur,
Ik stige up den Berden Bohm,
Dar van haw ik Sadel und Thom,
Ik binde de Schoe mit Baste
Und fülle dem Junder de Kaste,
Ik gewo dem Pastor de Pflicht,
Und weth van Gott und sin Worde nicht.

Diese Verse sind als ein Denkmal livländisch-deutscher Volksdichtung angesehen worden, aber schon Ed. Pabst, der diesem Liede, seiner Verbreitung und seinen Textabweichungen eine eingehende Untersuchung widmet, kommt zum Resultat, daß es „kein Originalprodukt der inländischen Deutschen“ gewesen sei, und mit Recht! Denn abgesehen davon, daß der estnische oder lettische Indigene nicht in niederdeutschen Versen seiner Empfindung Ausdruck verliehen hätte, und daß es sehr unwahrscheinlich ist, daß ein deutscher Livländer vom Standpunkt des Bauern das Lied gedichtet haben sollte, waren die bäuerlichen Verhältnisse Altlivlands durchaus nicht so schwere und furchtbare, wie das oft und am meisten vom nationalen Parteistandpunkt angenommen wird. Natürlich muß man nicht mit den modernen Anforderungen der Jetztzeit an das 16. Jahrhundert treten. Man braucht nur die Chroniken der Zeit zu durchblättern, um für die erste Hälfte des Reformationszeitalters zu einer entgegengesetzten Anschauung zu gelangen und zu erkennen, daß der livländische Bauer es nicht schlimmer, ja vielmehr oft besser hatte, als seine Standesgenossen in den andern Ländern unsres Kontingents. Wenn uns berichtet wird, daß die Bauern beim reichen Ertrage der Aecker nirgends besser an Getreide und Fronen als in Livland gesteuert hätten, daß ihre Nahrung hauptsächlich Weizenbrot und Schweinefleisch gewesen sei, daß sie sich ein wohlgeschmeckendes Bier aus Gerste bereiteten, daß auf ihren Hochzeiten drei Tage hindurch der Tisch Tag und Nacht gedeckt gewesen sei und es nie an den verschiedensten Gerichten hätte fehlen dürfen, wenn Rußow sich über das Saufen und Schwelgen beklagt und hervorhebt, daß auch der ärmste Bauer gegen die Kirchmesse Bier gebraut habe, so finde ich es unbegründet, vom Bauernelend zu sprechen. Mit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts brach allerdings entsetzliches Unglück über das Land herein. Die Greuel der Moskowiterkriege und Polenkämpfe, Pest und Hungersnot verwüsteten und entvölkerten Livland, das im Beginn

des neuen Jahrhunderts ein herzerreißendes Bild bot. Verödet lag das Land, eingeäschert Städte und Dörfer, zerstört die Kirchen, und wo noch die Glocken eines Gotteshauses, das menschliche Leben mit ihrem Klang begleitend, ertönten, da drang die Schall über unbebaute, von Gestrüpp überwucherte Fluren, über Ruinen und Trümmerhaufen, über die Gebeine zahlloser zugrunde gegangener Menschen. Wenn auch das allgemeine Landesunglück die bejammernswerten livländischen Bauern besonders hart getroffen hatte, kann es doch nicht zu dem auf die Undeutschen gedichteten Liedlein die Veranlassung gegeben haben, dazu ist die Ironie der Verse doch wohl zu harmlos, zumal wenn man erwägt, daß besten, mit Bast binden, in alten Zeiten bei Schuhen, Sattel und Baum üblich war. Außerdem fällt die Entstehungszeit des Liedes in die ersten Anfänge der livländischen Kriegswirren, als die Lage der Bauern noch keine so trostlose geworden war; beim Chronisten Sal. Henning finden wir nämlich die älteste Aufzeichnung, die einem Ereignis vom Jahre 1564 beigelegt ist, und zwar in einer abweichenden Fassung; zudem sind die beiden Anfangsverse fortgelassen, dafür ist aber eine warnende Moral am Schluß hinzugefügt:

„Ach Gott, wie wollens verantworten die,
So ihres sawren schweiß genossen sie:
Wer besser sie hetten der keinen gehat,
Wenn sie es werden finden mit ewigem schad,
Vnd sein des Teuffels Hellen brat.“

Diese moralische Reflexion mag dem Chronisten und seiner Tendenz, die Vernachlässigung des Bauernstandes besonders in geistiger und geistlicher Hinsicht hervorzuheben, angehören, und wahrscheinlich knüpfte er zu diesem Zweck an einen außerhalb der Grenzen Livlands entstandenen Spruch an, ihn auf unsere Verhältnisse umdeutend. Denn wenn Salomon Henning sagt, daß die estnischen Bauern wenig in Gottes Wort unterrichtet seien, wie anderswo — und das Wort steht im Gegensatz zum ganzen Lande — von ihnen und ihrer Herrschaft insgemein gesagt und gesungen wird, so kann ich „ihnen“ nur auf die Bauern anderswo beziehen und nicht auf die estnischen, von denen vorher die Rede. In der Gymnasialbibliothek zu Marienwerder befindet sich ein Exemplar von Zingreß, „Der Deutschen Scharpsinnige Spruch“ in der Straßburger Ausgabe von 1639. Auf der inneren Deckelseite dieser wertvollen Sammlung alter deutscher Apophthegmen ist das auf unsere Undeutschen gedichtete Liedlein in der früher angeführten verbreitetsten Version geschrieben, nur daß es statt „ich bin ein liffländisch bur“ dort heißt: „ich bin ein kolmischer Bauer“. Diese Eintragung, die nach der Henningschen wohl die älteste ist, weist auf das Marienwerder nahegelegene Kulmerland hin, von wo das Lied bei den nahen Beziehungen leicht nach Livland geflossen sein kann, denn das Bistum Kulm, das bis 1466 dem

Erzbistum Riga unterstellt war, war durch den zweiten Thorner Frieden an Polen abgetreten, unter dessen Oberhoheit das Herzogtum Kurland stand.

Noch einen andern Angriff auf die herrschenden Kreise Livlands hat der Geheimschreiber G. Kettlers uns in Spottversen überliefert, die ihre Satire gegen die guten faulen Tage, den Lebighang richten, als Schwelgen und Saufen, Wackensfeste und Rüste die Zeit der Ordensherren, der Regenten und des Adels das runde Jahr ausfüllten:

Der Montag ist des Sontags Bruder,
Den Dinstag liegt man gerne im Luder,
Der Mittwoch ist ein Feiertag.
Am Donnerstag niemand arbeiten mag.
Den Freytag feiert man zu dem Bade,
Des Sonnabends von dar wider herabe.
So bringt man fein die Woche zu
Mit Schwelgen, faulenz, vnd guter Ruhe.

Solche satirische Angriffe finden sich aber auch in den Dichtungen verstreut, die wir nicht zu den Pasquillen und Spottgedichten zählen können. Der religiös-historische Dialog Timann Brackels über die grausame Zerstörung Livlands durch die Moskowiter z. B. will voller sittlichen Ernst die Heimsuchung des Landes als ein Gericht Gottes darstellen, das zur Buße und Besserung mahnt; in strafender Tendenz hebt er die Laster und Schäden der einzelnen Stände und des ganzen Landes hervor, und da ist es natürlich, daß die Dichtung reich an satirischen Stellen ist. Ihnen aber, wie überhaupt den allgemein gehaltenen Spottversen, fehlt die beleidigende Schärfe und fränkende Ehrverletzung, die das Wesen des eigentlichen Pasquills ausmachen. Persönlicher und beißender wird schon der Spott, sobald der konfessionelle Gegensatz die Waffen schärft, und an dem mangelte es im Zeitalter der Reformation in Livland nicht. Es ist interessant, die verdienstvolle Edition der alten Schafferpoesie Revals von C. von Nottbeck auch von diesem Gesichtspunkt zu durchblättern, denn die durch Jahrzehnte fortgeführten Eintragungen zeigen uns, wie rasch sich der Protestantismus ausgebreitet hat und wie schließlich die Glieder der großen Gilde und die Schwarzhäupter ganz vom evangelischen Geiste durchdrungen sind. Während uns vor 1524, dem Reformationsjahr Revals, Sprüche entgegentreten, in denen die Jungfrau Maria als Schutz in Leben und Tod angerufen wird, und während noch im Jahre 1525 unter dem schweren Gewissenskampf, den die Allgewalt der neuen Lehre hervorgerufen, Jakob Olasemaker und Morik Notert die Worte schreiben:

Och gott im himmel sych darin
Unde latt dy dat untbarmen,
Wo weynich syn der hylligen dyn,
Forlatten syn wy armen,

tritt uns schon in einer Eintragung vom Jahre 1532 im Bruderbuch der großen Gilde der Kampfesruf entgegen:

Gades wordt is unde blyfft van ewygeit to ewygeit,
Were ibt allen boſchoren und bekappeben leyth.

Noch ſchärfer äußern ſich 1540 die Schwarzhäupter Wulf Fiſch und Jacob Gruter, die ſich einen alten Reim aneignen:

Monnite, nunnan und papen
Segen, rotten und apen,
Flegen, rupen und muſe,
Horen, rever und luſe,
Dar de kregen de overhant,
Forderwen ſe ſtede und lant.

Aber auch die katholiſche Gegenreformation regte ſich und griff ebenfalls zu den Waffen des Spotts und des Hohns, um ihre wankende Herrſchaft zu ſtützen. Timann Brakel erzählt in ſeinem Chriſtlich Geſprech, allerdings ohne Ort und Namen zu nennen, daß von einem „Schwermergeiſt“ in einem „loß geſtickten Carmen“ Gott mit Hand und Mund geläſtert ſei, denn:

Er hielt die Euangelisch Lehr
Für eittel vnnütz Wort vnd mer,
Er aber were ein Gliedmaß rein
Des Papſtes vnnnd der Kirchen ſein,
Unnd was von diſem Schwermer mehr
Zur ſchmach gerecht der reinen Lehr.

Dieſer Vorfall gibt Brakel die Veranlaſſung darüber zu klagen, daß aus Menſchenfurcht nicht ſcharf gegen den katholiſchen Paſquillendichter vorgegangen, ja daß den Predigern der Stadt geboten ſei, vom Streite abzulaſſen. Im Dorpater Ratsarchiv ſind uns lateiniſche und deutſche Schmähverſe in einem Protokoll vom Jahre 1554, das den Streit zwiſchen dem Mag. Joannes Schirmer und Albanus behandelte, erhalten, und augenſcheinlich bezieht ſich hierauf die Nachricht Brakels, denn „Schwermer“ ſoll eine ſatiriſche Verdrehung des Namens „Schirmer“ ſein, wie denn auch Albanus ſein lateiniſches Gegenpaſquill in Joannem Schwermerum verae Religionis Apostatam richtet, der ſeine Wahngebilde (somnia vana) laſſen ſolle. — Donnerſtag nach Mariä Himmelfahrt war der Rat und die Älterleute der Gilde abermals verſammelt, nachdem ſchon den Dienſtag vorher über ein Schreiben und die Dichtungen Schirmers beraten war. Da er gedroht hatte, Hand an die Prädikanten zu legen, ſollte er gefangen genommen werden. Die Gilden waren äußerſt erbittert, „ſintemal es Gottes ehre vnd der Euangelischen wahrheit belangete, ſo von dem Magiſtro ganz ausuorſchemet geſeſtert“ worden, beſonders wohl durch die ſehr holprigen Verſe. T. Brakel nennt die Dichtung nicht ohne Grund ein geſticktes Carmen:

Nun straffet Ir mit stolzem munde, die wir doch euch gleich.
 Auch bringet Ir uns in des unwissen volkes has und nydt,
 Uns die wir verlassen die iberall valsche Leere,
 Welche durch seinen lugenmunde hat geleret der Luther.

Daher wollten die Gilden die Stadtpforten geschlossen haben, damit er nicht entweiche. Darauf fanden aber Verhandlungen des Rats mit dem Domkapitel statt, und nachdem der Dechant Handstreckung getan, wurde die Sache beigelegt. Es stimmt also dieser Streit der Veranlassung und dem Verlaufe nach ganz mit dem überein, auf den L. Brackel sich bezieht. Weder der katholische Magister Schirmer noch sein Gegner Albanus zeigen die geringste Spur dichterischen Talents, trotz der Wortspiele wie Schwärmer oder Albanus und trotz der Verwendung des Arostichons.

Aus dem Ende des Jahrhunderts, da Polnisch-Livland unter dem Druck des Jesuitismus und der Gegenreformation seufzte, stammen dann lustige Spottverse auf die katholische Heiligenverehrung, die ein weit verbreitetes Motiv zur Darstellung bringen. Die Anrufung der Heiligen wird nämlich dadurch, daß sie als Gebet ehelustigen katholischen Jungfrauen in den Mund gelegt wird, verspottet:

Ach, ach du lieber Florian,
 Bescher mir einen feinen Mann!
 Ach, ach du heiliger Veit,
 Bescher mir einen, es ist Zeit!
 Ach du mein heiliger Herr Andres,
 Bescher mir einen, der nicht böß!
 Helfft ihr heiligen allesamt,
 Denn es ist ja euer ampt,
 Das ihr für den Menschen forget!
 Gebt mir einen, der nicht borget, usw.

und das Gedicht, dessen Handschrift im Revaler Archiv erhalten ist, schließt dann mit dem noch jetzt dem weiblichen Geschlecht sympathischen Wunsche:

Der mich läßt in allen sachen,
 wie ich es will haben, machen. —

Ähnliche Verse, aus derselben Zeit stammend, sind uns auch in einem Archivband der Schwarzhäupter zu Riga unter anderen lyrischen Eintragungen aufbewahrt, allerdings in stark abweichender Form und mit Anrufung anderer katholischer Heiliger:

Ach du sunte Woluesgant,
 Bescher mir ein und mach es nicht lang!
 Auch du Sunte Bile,
 Bescher mir ein, den es Ist tit,
 Do du nicht lenger sparen,
 Ichal ich mene ere Bewaren.

Ach du sunte Nickel, Bescher mir ein penningt vndt ein licht
 Und vorget mier nydt Sinen Jungen gesellen nicht.

Wie weit verbreitet dieses Motiv gewesen ist, können wir daraus ersehen, daß es auch in Deutschland dichterisch verarbeitet worden ist. Unter dem charakteristischen Titel: „Der Mägglein Abendsegen“ finden wir in einem alten Liederbuch von 1611, der *Musikalischen Kurzweil* des Tonsetzers Erasmus Widmann folgende zum Gesang bestimmte Strophen:

Ach lieber Herr Sanct Florian,
Bescher mir einen frommen Mann;
Es macht mir großen Ueberdruß,
Daß ich so einzig leben muß.
mit dem Refrain: Ach Herr hilf bald, eh ich veralt,
vnd gar erkalt, mit vngestalt,
Ich wolt schier was verwetten,
ich möcht mein Ehr verzetten. . .

Ach lieber Herr O Sanct Sebald,
Bescher mir einen frischen bald;
Es bringt mir große Beschwerlichkeit,
wann man mir keinen Gesellen geht. . .

Ach lieber Herr O Sanct Wolffgang,
Bescher mir ein vnd machs nicht lang,
Bekomm ich kein, so werd ich krank,
Die zeit vnd weil wirdt mir zu lang. . .

Ach lieber heilger Herr Sanct Veit,
Bescher mir ein, ist große Zeit;
Ach soll ich liegen länger allein,
so bringt es mir ein schwere pein. . .

Ach lieber Herr Sanct Nicolaus,
Bescher mir ein; bleib nicht lang auß;
Ach gib mir doch ein hübschen Mann,
Dann ich schier nimmer warten kann. . .

Ach lieber Herr Sanct Sebastian,
Nimm dich doch meiner Seuffzen an;
Meins bittens Dich o Herr erbarm
vnd bescher mir ein, der mich erwarm.
Ach Herr hilf bald, eh ich veralt,
vnd gar erkalt, mit vngestalt,
Ich wolt schier was verwetten,
ich möcht mein Ehr verzetten. —

Die nahe Beziehung dieser drei Lieder ist augenscheinlich, und wohl im ganzen protestantischen Norden erklang der Spott, der durch Humor gemildert weite Verbreitung fand.

(Schluß folgt).

Ein großer Mangel in der Ausbildung der Prediger und anderer öffentlicher Redner*.

Von

Gustav Haller - St. Martens.

 Wenn Einer Schneider werden will, es aber nicht lernt, mit der Nadel umzugehen, so würden wir das doch gewiß — gelinde ausgedrückt — für sehr töricht halten. Das Instrument, mit dem ein Prediger zu arbeiten hat, ist seine Stimme. Wie viele von uns Predigern haben es gelernt, damit umzugehen?

Nun, so ganz töricht sind wir natürlich nicht. Denn wenn wir es auch nicht gelernt haben zu reden, so haben wir uns darin doch sonntäglich geübt, und man sagt ja: Übung macht den Meister. Wenn aber Einer ganz ohne Anleitung viel — z. B. auf einem Klavier übt, so hat das auch seine großen Schattenseiten. Erstens kann man dadurch leicht das Instrument verderben, was ja leider manchem Prediger mit seiner Stimme gründlich gelungen ist. Zweitens ist lautes Üben schon hinter verschlossenen Türen für die lieben Nachbarn nicht ganz angenehm. Wenn man es aber vollends öffentlich vor hunderten von Zuhörern exekutiert, so ist das doch eigentlich recht unverfroren! Drittens aber kann man durch vieles Üben ohne Anleitung leicht statt im Gebrauch — im Mißbrauch der Sprache zum Meister werden.

Wenn Jemand gar keine Gesangstunden genommen hat, so kann er ja vielleicht trotzdem für den Hausgebrauch ganz hübsch singen, müßte aber schon ein ganz hervorragendes Genie sein, um es wagen zu können, öffentliche Konzerte zu geben. Nun ist es

*) Vortrag, gehalten auf der estländischen Synode 1907.

Ja für uns Prediger sehr schmeichelhaft, daß unsre hohe Obrigkeit^t offenbar uns alle für so hervorragende Genies im Reden hält, da sie von uns erwartet, daß wir ohne jegliche Anleitung in den größten Kirchen vor Tausenden von Menschen als Redner auftreten können; es ist aber sehr bedrückend, wenn man dann später zur Überzeugung kommt, daß man kein solches Genie ist, ja, daß oft sogar in kleinen Kirchen die Zuhörer einem nicht ordentlich folgen können, weil man nicht zu sprechen versteht.

Für uns Prediger ist ja das Reden natürlich nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Wer keine schöne Stimme hat, für den wird es sich kaum lohnen, sich als Deklamator auszubilden, wohl aber kann er trotzdem ein vorzüglicher Prediger sein, wenn er nur seine Stimme zu gebrauchen versteht. Wer aber das nicht versteht, kann auch mit der schönsten Stimme kein guter Prediger sein. Durch Ausbildung der Stimme allein wird freilich noch niemand zum großen Redner werden. Es ist aber auch gar nicht notwendig, daß alle Prediger große Redner sind — dazu gehört eine besondere Begabung —, wohl aber kann und müßte man von jedem Prediger verlangen, daß er wenigstens keine direkten Fehler im Sprechen macht.

Ich möchte versuchen auf einige Fehler hinzuweisen, durch welche die Prediger häufig sich selbst und ihrer Sache, dem Reiche Gottes schaden.

Einige Prediger haben beim Singen ein ganz schönes Organ, aber beim Sprechen merkt man sehr wenig davon, weil sie entweder schreien oder zu leise sprechen, d. h. zu leise kann man eigentlich gar nicht sprechen. Den leisesten Ton einer Geige hört man doch auch im größten Konzertsaal, und wenn es gerade dazwischen pianissimo sein muß, wird niemand sagen: der Ton ist zu leise. Die menschliche Stimme hat überhaupt gar keine so leisen Töne, wie eine Geige, mithin müßte man sie in der größten, einigermaßen akustisch gebauten Kirche weithin vernehmen. Es dürfte somit kein Fehler sein, dazwischen auch sehr leise zu sprechen, wohl aber ist es ein Fehler, klanglos zu sprechen. Das zu leise, weil klanglose Sprechen ist genau genommen derselbe Fehler, wie das Schreien, — beides besteht darin, daß man beim Sprechen den Ton nicht richtig zu bilden, die Vokale nicht richtig klingen zu lassen versteht.

„Mit einer verhältnismäßig kleinen Stimmkraft kann man die größten Kirchen füllen, wenn nur die Vokale hell und die Konsonanten deutlich ausgesprochen werden. Im allgemeinen — so behauptet eine Sprachlehrerin — sprechen von 50 Predigern 49 zu stark.“ (A. Ruyters.)

Jedoch vielleicht ein noch größerer Fehler als das klanglose Sprechen ist das zu lange Klingenlassen der Vokale. Denn dadurch wird die Sprechstimme einer Singstimme ähnlich, und man hört nur Töne, oft an sich sehr schöne Töne, aber verstehen kann man nichts.

Weniger schöne Töne dagegen werden hervorgebracht, wenn jemand durch die Nase spricht, d. h. das Zäpfchen, das dazu bestimmt ist, beim Sprechen gehoben zu werden, um die Nasenhöhle von dem Rachen und der Mundhöhle abzuschließen, ruhig herabhängen läßt. Dadurch wird dem aus der Kehle kommenden Ton der Eingang in den Mund verschlossen und er ist gezwungen seinen Weg durch die Nase zu nehmen. Die Nase hat aber keinen so schönen Resonanzboden, wie die Mundhöhle.

Undeutlich wird die Sprache durch allerlei verschiedene Fehler. Ich erwähnte schon, daß die Sprache unverständlich wird, wenn man die Vokale zu lange klingen läßt. Dasselbe ist der Fall, wenn die Konsonanten zu schwach ausgesprochen werden, und das tritt wiederum hauptsächlich dann ein, wenn der Mund zu wenig geöffnet wird. Die Zungenkonsonanten z. B. entstehen bekanntlich dadurch, daß die am Unterkiefer befindliche Zunge oben an den Gaumen anschlägt. Will man kräftig auf den Tisch schlagen, so hält man die Hand nicht dicht über ihm, sondern hebt sie hoch auf, um dann den Schlag mit Kraft ausführen zu können. So muß man auch den Unterkiefer mit der Zunge recht weit vom Gaumen entfernen, um einen Konsonanten kräftig artikulieren zu können.

Sehr undeutlich wird die Sprache auch durch fehlerhaftes Atmen. Das Atmen muß ganz unwillkürlich vor sich gehen. Man darf z. B. nicht, bevor man anfängt zu sprechen, sich die Lungen mit Luft recht voll pumpen. Denn die in den Lungen angesammelte Luft verliert ihren Sauerstoff und wird unbrauchbar, hindert daher nur beim Sprechen, statt zu nützen. Kommt man an Atem zu kurz, so liegt das meist entweder daran, daß man

die Konsonanten nicht genügend artikuliert, oder daß man statt durch Höhe und Tiefe, durch größere oder geringere Kraft betont. Durch letzteres wird der Atem in seiner regelmäßigen Bewegung gehemmt, dadurch wird die Sprache stockend und zugleich monoton. Um laut sprechen zu können, muß man nicht allerlei Turnübungen mit dem Atem anstellen, sondern bloß Mund und Kehle weit öffnen. Dabei machen jedoch die meisten den Fehler, daß sie beim Öffnen des Mundes zugleich die in den Lungen befindliche Luft hinaufziehen. Dadurch werden die Lungen von unten leer und das Zwerchfell hat keinen Einfluß mehr auf die Gegenbewegung der Luft, welche die Stimmbänder in Schwingungen versetzen muß. Infolgedessen wird die Stimme schwach und klanglos. Dieser Fehler kommt daher so leicht, weil der Kehlkopf an der Luftröhre, die Luftröhre wieder durch die Bronchien an den Lungen angewachsen ist. Zieht man nun, um die Kehle zu öffnen, das Häpfchen in die Höhe, so bewegen sich leicht zugleich die Lungen mit, wenn man es nicht gelernt hat, die verschiedenen Muskeln selbständig ihre Arbeit verrichten zu lassen.

Ich habe bisher solche Fehler erwähnt, unter denen hauptsächlich die Zuhörer leiden. Nun wird ja gewiß kein Prediger es zugeben wollen, daß er seine Zuhörer gern quält, jeder wird es aber wahrscheinlich trotzdem ganz ruhig weiter tun. Denn es ist nun leider einmal so in der Welt, daß der Mensch seine Fehler meist erst dann ernstlich abzulegen sich bemüht, wenn nicht bloß andere, sondern auch er selbst darunter leidet. Darum will ich jetzt noch versuchen zu zeigen, wie sehr wir selbst uns durch fehlerhaftes Sprechen schaden.

Es wird wohl jedem einleuchten, daß der schönste Becksteinsche Flügel nicht lange schön bleiben wird, wenn jemand, der nicht zu spielen versteht, beständig auf ihm heruntrommelt. Aber wie manches schöne Predigerorgan hat das traurige Schicksal gehabt, durch unverständige Behandlung vollständig zugrunde gerichtet zu werden. Sachverständige behaupten nämlich, daß an den vielen Pastorenkatharren durchaus nicht die großen kalten Kirchen und das viele Nebenmüssen die Hauptschuld tragen, sondern vielmehr die Prediger selbst, weil sie es nicht lernen, ihre Stimme richtig zu gebrauchen. Wenn vieles Sprechen oder Singen allein heiser

macht, so müßten ja die größten Sänger die heisersten Leute sein, denn sie singen meist täglich mehrere Stunden lang.

Wenn man z. B. die Konsonanten, speziell das R und die Gutturale, nicht möglichst vorn im Munde, sondern irgendwo ganz hinten in der Kehle bildet, so entsteht bei ihrer Aussprache jedes Mal eine Reibung im Halse. Dadurch wird die Schleimhaut empfindlich, die Stimmbänder schwellen an und es wird eine Entzündung hervorgerufen.

Sehr angreifend für die Stimmbänder ist auch die falsche Anwendung des sogenannten Glottisschlages. Unter Glottisschlag versteht man das Aneinanderschlagen der Stimmbänder, welches notwendig ist, sobald ein Satz mit einem Vokal beginnt. Wer aber nicht nur bei solchen Sätzen, sondern auch schon bei jedem Wort, das mit einem Vokal beginnt, seine Stimmbänder unnützerweise aneinanderschlägt, der kann sich nicht wundern, wenn sie sehr bald wund und er ganz heiser wird. Im ersten Kapitel der Bibel kommt z. B. das Wort „und“ nicht weniger als 96 Mal vor. Wenn nun die armen Stimmbänder beim Lesen eines einzigen Kapitels 96 Mal durch falsche oder unnütze Anwendung des Glottisschlages maltreatiert werden, so kann man sich nicht wundern, wenn sie es übel nehmen und mit Heiserkeit oder Halsschmerzen heimzahlen.

Aber nicht nur die Stimmbänder, sondern auch die Lungen leiden darunter, wenn die Redner nicht zu sprechen, geschweige denn zu reden verstehen. Beim richtigen Atmen dehnen sich die Lungen nach den Seiten und besonders nach unten hin aus. Sie können sich aber auch nach oben hin ausdehnen, wenn man nämlich die Schultern ein wenig hebt. Man sieht viele Menschen, die diese Bewegung beim Sprechen oder Singen ausführen. Das ist aber sowohl für die Stimme als auch für die Lungen höchst verderblich. Man bekommt eine Wunde in den Lungenspitzen und wird sie nicht früher los, als bis man sich diese hohe Atembewegung abgewöhnt, d. h. richtig sprechen gelernt hat.

Das Angeführte genügt vielleicht, um darzutun, ein wie großer Mangel es ist, wenn Prediger und andere öffentliche Redner es nicht lernen, ihr wichtigstes Handwerkszeug — die Stimme — richtig zu gebrauchen. Es wäre dringend notwendig, daß besonders zukünftigen Predigern Gelegenheit geboten werde, ihre Stimme

auszubilden, und es wäre dankenswert, wenn es dann auch wirklich von ihnen verlangt würde.

Ein Frä. S. Grelinger in Spiez am Thuner See übernimmt es, Sprechlehrer und Lehrerinnen auszubilden und ihnen nach vollendetem Studium von höchstens 6 Monaten ein Diplom auszufertigen. Es gibt bei uns gewiß manche junge Dame, die etwas Mittel hat, um leben zu können, aber der ein sie befriedigendes Arbeitsfeld fehlt. Wäre es nicht sehr dankenswert, wenn eine solche sich etwa im Auslande ausbildet und dann in Reval oder Dorpat als Sprechlehrerin für Prediger, Lehrer, „Dumaabgeordnete“ u. dgl. niederläßt, zugleich vielleicht auch bereit wäre, dazwischen auf einzelne Pastorate aufs Land herauszukommen. Er wäre das ein großer Segen für viele Pastoren und Gemeinden, sowie für manche Lehrer und Schüler.

Wer aber in Ermangelung eines Lehrers wenigstens versuchen möchte, auf eigene Hand seine Sprache zu verbessern und seine Stimme zu erhalten, dem empfehle ich das Buch von A. Knypers: „Anleitung zur Stimmbildung und zum fließenden Sprechen, gestützt auf langjährige praktische Erfahrung. Eine Anweisung zum Selbstunterricht in der Übung und in dem richtigen Gebrauch der Sprechorgane für Sänger und Redner.“ — Aus dem Holländischen übersetzt von S. Grelinger. (Leipzig, Verlag Koehler.) Preis 2 Rbl.

Dies Buch ist auch den obigen Ausführungen hauptsächlich zugrunde gelegt worden.



Literarische Rundschau.

Eine neue deutsche Literaturgeschichte.

In den jüngst erschienenen „Arbeiten und Ergebnissen des ersten Deutsch-Baltischen Lehrertages“ finden wir in dem Vortrag über die deutsche Lektüre von F. Westberg ein geradezu vernichtendes, aber leider im ganzen immer noch zutreffendes Urteil über die Kenntnis der deutschen Literatur unter den Deutschen: „Unser deutsches Publikum liest meistens Werke dritten und vierten Ranges, selten zweiten, fast nie erstklassige. Die Folge davon ist eine unglaubliche Unkenntnis der neueren deutschen Literatur in ihren hervorragenden Erscheinungen. . . .“ An anderer Stelle heißt es noch schärfer: „Das deutsche Publikum aber und die deutsche Jugend kennt ihre geistigen Heroen kaum dem Namen nach — eine Sünde, die sich rächen wird, besonders schwer bei uns, wo die Pflege der deutschen Literatur, d. h. des deutschen Geistes, ein nationales Gebot ist von der größten Tragweite.“

Angesichts so trauriger Betrachtungen ist es wohl am Platze, die Frage zu stellen, wodurch unsre Gesellschaft denn von der Lektüre des wahrhaft Bedeutenden zurückgehalten wird. Es ist einerseits das Massenangebot von Neuem, das sich lärmend und anspruchsvoll vor das alte Bewährte stellt. Die „letzte Ernte“ richtet in der Beziehung manchen Schaden an. Sodann aber fällt schwer ins Gewicht, daß der Deutsche in der Regel über die Literatur des 19. Jahrhunderts in der Schule zu wenig erfährt. Es sind eigentlich erst die letzten Jahre gewesen, die energisch auf die verdiente Berücksichtigung der nachklassischen Literatur in Schule und Leben gedrungen haben. Solches Drängen ist auch nicht ohne Erfolg geblieben. Man fragt doch jetzt schon anders nach Gotthelf und Ludwig, Stifter und Keller, Mörike und Storm, als vor 20 Jahren. Aber noch rächen sich die alten Sünden. Und noch werden wir Jahre lang alle Hände voll zu tun haben, um unsre Gesellschaft und unsre Jugend von dem bloß Mittelmäßigen auf das Echte, Bedeutende und Große zu weisen.

Als Bundesgenossen in solchem Kampfe für die großen Dichter können wir gebliegene Literaturgeschichten freudig begrüßen. Wie viel Gutes hat der streitbare Adolf Bartels durch seine Literaturgeschichte bewirkt! Hoffentlich wird auch Eduard Engel in seiner nun vorliegenden Literaturgeschichte* eine kräftige Wirksamkeit beschieden sein. Denn auch sie eignet sich schon durch einen Umstand besonders dazu: sie bringt eine verständnisvolle, ganz besonders eingehende Betrachtung des 19. Jahrhunderts. Ungefähr 500 große Seiten sind bloß diesem Jahrhundert gewidmet. Bis in die allerletzten Jahre reicht das Buch. Dabei verfolgt der Verfasser durchaus den Gesichtspunkt, daß die Beschäftigung mit der Literaturgeschichte immer wieder zur Lektüre der Literatur selber führen soll. Dieser Gesichtspunkt hat denn auch den Verf. bewogen, am Schluß seines Buches „einige der leistungsfähigsten Bücher der deutschen Literatur“ zusammenzustellen. Mit einem praktischen Ratsschlage endet der Verf. Heutzutage schreiben auch namhafte Gelehrte Bücher, die sich an einen breiten Leserkreis wenden, Bücher, die nicht in erster Linie im Dienste der Wissenschaft, sondern im Dienste des Lebens stehen, des Lebens, in dem die Dichtkunst ein wirklicher Faktor sein will.

Wird Engel seinen Zweck erreichen? Wird der Leser dieser Literaturgeschichte mit erneuter Lust nach den echten Dichtern deutscher Zunge greifen? Wir brauchen nicht daran zu zweifeln. Gewiß wird das umfangreiche Werk treffliche Dienste als Nachschlagebuch leisten, gewiß kann es zu diesem Zweck allen Literaturlehrern und Literaturfreunden warm empfohlen werden. Aber auch als zusammenhängendes Lesebuch wird es erfreuen, belehren, erwärmen. Und die Wärme, die es mitteilt, die wird sich dann in ein erneutes Interesse für die Dichter und ihre Schöpfungen umsetzen. Schon die zahlreichen und äußerst geschickt ausgewählten Proben werden dazu Lust machen, zu den Quellen älterer und neuerer Zeit zurückzugehen.

Wodurch aber unterscheidet sich Engels Werk von den bereits so zahlreich vorhandenen Literaturgeschichten? War es wirklich nötig, die Zahl dieser noch zu vergrößern? Nun, zunächst fehlt dieser Literaturgeschichte das gelehrte Aussehen, das so manches ausgezeichnete Werk auf einen kleinen Leserkreis beschränkt. Engel setzt keine Spezialkenntnisse, sondern nur eine allgemeine Bildung voraus, und er schreibt einen so verständlichen, flüssigen und anregenden Stil, daß sein Buch sich in allen Partien trefflich im einsamen Lesestuhl, in manchen sogar ausgezeichnet im traulichen

*) Eduard Engel, Geschichte der Deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. 2 Bde. Leipzig, G. Freytag. 1906. 1189 S. Gr. 8°. In Ganzlein geb. 7 Mbl. 20 Kop. (Mit Bildern.)

Familientreise gemeinsam lesen läßt. Das ist nun freilich schon ein recht hohes Lob, denn solche Literaturgeschichten sind nicht häufig. Wir haben sie ja freilich auch schon früher gehabt, im alten Wilmar und im geistreichen Scherer. Aber es war doch an der Zeit, eine solche Aufgabe wieder einmal von neuem in die Hand zu nehmen, denn selbst Scherer führte kaum über Goethes Tod hinaus. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß Engels Literaturgeschichte die Bedeutung der berühmten Werke Wilmars und Scherers erreicht. Sondern nur das ist behauptet, daß wir gerade jetzt ein auf tüchtigster Kenntnis beruhendes, aber dabei populär und anregend geschriebenes Werk brauchen.

Engels Urteil ist besonnen und probenhaltig. Daß man in Einzelheiten abweichen wird, ist selbstverständlich. Aber als zuverlässiger Führer durch die Literatur wünschen wir ihn in vieler Händen. Von Adolf Bartels' Einseitigkeiten im Urteil hält er sich frei. Allerdings wird ihm wohl auch nicht dessen bedeutende Wirkungskraft für eine besondere Literaturepoche verliehen sein, und auch die schlichte Anordnung bei Bartels, die mit zu dessen Werbekraft beiträgt, fehlt Engel. Aber dafür wirkt wieder Engels Besonnenheit wohlthuend, wo Bartels durch Maßlosigkeit verlegt. Wieviel gediegener und treffender ist beispielsweise Engels Urteil über Hebbel, als Bartels erhitzte Deklamationen darüber. Wieviel tiefer ist Engels Erfassung Richard Wagners, dem die meisten Literaturhistoriker in trauriger Ratlosigkeit oder Verständnislosigkeit gegenüberstehen. Wie tief und schön weiß Engel eine so gewaltige Persönlichkeit im deutschen Schrifttum, wie die Luthers, zu schildern. Wie belehrend und ergötlich ist der Abschnitt über Gottsched usw. Wir geraten hier schon in Einzelheiten, und damit dürfen wir nicht anfangen, da sonst keine Aussicht auf ein Ende ist.

Daher seien denn alle Einzelfragen unsern Lesern überlassen, das ganze Werk aber sei der deutschen Familie warm ans Herz gelegt. In den Reichtum deutscher Literatur müssen wir uns immer wieder versenken, wenn wir nicht verflachen sollen. Besonders aber hoffen wir, daß das besprochene Werk unsrer Jugend recht häufig in die Hand gegeben wird. Es ist keine Frage, daß es durch die Freude, die es an deutscher Dichtung erweckt, an seinem Teil zur Kräftigung deutscher Art beitragen kann.

• E. v. Schrenck.



Notiz.

Die Patkul-Bibel in Ellistfer.

Bei Gelegenheit des 200jährigen Gedenktages an Johann Reinhold Patkul's Hinrichtung sei einer Bibel erwähnt, die sich auf dem Gute Ellistfer in Livland befindet.

Otto Reinhold von Stadelberg und ein E. von Vietinghoff waren es, denen Patkul in der Nacht des 6. April 1707 auf der Festung Königstein in Sachsen von dem General-Adjutanten Arenstädt ausgeliefert wurde, um von Karl XII. nach Polen gebracht zu werden. Bei der Hinrichtung Patkuls in Kasimirz am 10. Oktober 1707 ist Stadelberg auch zugegen gewesen. In einer Bibel, die Stadelberg im August 1707 dem Major Jakob Heinrich von Rothhausen schenkte, hat Patkul die griechischen Titel von 22 biblischen Büchern mit entsprechenden deutschen Namen eingetragen. Rothhausen wurde 1709 bei Poltawa gefangen und kaufte 1725 Kayafer. Die Bibel ist in der Folge wieder in den Besitz von Stadelberg gekommen, der 1723 das Kayafer benachbarte Gut Ellistfer kaufte.

Diese Bibel, eine Ausgabe des Generalsuperintendenten Joh. Diekmann in Stade, ist 1705 in Leipzig gedruckt. Die Vorblätter enthalten folgende Eintragungen:

I. Diese Bibel hat mir der Herr Capitain Otto Reinhold Stadelberg zum Andenken geschenkt, im Jahr 1707 den 6. Augusti, in Sagen. Jacob Heinrich von Rothhausen.

II. Beystehendes hat der Arestant Paetküll geschrieben, im Arest, am 1707 den 8. Aug; d. 3 Octo: ist die Execution an ihm vollzogen worden in Pohlen.

Es folgen von der Hand Patkuls in kräftigen Zügen 19 Bibeltitel aus dem Alten und 3 aus dem Neuen Testament und darauf die Eintragung Rothhausens: Herr gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht, denn vor dir ist kein lebendiger mensch gerecht . . . 1707.

III. 1707 am 1ten October in Warschau ist diese Bibel von Patkul 2 Tage vor der Execution an meinen Groß-Vater den damaligen schwedischen Capitain und wachthabenden Offizier Otto Reinhold von Stadelberg geschenkt worden. Ellistfer am 12 Januar 1806. Reinhold Johann Graf Stadelberg.

Diese letzte Angabe scheint nicht richtig zu sein, vielmehr wird Otto Reinhold Stadelberg die Bibel von Jacob Heinrich Rothhausen, der sein naher Nachbar in Kayafer war, später zurückerhalten haben.

D. M. St.

— Pelz-Handlung —

F. L. Mertens,

Riga, Herrenstraße Nr. 6.

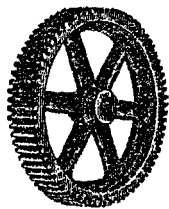
Telephon 1544.

Größtes Pelzwaren-Lager Rigas.

Saison-Neuheiten

in größter Auswahl.

Spezialität: Pelz-Jaketts.



1873.

Ohne Ausnahme

— alle existierenden: —

Maschinen, Motoren,
Feuersprizen, Pumpen,
Heizungen, Beleuchtungen,
Wäscherei-Einrichtungen,
Gold-Schränke, Waagen u. u. u.
und technische Artikel f. Industrien, Fabriken
und Gewerbe-Betriebe.

Hugo Hermann Meyer, Riga.

— Die Firma besteht 35 Jahre. —

Louis Lundmann & Co., Riga.

Haupt-Geschäft in der Stadt: || Kellereien und Comptoir:
Kalkstr. Nr. 10. Teleph. 265. || Matthäistr. 21. Teleph. 286.

Weine, Cognac, Rum, Arac, Porter und Liguere.

Filialen in eigener Verwaltung:

Alexanderstr. Nr. 30. Telephon Nr. 2483.

Alexanderstr. Nr. 84. Telephon Nr. 1245.

Marienstr. Nr. 50, Ecke der Säulenstr. Telephon 1239.

Matthäistr. Nr. 21. Telephon 286.

Dorpatser Straße Nr. 7. Telephon 115.

Schiffsstr. Nr. 13, Ecke der Schoonerstr. Telephon 2967.

Alte Mitauer Str. 29, Ecke der Communakationsstr. Tel. 2966.

in Edinburg II: Grenzstraße 15.

Dépôts:

in Riga:

bei Hrn. **Eduard Form**, Ecke der Nikolai-
und Mühlenstr.

" **E. Hauschkinewich**, Kalnejeemische
Straße Nr. 4.

" **J. J. Bobrow**, Ecke gr. Brauer-
und gr. Sandstr.

" **D. Sweetin**, Nordendshoffche 1.

" **Juf. Häbner**, gr. Neustr. 33.

in Dubbels:

bei Hrn. **J. Petersohn**, Central-Hôtel.

in Wilderlingshof:

bei Hrn. **J. Bulder**, gr. Prospekt 49.

In Tuckum bei Hrn. **E. S. Reinwaldt.**

" **Wittau** " **F. A. Klein.**

" **Litau** " **J. C. Freymann.**

" **Preekeln** " **Gebr. Burkewich.**

" **Werro** " **Rob. Klein.**

" **Fellin** " **J. J. Töpffer & Co.**

" **Fernau** " **Hofb. Pulk.**

" **Wenden** " **D. Behrsting.**

" **Nehteln** " **J. Salinsch.**

" **Dago-Heinis** bei Hrn. **W. F. Schöffel.**

" **Auk** bei Hrn. **Ed. Sam. Wegner.**

" **Salzburg** bei Hrn. **Arn. Ohre.**

das Mobiliar, Flaschen usw. werden zertrümmert, der Schnaps teils ausgegossen, teils ausgetrunken. Die Telegraphenleitung nach Miga war unterbrochen worden, so traf Militär erst ein, als die Tumultuanten sich bereits zerstreut hatten.

19. August. Libau. Ende des Arbeiterstreiks. Auf allen Fabriken und im Hafen wird die Arbeit wieder aufgenommen.

19. August. Reval. Eine Zusammenrottung von Arbeitern bei der Wiegandschen Fabrik wird von Kosaken zerstreut; von einem Arbeiter wird dabei auf einen Kosaken geschossen. Dieser reißt sofort sein Gewehr herunter und feuert zwei Schuß auf den sich flüchtenden und sich versteckenden Arbeiter. Da die Kugeln ihr Ziel verfehlen, sprengt er in den Haufen hinein und ergreift mit sicherer Hand den Attentäter, der nach wenigen Augenblicken gebunden und gefesselt ist. Der Ergriffene erwies sich als Arbeiter der Fabrik „Dwigatel“. — Der Zustand dauert fort.

— Die Revaler Tauwerkfabrik wird infolge von Brandstiftung teilweise eingekäschert.

19. August. Döwen (Livl.). Auf den Besitzer des Gutes D. v. Brümmer, der mit seiner Gattin auf der Heimfahrt begriffen war, werden nachts aus dem Hinterhalt zwei Schüsse abgegeben, die jedoch nicht treffen. Den Nachtwächter des Gutes findet man mit den Beinen nach oben am Gartenzaun angebunden. Mehrere Leute hatten ihn überfallen, ihm die Flinte abgenommen und dann so unschädlich gemacht. Kurze Zeit vorher waren in Döwen mehrere Brandstiftungen ausgeführt und die Bienenstöcke mitsamt den Bienen vernichtet worden.

19. August. Libau. Die Mobilmachung war bis zur Abfahrt der Reservisten ruhig verlaufen. Am 19. August gegen 7 Uhr abends marschierte die erste Partie der Reservisten, 670 Mann, begleitet von vielen Bekannten und weinenden Frauen, nach dem Bahnhof ab. Die ursprüngliche Absicht, die Reservisten in der Teehalle des Kuratoriums mit Tee zu bewirten, wurde in Anbetracht der unruhigen Stimmung unter der Arbeiterbevölkerung fallen gelassen. Von der Stadtbrücke an wurde der Zug zu beiden Seiten von Kosaken eskortiert und die zum Bahnhof führenden Nebenstraßen, sowie der Bahnhof selbst, waren abgesperrt. Infolgedessen unterblieben während des Marsches jegliche Ruhestörungen. Erst am Bahnhof kam es zu Demonstrationen von seiten der Sozialisten, die sich in großer Menge dort eingefunden hatten. Unter lebhaften Hurrarufen wurde ein großer, mit Aufschriften versehener grellroter Papierbogen entfaltet und in einzelnen Gruppen wurden Redner hochgehoben, die auf die lärmende Menge einredeten. Aus der Mitte der Volksmenge fiel ein Schuß und Steine flogen

gegen die Polizeibeamten und das Militär. Der Polizeimeister Baron Behr wurde durch einen Stein an der Brust und der Pfistawagehülfe Sinkewitsch an der Seite getroffen. Erst als die Truppen Befehl zum Chargieren erhielten und das Kommando zum „Anlegen“ schon gegeben worden war, stob die Menge in wilder Panik auseinander. Kosaken säuberten dann vollständig den Platz. — Vor dem Polizeirevier in der Bahnhofstraße hatte sich eine Menschenmenge angesammelt. Etwa 5—6 Burschen warfen mit Steinen auf die vor dem Polizeirevier stehenden Polizisten und Soldaten. Eine in die Luft abgefeuerte Salve machte sofort den Exzessen ein Ende.

19. August. Wendenischer Kreis. Die revolutionären Bewegungen nehmen ihren Fortgang und die Banden suchen möglichst viel die Besitzlichen zu schädigen. Brandstiftungen sind auf der Tagesordnung; jeden Abend kann man, wie aus Meiran gemeldet wird, 3—6 Feuerscheine sehen. Der Hof Versohn, Sawensee und andere Güter noch sind fast aller Wirtschaftsvorräte entblößt. Klee und Heu, Korn auf dem Felde wird erbarmungslos niedergebrannt; vielfach auch Bader-, Jagd- (so am 19. August in Meiran) und Arbeiterhäuser.
19. August. Wesselschhof (Livl.). Auf den aus Wenden mit der Equipage Baron Campenhausens-Wesselschhof heimkehrenden Kutscher wird aus dem Hinterhalt ein Schrotschuß abgegeben, durch den das aufgeschlagene Wagenverdeck durchschossen, der Kutscher zwar getroffen, doch nicht verletzt und ein Pferd verwundet wird. Der Attentäter glaubte vermutlich, daß jemand im Wagen saße.
19. August. Kurland. Über die zugespitzte Lage in Westkurland lautet ein Bericht aus Ropen wie folgt: Seitdem in Ropen von den Revolutionären der Krug niedergebrannt worden ist (vgl. S. 134, 1. Aug.), haben sich die Verhältnisse auf das äußerste zugespitzt. Die Verhängung des Kriegszustandes und die Ankündigung strengster Strafen für Verbrechen gegen Eigentum und Leben scheinen, zunächst wenigstens, nicht den geringsten Eindruck auf die unruhigen Elemente ausgeübt zu haben. Immer dreister treiben sie ihr Unwesen bei Tag und Nacht. Bewaffnete Banden durchziehen den Wald, halten offen ihre Versammlungen und Uebungen im Schießen, auch im Salvenschießen, ab, zerstören fast täglich von neuem die Telephonleitung und verbieten harmlos ihres Weges fahrenden Leuten die Fahrt in die Stadt. Unbedingt wird ihnen gehorcht. Wie weit die Leute bereits terrorisiert sind, beweist folgende Tatsache: An dem dem Aushebungstermin vorhergehenden Tage erscheint bei einem der Strandwirte ein bewaffneter Mann und befiehlt ihm, unver-

zügig den übrigen am Strande wohnenden Wirten im Namen des sozialdemokratischen Komitees zu melden, daß sie sich mit Fuhrwerken am folgenden Tage in Ropen einzufinden haben, um am Sturme auf das Gut teilzunehmen. Dem Befehl wird gehorcht und am bestimmten Tage macht sich der größte Teil der Strandbauern in 20—30 Wagen auf den Weg, kommt freilich nur bis zum Angermündeischen Krüge, da sie dort die Nachricht erhalten, daß aus dem beabsichtigten Sturm aus unbekannten Gründen nichts geworden ist. Wie weit die Leute freiwillig solchem Befehl gehorcht, wie viele von ihnen sich dazu nur durch die ihnen für den Widerseßungsfall angekündigten Drohungen mit Mord und Brandschatzung haben zwingen lassen, entzieht sich natürlich genauer Beurteilung. — Ein Teil der einberufenen Reservisten war gewaltsam daran verhindert worden, sich am bestimmten Termin in der Gemeindeverwaltung einzufinden.

Auch in der Nacht sind in letzter Zeit verschiedene Höfe, Buschwächtereien und Gefinde durch den Besuch bewaffneter Banden heimgesucht worden. In der Nacht auf den 20. August erzwangen sich etwa 10—15 mit Revolvern und Flinten bewaffnete, bis zur Unkenntlichkeit maskierte Leute den Eingang ins Pastorat und verlangten auch dort Auslieferung etwaiger Waffen, begnügten sich aber, da solche nicht vorhanden waren, mit einem Montecristo. Von einer Vernichtung der Kirchenbücher nahmen sie schließlich auf an sie ergehende dringende Vorstellungen von seiten des Pastors hin Abstand. Von dort begaben sie sich in die Mühle und, da sie auch dort trotz verschiedener Drohungen keine Gewehre erlangen konnten, weiter nach Anzen. Dort mußte ihnen ein Revolver mit 50 dazu gehörenden und 100 leeren Flintenpatronen ausgeliefert werden. Nachdem sie noch verschiedene Forderungen in Bezug auf Lohn-erhöhung der Knechte und Länge der Arbeitszeit vorgebracht hatten, verschwanden sie im Dunkel. . .

Ob eine Untersuchung in dieser Angelegenheit angestellt worden ist, schließt der Bericht, ist nicht bekannt. Daß aber dadurch der Mut dieser Leute und wiederum der Respekt der schon ohnehin Terrorisierten vor ihnen immer mehr wächst, ist nur allzu erklärlich.

19. August. Riga. Zu Anfang August war im „Regierungs-Anzeiger“ eine ausführliche Mitteilung des Polizeidepartements über die Unruhen in Kurland und Livland erschienen. Hierin hieß es: „Die soziale Bewegung unter den Letten des baltischen Gebiets, die sich im letzten Viertel des verfloßenen Jahrhunderts besonders verstärkte, hatte bisher einen fast ausschließlich wirtschaftlichen Charakter und beschränkte sich auf das Streben, der

lettischen Bevölkerung Rechte im Gebiet der örtlichen Selbstverwaltung zu gewinnen. Seit dem Jahre 1903 jedoch begann an diesem friedlichen Kampfe die in den 80er Jahren entstandene „lettische sozialdemokratische Partei“ offen teilzunehmen, und in einer Reihe mit dieser, wenngleich unabhängig von ihr, trat eine „sozialrevolutionäre Organisation“, die sich den Namen „Lettischer Arbeitsverband“ beilegte, mit ihrer schädlichen Tätigkeit hervor.“

„Unter dem Einfluß der verstärkten Agitation, welche von den Vertretern der erwähnten Parteigruppen sowohl unter der städtischen als auch unter der landischen Bevölkerung betrieben wurde, fing die soziale Bewegung im lettischen Gebiet in letzter Zeit in vielen Fällen an, einen scharf revolutionären und häufig offenkundig anarchistischen Charakter anzunehmen und verkehrte sich in ein zügelloses Zerstören aller Stützen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens, womit völlige Verachtung der Religion, des Lebens der Mitmenschen und des privaten Eigentums Hand in Hand ging.“

Es folgt darauf eine eingehende Schilderung des Anwachsens der Bewegung seit Beginn des Jahres 1905 und namentlich seit dem März und April, besonders im Wendischen und Hasenpöthischen Kreise. Zum Schluß hieß es dann: „Nach Ansicht der örtlichen Administration wird die verbrecherische Bewegung von revolutionären Agitatoren geleitet, die ihren Sitz in Riga haben... Die in vorstehender Publikation dargestellten Ereignisse bezeugen die von den revolutionären Parteien bewirkte vollständige Desorganisation des örtlichen kommunalen und politischen Lebens im Gouvernement Kurland und die systematische Verletzung der Staatsordnung, begleitet von Verbrechen gegen Person und Eigentum der Bewohner. Die Folge davon war die Verhängung des Kriegszustandes über das Gouvernement Kurland, in Gemäßheit des Allerhöchsten Befehls vom 6. August dieses Jahres.“

Die Baltische Presse sah in dieser Mitteilung ein unzweideutiges Anzeichen eines Umschlages in der Beurteilung baltischer Angelegenheiten. So schrieb die „Duna-Zeitung“ (19. August Nr. 180):

„Der erste Schritt auf der neuen Bahn wurde durch die für unsere Verhältnisse so vitalen Resolutionen des Ministerkomitees getan. Was bis dahin als ein Unterfangen galt, das durchaus strafbar sein sollte, — der Unterricht in der Muttersprache, — wurde nicht nur freigegeben, sondern mit

einer vernichtenden Kritik der bisherigen Maximen und einer freimütigen Darlegung des Fiasco begleitet. Die Mitteilung des Polizeidepartements über die Unruhen im Baltikum haben eine nicht minder große Bedeutung, wenn diese auch in anderer Richtung liegt. Fast ein Menschenalter hindurch wurde offiziös und fast in der gesamten russischen Presse das Lied von der Unterjochung der Letten und Esten durch die bösen Deutschen gesungen. Die Städte mit ihren „mittelalterlichen“ Gilden und Zünften, die angeblich jede Entwicklung unterbanden, die Ritterschaften, die feudalen „baltischen Ritter und Barone“, die den armen Bauersmann aussaugten und selbst in Palästen wohnten und Millionen zusammenscharten, während der unglückliche Leibeigene mit seinem Vieh im Schweinekoben zusammensaß und ein freudloses Dasein vertrauern mußte, und sie alle, die Städter und Landbewohner, die Barone, Patrizier, Literaten und die Pastoren, die nach der Art von katholischen Pfaffen der Wigblätter nur an ihren Magen dachten und das Volk verdummen ließen, um es in Unterwürfigkeit zu halten, waren umgeben von der Wolke des baltischen „Separatismus“, bereit jeden Augenblick Kaiser und Reich schändlich zu verlassen. . .

Wie ist dieser Obskurantismus mit einem Mal verflogen! Wie wissen die russischen Blätter nach dem Regierungskomunique sich nicht genug zu wundern über die wahre Lage in den Ostseeprovinzen. Jetzt erinnern sie sich der Sisyphusarbeiten der Deutschen, die in den Memorialen und Broschüren, mit statistischen Zahlen aller Art für den Blinden überzeugend nachzuweisen gesucht hatten, wie ganz anders die Wirklichkeit ist, als jene Karrikatur. Jetzt dämmert in diesen Kreisen ein Verständnis für die schweren Bedrangnisse auf, in die wir durch die Grenzpolitik gelangt sind und die uns Deutsche nicht um einen Schritt aus der Bahn überlieferter Tradition der Loyalität haben drängen können. Gewiß, wir haben uns unter Haut gewehrt, wie wir nur konnten, wir haben, immer in der Hoffnung, es werde der Tag kommen, wo auch uns Recht wieder zuteil werden würde, versucht unser Volkstum zu stützen, die Schwachen und Halben, deren es auch in unsren Reihen mehr denn genug gab, zu stärken und mit uns zu ziehen, wir haben, soweit das möglich war, die neuen Institutionen uns anzupassen, den alten Wein in die neuen Schläuche zu gießen uns bemüht. Aber der legale Boden wurde nie verlassen. . . .

Daß die baltischen Deutschen nicht an eine exklusive Stellung denken, — die ja auch völlig undenkbar ist — sondern sich nur nicht aus der ihnen gebührenden Stellung heraus-

drängen lassen wollen, ist ebenso unbestreitbar wie die Tatsache, daß sie, wie die Landtagsreform und die von ihnen stets angestrebten Kompromisse bei den städtischen Wahlen beweisen, das aufrichtige Streben haben, die lettische und estnische Bevölkerung nach Maßgabe ihrer Bildung und ihres Besitzes, resp. ihrer Steuerkraft an der Verwaltung von Stadt und Land teilnehmen zu lassen und ihnen jedes Zugeständnis zur Pflege ihres Volkstums von Herzen gönnen, das ihnen selbst gemacht wird. Die Regierung ist darüber aufs genaueste unterrichtet. Man kann nur aufrichtig wünschen, daß im Anschluß an das durch das Communiqué angefachte Interesse an den baltischen Fragen auch die russische Presse die öffentliche Meinung in objektiver Weise informiert. Man spricht dort so viel von baltischer Reserve russischen Bestrebungen gegenüber. Woher soll die heiße Liebe herkommen, wo man uns so wenig wahres Verständnis entgegengebracht hat? Zuneigung muß billigerweise gegenseitig sein. Darüber hat schon Scheremetjew namens Peters d. Gr. 1710 wahre Worte gesprochen. Es will scheinen, daß wir auf dem Wege der Annäherung sind, die auf Verständnis beruht. Uns soll es freuen!" — —

Wenn mit der Mitteilung des Polizeidepartements beabsichtigt war, auch die Landbevölkerung über das Wesen und die Tragweite der revolutionären Bewegung aufzuklären, so wurde ein solcher Zweck infolge der Haltung der lettischen und estnischen Presse nicht erreicht. Von den lettischen Blättern war es eigentlich nur die „*Rīgas Avīse*", die klar und bestimmt dazu Stellung nahm; von den estnischen gab nur der *Revaler „Eesti Postimees"* einen genügenden Auszug aus jenem wichtigen Dokument wieder. Der „*Postimees*" des cand. jur. J. Tõnisson druckte nur folgendes Telegramm der „*Pet. Tel.-Agentur*" ab: „Petersburg, 13. August. Das Polizeidepartement gibt bekannt, daß die Bewegung unter den baltischen Letten im letzten Viertel des verfloßenen Jahrhunderts, die bis jetzt angebauert hat, einen durchaus wirtschaftlichen Charakter getragen hat. Das Lettenvolk strebt nach Erlangung von Rechten in der örtlichen Selbstverwaltung. Seit dem Jahre 1903 fing die in den 80er Jahren entstandene lettische sozialdemokratische Partei an, in die Bewegung mit einzugreifen. Die Führer dieser Partei verrichteten eifrig Hezarbeit. Sie richteten im örtlichen Leben Wirren an, die Verbrechen im Gefolge hatten. Darum mußte in Kurland der Kriegszustand in Kraft gesetzt werden." — Das war alles, aber auch alles, was der „*Post.*" seine Leser von diesem historischen Dokument unsrer Zeitgeschichte wissen zu lassen für gut befunden hat.

20. August. Riga. In einem Artikel über „die veränderte Lage“ schrieb die „Düna-Ztg.“ (Nr. 181):

„Als die Unruhen auf dem flachen Lande einen revolutionären Charakter anzunehmen begannen, wandte sich die deutsche Presse mit einem warmherzigen Appell an die lettischen Zeitungen zu gemeinsamer öffentlicher Arbeit gegen den Terror. „Wir können nicht helfen!“ tönte es uns entgegen. Verblendung über die wahr: Sachlage und Abneigung gegen die Deutschen vereinigten sich zu dieser überraschenden und bedauerlichen Ablehnung. Bei dieser Stellung sind die meisten lettischen Zeitungen leider geblieben. Von den „Latv. Arvise“ abgesehen, hat die „Rigas Arvise“ in entschiedener Weise gegen Mord und Kirchenschändung Front gemacht, der sich in letzter Zeit die „Tehvija“ anzuschließen begonnen hat. Von einer scharfen Opposition ist jaust wenig oder garnichts zu spüren, umsonst sind die treuherzigen Worte des Bettensfreundes August Vielsenstein, umsonst der Hirtenbrief des kurländischen Generalsuperintendenten gewesen, ohne Eindruck scheinen die vortrefflichen, von tiefem sittlichen Ernst und heißer Liebe zu seinem Volk erfüllten Broschüren M. Needras zu verflattern, zumal weite und einflußreiche lettische Kreise ihre Verbreitung sichtlich nur ungern sehen und ein Teil der lettischen Presse nichts tut, um sie zu unterstützen. So ging denn das Verhängnis seinen Weg. Das Volk, das sich einem verbrecherischen Terror gegenüber sah, blieb in dieser bedrohten Lage, wo Widerstand immer schwieriger wurde, so gut wie ohne Führer, die ihnen den Weg zu entschlossener Gegenwehr gewiesen hätten. . . .

Es ist offenbar auf die Beziehungen lettischer Journalisten zur russischen Presse zurückzuführen, daß in dieser, die doch einen einflußreichen Faktor russischen Lebens darstellt, die revolutionäre Bewegung im Baltikum in tendenziöser Beleuchtung dargestellt oder völlig totgeschwiegen wurde. Irren wir nicht, so haben weder „Now. Wremja“ noch „Russk“, weder „Slowo“ noch „Nascha Schisnj“ und die andern den baltischen Vorgängen eine andere Beurteilung geschenkt, als die abfällige Kritik des angeblich feudalen Deutschtums. Es ist recht bezeichnend, daß die „Now. Wremja“ jetzt, wo das amtliche Communiqué der Regierung über die Unruhen in Liv- und Kurland vorliegt, direkt erklärt: „Die Mitteilungen geben ein so grelles Bild der Langmut der Regierungsbehörden, daß man unwillkürlich verblüfft ist.“ In diesen Zeilen ist in der Tat ein wichtiger Punkt berührt worden. Heute, wo die Verhältnisse sich in so erfreulicher Weise in der Richtung energischer Maßnahmen seitens der Regierungszentrale und der örtlichen Provinzialbehörden geändert haben, wo in Livland neue tatkräftige

Persönlichkeiten sich des Ernsts der Lage bewußt sind, wo in Kurland durch Proklamierung des Kriegszustandes weiteren verbrecherischen Vorgängen hoffentlich ein Riegel vorgeschoben worden ist, muß es offen ausgesprochen werden, daß die „Langmut“ eine perniziöse gewesen ist. . . .

Es ist ein schweres Schuldkonto, das in dieser trüben Zeit ein Teil des lettischen Volkes auf sich geladen hat. „Gewogen — und zu leicht befunden“, so wird das Urteil der Geschichte über so manchen von denen lauten, die als Führer des lettischen Volkes nicht ihre Pflicht diesem gegenüber erfüllt haben, sondern es aus Deutschenhaß und kurzsichtigem politischen Radikalismus, aus Unreife und Spekulationen auf einen allgemeinen Zusammenbruch in eine Lage gebracht haben, die einer Katastrophe nicht unähnlich sieht. Wie hoch gingen doch die Pläne lettischer Politiker! Keine Grenze schien ihnen zu weit, kein Widerstand zu groß. Schon sahen sie sich als Erben der Deutschen, der morituri, schon ratschlagten sie mit den russischen Radikalen in Kongressen. Alle Ermahnungen zur Besonnenheit, zum Frontmachen gegen das Uebermaß, zur Wahrung des Blickes für die Realitäten des politischen und sozialen Lebens, von wem sie auch kommen mochten, wurden in den Wind geschlagen. Vergebens hat Hr. Weinberg in der „Rigas Anwise“ gewarnt und wieder gewarnt, man verhöhnte ihn und wollte ihm nicht glauben, wenn er sagte, die radikalen Letten frevelten an ihrem Volke und verdürben ihm die Zukunft. Daß . . . auch für uns das Kaiserliche Wort, das in Bezug auf die Bauerrevolten im Saratowschen gesagt worden ist: „Es ist an der Zeit, daß die revolutionäre Bewegung aufhört!“ Geltung haben könnte, scheinen die Agitatoren gar nicht in den Kreis ihrer Erwägungen gezogen zu haben, und auch die, welche aus der Bewegung ihr nationales Schäflein ins Trockne bringen wollten, naiver Weise nicht recht geglaubt zu haben. . . . Der Satz in dem Aufruf des kurländischen Gouverneurs wird Tatsache werden: „Ordnung und Ruhe werden wiederhergestellt werden, welche Strafen und Opfer es auch kosten möge.“ Dann aber wird es nicht leicht werden, das so tief erschütterte Vertrauen zu dem lettischen Volke bald zu restituieren. Die Unschuldigen werden mit zu leiden haben, was die Revolutionäre verbrochen. . . .

Zu unserem schmerzlichen Bedauern sind wir Deutschen in diesem Jahre um so manche Erfahrung trüber, deprimierender Art reicher geworden. Gewiß wird auch die Erinnerung an das Revolutionsjahr allmählich in den Hintergrund treten, aber heute klappt der Riß tiefer, als jedem lieb sein muß, der weiß, daß wir alle, die diese Scholle bewohnen, auf einander ange-

wiesen sind. Gebe daher Gott, daß im lettischen Volk die Ueberzeugung sich Bahn breche, daß Reformen nur auf dem Wege der Ordnung zu erreichen sind und daß weder die Regierung noch wir Deutschen im Lande uns Konzessionen, die wir für unzeitgemäß halten, mit Gewalt abtrogen lassen. Wenn diese Ueberzeugung wieder allgemeiner wird, wenn das Volk erkennt, daß der Weg, auf den es verbrecherische Agitatoren oder weltfremde Phantasien gedrängt haben, ein falscher ist, so wird sich im Provinziallandtag, in der Fürsorge für Kirche und Schule, im wirtschaftlichen Wettstreit wieder der Boden finden, um gemeinsam zu arbeiten und dieses böse Jahr allmählich vergessen zu machen. Daß diese Ueberzeugung immer allgemeiner werde und die wirklichen Freunde des lettischen Volkes wieder mehr zu Wort kämen, das wird jeder wünschen, der die baltische Heimat lieb hat.“ — — —

Zu diesem Artikel bemerkt die „Rigas Arvise“ (Nr. 181): „Es sind 37 Jahre vergangen, seit mit der Gründung des litg. lett. Vereins die nationale Bewegung begann. Während dieser ganzen Zeit gelang es den Deutschen kein einziges Mal eine begründete Anklage über die nationale lettische Bewegung einzureichen. Sie hielt sich immer auf gesetzlicher Grundlage, pflegte ebenso die Angelegenheiten des lettischen Volkes wie die Reichsinteressen und lehrte die Letten dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Dadurch wuchsen sie von Jahr zu Jahr an Kraft und Bedeutung und waren gegen böse Gerüchte gesichert. Dieser verdiente gute Ruf war so stark, daß die Regierung auch in diesem Jahre den unter ganz anderen Umständen eingereichten Klagen keinen Glauben schenken wollte. Jetzt, nach 37 Jahren, ist deutscherseits der Regierung eine begründete Anklage übermittelt worden. Zum ersten Mal haben Letten in politischer Hinsicht Dinge vollbracht, deren sie sich schämen müssen, die sie nicht verantworten können. Zum ersten Mal haben sie sich als unsinnige Aufrührer erwiesen. Obgleich die Scheußlichkeiten nur von einem kleinen Teil des Volkes vorbracht worden sind, wird doch die Verantwortung dem ganzen Volk zugeschoben, weil ein großer Teil der lettischen Presse nicht gebührend gegen die Unordnungen aufgetreten ist, sondern mit ihrem Stillschweigen sie indirekt vertreten oder entschuldigt hat (wobei ein Organ, die „Peterb. Arvise“, ganz direkt die revolutionäre Bewegung unterstützt hat). — Der an der jetzigen Unehre mitbeteiligte Teil der lettischen Presse hat, wie wir kürzlich nachgewiesen haben, auch jetzt sein Verhalten nicht geändert, und auch außerhalb der Presse setzt die radikale Partei ihr Vernichtungswerk fort.“

In einem andern Artikel sagt dasselbe lettische Blatt (Nr. 178): „Das Verhalten einiger lettischer Zeitungen hat in zweifacher Weise irreführt. Erstens hat es die Regierung täuscht und zweitens einen Teil des lettischen Publikums, welches, da die Regierung schwieg, den Schluß zog, daß die Bewegung keine böse sei, sondern daß sie eine Basis und Zukunft habe. Wäre die ganze lettische Presse von Anfang an gegen sie mit Entschiedenheit aufgetreten, so hätten die Unordnungen bald aufgehört.“

20. August. Riga. Als eine Partie der einberufenen Reservisten zum Güterbahnhof abgefertigt wurde, werden von den den Zug begleitenden Leuten, meist halbwüchsigen Jungen, in der Suworow- und Säulenstraße sämtliche Laternen zertrümmert und viele Fenster eingeschlagen.
- Im Keller eines Juden in der Moskauer Str. Nr. 29 wird ein Lager revolutionärer Druckschriften entdeckt, mehrere tausend Proklamationen in russischer, lettischer und hebräischer Sprache. Nach einer besonderen „Abrechnung“, die im Besitz des Kellerinhabers gefunden wurde, hatte er im Laufe des August bereits gegen 25,000 Proklamationen verteilt.
- Nachts erfolgt bei einem jungen Juden in der Dorpater Str. Nr. 26 eine Explosion, durch die er schwer verletzt wird. Die Wohnung gehörte zwei Frauenzimmern, von denen die eine, Behre mit Namen, als Korrektrize an der lettischen Zeitung „Mahjas Weefis“ beschäftigt war.
20. August. Spiegelfabrik Katharina (Nordlwl.). Der Landgendarm wird aus dem Hinterhalt durch einen Flintenschuß verwundet.
20. August. Libau. Straßenkampf zwischen Militär und Revolutionären. Zur Vermeidung von Unruhestörungen beim Abgang des zweiten Reservistentransports (vgl. 19. August) waren weitgehende Sicherheitsmaßregeln getroffen worden, Militär auf den Straßen postiert und der Bahnhofsplatz abgesperrt. Bald nach 6 Uhr abends marschierten die Reservisten, von Truppen eskortiert, unter den Klängen einer Musikkapelle vom Alleeplatz ab, wo sie zum Abschied bewirtet worden waren. Im Gegensatz zu der Bewirtung des ersten Reservistentransports kamen diesmal keine Ungehörigkeiten vor. Das Hoch auf S. M. den Kaiser wurde mit Begeisterung aufgenommen und ebenso das Hoch, das die Reservisten auf den Festungskommandanten als Ausdruck des Dankes für die ihnen zuteil gewordene Bewirtung ausbrachten. Bezeichnend für die ruhige und vernünftige Haltung der Reservisten war auch der Umstand, daß die 200 Mann, die vom ersten Reservisten-

transport unbefugterweise zurückgeblieben waren, sich sämtlich freiwillig wieder gestellt hatten.

Ohne Ruhestörungen gelangte der Zug bis hinter den Johannisplatz. Dort drängte sich ein Haufe Sozialisten, Männer und Weiber, in die Reihen der Reservisten und suchten das Ende des Zuges aufzuhalten und zum Umkehren zu bewegen. Sie wurden jedoch schnell von Kosaken und Dragonern auseinandergetrieben. Aus einem Haufen Tumultuanten in der Bahnhofstraße wurde ein Stein geworfen, der einen Dragoneroffizier am Kopf verwundete, und fast gleichzeitig wurde hinter einem Bretterzaun hervor ein Revolverchuß auf einen Dragonerposten abgefeuert. Aus dem Hause Förster, in welches sich eine Anzahl Sozialisten von der Straße aus geflüchtet hatte, fielen 10—12 Schüsse auf die Truppen in der Bahnhofstraße. Die dort aufgestellte Infanterieabteilung erwiderte diese Schüsse mit einigen Salven auf das Haus. Polizeimannschaften und Soldaten rissen in wenigen Augenblicken den erwähnten Bretterzaun nieder, drangen in die Gärten und Höfe ein und machten sich an die Verfolgung der aus dem Hause Flüchtenden. Dies war der Beginn eines regulären Feuergefechts zwischen dem durch diese Ueberfälle erbitterten Militär und den Revolutionären, die aus den Fenstern und von den Dächern einer Reihe von Häusern in der Bassin-, Bahnhof- und Nigajchen Straße auf die Truppen feuerten. Nach etwa 1½ Stunden war die Ruhe wiederhergestellt. Im Laufe der Nacht und des Sonntags wurden 8 Tote, darunter ein Schutzmann, und 20 Verwundete, darunter 2 Frauen, im städtischen Krankenhause eingeliefert. Außerdem gab es eine Anzahl Leichtverwundeter. Die 8 Toten wurden auf der Straße vor dem Hause Förster gefunden; wie viele jedoch im Hause, sowie in den umliegenden Gärten und Höfen gefunden wurden, ist offiziell nicht mitgeteilt worden. Ein beteiligter Dragoneroffizier gab mit Bestimmtheit 69 Tote an. — 122 Personen wurden verhaftet. Auf seiten der Polizeimannschaften und der Truppen wurde außer dem Dragoneroffizier und dem Schutzmann nur noch ein Festungssoldat verwundet. Bis in die späte Nacht hinein wurden alle Straßen in Neu-Libau von starken Truppenabteilungen besetzt gehalten. — Der erschossene Schutzmann begleitete einen Reservisten, seinen Verwandten, zum Bahnhof, als er plötzlich hinterrücks von einem Manne durch drei Revolverchuße ermordet wurde. Als er bereits leblos auf der Erde lag, trampelte der Mörder noch mit Füßen auf den Kopf des Toten. Darauf entfernte er sich, nachdem er noch den Säbel des Schutzmanns zerbrochen und die untere Hälfte seinem Kumpen abgegeben hatte. Es gelang jedoch ihn zu verhaften.

20. August. Riga. Im „Jonathan-Verein“ wird wieder ein „politischer Abend“ abgehalten (vgl. 6. August). Die Sitzung wurde von dem Administrator der „Baltijas Wehšinesis“, Arved Berg, eröffnet, der zum Präsidenten Herrn Buschewitz vorschlug. Das Protokoll führte Herr Assar II. Vor allem wurde das Schicksal der „Peterburgas Awise“ besprochen. Das auf der vorigen Sitzung gewählte Komitee berichtete zu dieser Angelegenheit, daß es sich nicht empfehle, das beabsichtigte Gesuch um Rehabilitierung der „Pet. Awises“ an kompetenter Stelle einzureichen, denn ihr Herausgeber, Rahwinski, habe gesagt, daß ihm das nichts nützen würde. Auf die Frage, warum eigentlich die „Pet. Aw.“ beim Senat verklagt seien, erklärte Herr Assar, es sei deshalb geschehen, weil 1) einige Uebersetzungen aus dem Russischen in etwas entstellter Form gebracht worden seien, und 2) hauptsächlich, weil das Blatt Opposition gegen den „Rigaschen Lettischen Verein“ gemacht habe. Nach Monatsfrist werde das Senatsurteil erfolgen und das Blatt dann wieder erscheinen. Herr Berg beantragte, daß bei der bevorstehenden Senatorenrevision in den baltischen Provinzen das „Bureau“ (d. h. das geschäftsführende Komitee bei der von Assar gegründeten Institution) eine Petition in Betreff aller baltischen Angelegenheiten, wie Presse, Streiks, Reichsduma zc. einreiche. Der nächste Abend soll am 3. September im Lokal des „Ausetlis“ stattfinden.
20. August. Dondangen (Kurl). Der Bierführer des Gutes wird unterwegs von einer Bande überfallen und beraubt. — Revolutionäre Proklamationen sind auf dem Windau-Dondangenschen Wege überall ausgestreut. — In diesen Tagen wird auch auf dem Beigut Wehden von einer Bande nach Waffen geforscht und dem Pächter, der keine zu besitzen versicherte, der Tod angedroht, falls sich bei wiederholtem Besuch nach vier Wochen herausstellen sollte, daß er doch welche besitze. — Ein ganz ähnlicher Vorgang spielte sich beim Müller in Angermünde ab. Die Banden erscheinen gewöhnlich beritten und immer maskiert, und nur nachts, also nicht mehr mit so offenem Visir, wie noch kurz vorher. Auch mehreren Förstern in dieser Gegend statteten sie dieser Tage, nach Waffen suchend, Visiten ab.
20. August. Woißel (Nordlitf.). Der Landgendarm Meleski wird auf einem Amtsgang überfallen und durch drei Schüsse lebensgefährlich verwundet. (Es ist seit Beginn des Jahres der vierte Mord in der Gegend.)
21. August. Neval. Ein Schutzmann im Fischgraben wird von einem Kerl attackiert. Die sich um die beiden ansammelnde

Menge fängt aufscheinend an für den Angreifer Partei zu ergreifen. Da dieser Auflauf einen ernstern Charakter anzunehmen droht, wird eine Kosakenpatrouille requiriert, welche, nachdem etliche Schüsse aus den umliegenden Häusern abgegeben worden waren, die Menge zerstreut.

21. August. Libau. Ein Schutzmann auf Posten wird von einem Niegrandschen Bauern mit einem Messer überfallen; er verhaftet den Attentäter.

— Schülern wird auf Befehl des Generalgouverneurs das Betreten der Straßen nach 9 Uhr abends verboten.

21. August. Estland, Kr. Wiek. Über bedrohliche Symptome berichtet eine Korrespondenz des „Nevaler Beobachters“: „Mit der zunehmenden Dunkelheit nimmt auch die Unsicherheit auf dem Lande erschreckend zu. Es vergeht kaum eine Nacht, wo man nicht hier oder da einen großen Feuerschein sieht, ja gewöhnlich sieht man sogar mehrere auf einmal. So erzählt der Lehtigalsche Postbote, daß er in der Nacht vom 16. auf den 17. August auf seinem Wege von Lehtigal nach Hapsal an 9 Stellen Feuerschäden gesehen habe. Sobald irgendwo eine Kiege mit Korn oder eine Scheune mit Klee gefüllt ist, wird sie sofort ein Raub der Flammen. Die Brandstifter sind bisher noch nirgends entdeckt worden. Auch nächtliche Ueberfälle kommen vor. . . Wie die Leute erzählen, sollen auch schon in einigen Kirchen in der Landwiek Unruhen geplant, aber bisher immer noch im letzten Moment von der estnischen Gemeinde selbst verhütet worden sein. Alles dies deutet darauf hin, daß auch bei uns in Estland die Saat zu revolutionären Unruhen reichlich gestreut wird. Hoffentlich wird sie durch ein energisches Vorgehen der Regierung im Keim erstickt und nicht so lange gewartet werden wie in Kurland.“

- ca. 21. August. Reval. In der estnischen Zeitung „Walgus“ bricht sich anscheinend eine der Stellung der „Rigas Awiše“ analoge Haltung verständiger Art Bahn. Sie reproduziert u. a. warnende Artikel des lettischen Blattes und spricht sich in einem längeren Leitartikel für die Annahme der Vorlage zur Reform des Landtages aus, weungleich sie bedauert, daß die Landlosen nicht vertreten sind und daß der Vorsitzende eo ipso ein Vertreter des Adels ist.

22. August. Reval. Die Streikbewegung ist im Rückgang begriffen. Eine Arbeiterversammlung, die in Römme stattfinden sollte, kam nicht zustande, da die etwa 80 Arbeiter, die ein hingeschicktes Kosakenpfeff nachmittags dort antraf, sofort auseinandergingen, ohne daß es zu einem Konflikt gekommen wäre.

— Am folgenden Tage bringt ein entlassener Arbeiter in die

Fabrik „Volta“ und sucht die Arbeiter zur Einstellung der Nachtarbeit zu bewegen. Seine Absicht mißlingt jedoch völlig. Als er nun hinterrücks einen Meister überfiel und die Mitarbeiter schreiend aufforderte, ihn in einen Sack zu stecken sowie die Maschinen zu demolieren, rührte sich kein Mann. Er wird verhaftet.

23. August. Reval. Ein Kosak wird auf der Straße durch einen Steinwurf am Kopfe leicht verletzt. Der Täter entkommt. — Ein Schutzmann wird überfallen; er steckt den Angreifer durch einen Schuß nieder.
23. August. Ervahlen (Kurl.). Ein Herr G. wird nachts auf der Landstraße, in der Nähe der auf dem Gute Poperwahlen stationierten Dragonerpatrouille, von etwa 15 „bärtigen“, mit Flinten bewaffneten Männern überfallen und nach Waffen und Wertgegenständen durchsucht.
23. August. Riga. In der Werkstätte von Mesewsky an der Petersburger Str. versuchen mehrere Leute die Arbeitseinstellung zu erzwingen. Als der Eigentümer ihnen entgegentritt, feuern sie auf ihn mehrere Revolvergeschüsse ab und entfliehen.
23. August. Riga. In der „Rigas Awise“ erörtert ein Leitartikel (des Redakteurs F. Weinberg) die Frage, wovon das Schicksal des lettischen Volkes gegenwärtig abhängt. Er weist zunächst darauf hin, daß die radikale Agitation mit ihren Unordnungen und Gewalttaten, wie das aus der Publikation des Polizeidepartements hervorgehe, das ganze lettische Volk mit Schmach bedeckt und das Vertrauen zerstört habe, welches die Letten sich früher bei der Regierung erworben hatten. — „Die Letten werden jetzt als ein Volk angesehen, das von einer revolutionären, ja sogar anarchistischen Bewegung ergriffen ist. Zwar wird anerkannt, daß das Gros der Bevölkerung durch Drohungen oder Gewaltakte und Morde terrorisiert worden sei; dennoch hat das indolente Verhalten der großen Mehrheit den Unruhen gegenüber, resp. die Duldung der Unruhen, die überdies manche Zeitungen durch wohlwollendes Stillschweigen direkt unterstützt haben, einen dunklen Schatten auf das ganze lettische Volk geworfen.“ Weiter betont das Blatt, daß in einer wichtigen Ära der Reformen, wo von der Fundierung der Selbstverwaltung in unsrer Heimat die Rede gewesen sei, der gute Ruf der Letten zugrunde gerichtet und ihre Hoffnung auf Vermehrung ihrer politischen Rechte zunichte gemacht sei. Das Deutschtum werde jetzt wieder in die Höhe steigen und das Lettentum zur Seite gedrängt werden. Dennoch seien die Rechte, die man gewähre oder nehme, und der Standpunkt, den man einem Volke anweise, etwas Neues, wovon das Schicksal des Volkes nicht abhängt. Ungünstige äußere

Umstände könnten nur für eine gewisse Zeit die Lage eines Volkes herabdrücken; nach einiger Zeit könne sie sich wieder ändern. Das, wovon das Schickjal eines Volkes abhängt, sei etwas Inneres. — Zu den inneren Fehlern nun, welche ein Volk verderben und zugrunde richten können, gehöre der sozialrevolutionäre oder anarchistische Geist, der sich bei uns im letzten Jahr offenbart habe in Unordnungen und groben Gewalttaten. Aber man müsse anerkennen, daß dieser Fehler dem wahren Kern des Volkes fremd sei und fremd bleiben werde. Die Keime dazu seien von außen eingeschleppt worden, ebenso wie eine Seuche durch fremde Bazillen entstehe. Diese können auch in einen gesunden Körper einbringen. Das Auftreten von Sozialisten und Anarchisten unter den Letten beweise daher noch nicht die Verderbtheit des lettischen Volkes. Die entscheidende Frage sei nun die: wie verhält sich der gesunde Körper des Volkes gegen jene Krankheit? Reagiert er dagegen und widersteht er sich in genügendem Maße der Seuche? „Das ist es, wovon in Wahrheit das Schickjal und die Zukunft des lettischen Volkes abhängen. Alles andere kann mit der Zeit wieder repariert werden; aber wenn der Kern des Volkes, den wir die lettische nationale Partei nennen, unfähig und untauglich zur Ausstoßung des Krankheitsstoffes aus dem Volkskörper ist, so ist die Sache der lettischen Nationalität dem Untergang geweiht.“ — Das Blatt des Herrn Weinberg hofft nun, daß dem lettischen Volke der Untergang erspart bleiben wird, aber man müsse zugestehen, daß zurzeit der lettischen nationalen Partei, von der die Zukunft des lettischen Volkes abhängt, noch viele Mängel anhaften. Sie sei noch lange nicht so stark, wie sie sein müsse, um das Schickjal des Volkes zu lenken. Der Artikel schließt mit einem Appell an die lettische nationale Partei, in dieser Hinsicht Wandel zu schaffen.

24. August. Riga. Frühere Arbeiter der Baltischen Waggonfabrik wollen die Anstellung neuer Arbeiter verhindern. Die angesammelte Menge muß schließlich durch Kosaken auseinandergetrieben werden.
24. August. Mitau (Livl.). Brandstiftung auf dem Pastorat. Drei Gebäude brennen nieder. Auf der Veranda des Wohnhauses war auch Stroh angehäuft und mit Petroleum übergossen; das angelegte Feuer war jedoch von selbst erloscht.
24. August. Kurland. In den Kreisen Grobin und Gasenpoth wurden von der Polizei im Laufe des Sommers 135 Flinten, Revolver und Pistolen und 25 Fahrräder konfisziert.
25. August. Riga. Der Wächter der Sägemühle von Schaje Berlin wird von mehreren Bewaffneten überfallen und seiner

Waffen beraubt. Die Polizei verfolgt die Banditen und verhaftet einen von ihnen, worauf die übrigen ihn vergeblich zu befreien versuchen und dabei 10—15 Schüsse abgeben, ohne jemand zu treffen. Der Arrettierte war ein junger „Phönix“-Arbeiter.

25. August. Riga. In Hagensberg explodiert in einem Bäckerladen eine Art Bombe, die ziemlich großen Schaden anrichtet und von einer fremden Person daselbst niedergelegt war.
- In der Moskauer Str. wird abends ein Schutzmann durch mehrere Revolvergeschüsse ermordet.
25. August. Riga. Die Unsicherheit auf der Landstraße veranlaßt die zur Stadt fahrenden Landleute nur in größerer Anzahl zur Stadt einzufahren und diese auch nur in langer Wagenreihe wieder zu verlassen.
25. August. Lubessern (Kurl.). Auf Baron Hahn-Lubessern wird in seinem Park aus dem Hinterhalt ein Büchsenenschuß abgegeben, der jedoch fehlgeht. (In Lubessern war bereits am 9. August eine große Miede in Brand gesteckt worden.)
25. August. Wilkenhof (Livland). Der Wirt des Wahnul-Gesinde schießt einen fremden Agitator nieder, der zwischen ihm und seinem Knecht „vermitteln“ wollte. Dieser Wirt wird verhaftet.
26. August. Wenneser (Estl.). Nachts wird eine Dreschscheune niedergebrannt. Es ist hier bereits die fünfte Brandstiftung. Schon im Mai und Juni waren eine Kiefernshonung und ein Blockhaus im Walde, dann am 14. August eine große Heuscheune und am 20. August wieder zwei Scheunen in Brand gesteckt worden. „Das böseste ist nur das, heißt es in einer Korrespondenz aus der Gegend, daß keine Leute mehr zum Bewachen zu haben sind, weil sie einfach zu feige dazu sind oder vielleicht auch andere Gründe haben.“
26. August. Riga. Ein abends auf der Marienstraße gehender Kosak wird überfallen und durch Revolvergeschüsse ernst verletzt.
26. August. Riga (Livl.). Eine Feldscheune wird in Brand gesteckt. In ihr hatten im Juni und Juli Kosaken gestanden.
26. August. Riga. Nachmittags dringen etwa 8 Bewaffnete in eine Monopolbude in Mühlgraben, berauben die Kasse und werfen die Flaschen in den Garten.
26. August. Ropen (Westfurland). Dem Oberförster in Anzen werden von einer berittenen und bewaffneten Bande die Buschwächler-Flinten abgenommen; eins seiner eigenen Gewehre wird ihm übriggelassen, doch muß er versichern, daß weiter keine mehr vorhanden seien.

26. August. S a a r e m o i s (Ksp. Tarwast, Livl.). Nachts erschienen drei Bewaffnete bei der unweit des Leprosoriums gelegenen Bude. Der Bruder des Budeninhabers, namens Jakobson, ein eben vom Kriegsschauplatz zurückgekehrter Soldat, öffnete die Haustür, wurde aber sofort mit einem Schuß in die Brust empfangen, so daß er lautlos zusammenbrach. Als der Budeninhaber sich sodann auf der Türschwelle zeigte, erhielt er einen Schuß, der ihm die Kinnlade zerschmetterte; er fand gerade noch Zeit, sich in seine Wohnung zurückzuziehen, als von außen her ganze Salven von Schüssen auf das Haus abgefeuert wurden. Mittlerweile hatte der Ueberfallene seine Flinte geladen und sich gegen seine Angreifer auf die Lauer gelegt. Beim Aufleuchten eines von den Banditen entzündeten Streichholzes gab er einen Schuß ab, der sein Ziel nicht verfehlte. Dies bewog die Banditen mit ihrem verwundeten Spießgesellen das Weite zu suchen.
27. August. R i g a. Eine Anzahl Streifagitatoren versuchen die beim Kanalbau in der Moskauer Str. beschäftigten Arbeiter zur Einstellung der Arbeit zu zwingen, indem sie die tief unten beschäftigten Leute mit großen Steinen bewerfen. Sie werden jedoch von diesen stark verprügelt und dann von der Polizei verhaftet.
27. August. R i g a. In der Jakobstädtischen Str. wird ein Schutzmann von mehreren Leuten überfallen; er verwundet einen von ihnen durch einen Schuß. — Auf einen zweiten Schutzmann wird in der Moskauer Str. von drei jungen Leuten einige Mal ohne Erfolg geschossen; der Schutzmann erwidert das Feuer und verwundet einen schwer.
27. August. P o p e r w a h l e n (Kurland). Auf den Gutsbesitzer Baron Schilling wird im Walde von mehreren Leuten ein Attentat versucht. Er befand sich auf dem Wege zu seiner Fasanerie, als er am Waldesrande einen mit einer Flinte bewaffneten Mann erblickte. Als Baron S., durch ein Dickicht schleichend, sich auf ihn anzupürschen versuchte, erblickte er hinter einem großen Stein einen zweiten Mann, der auf ihn angelegt hatte. Baron S. riß seinen Dreiläufer an die Wange und die Schüsse knallten a tempo. Die Nepposten aus der Flinte des Gauners schlugen in einen Baum, neben dem Baron S. stand. Dem Attentäter flog die Mütze vom Kopfe, er ließ sein Gewehr fallen und taumelte, offenbar am Kopf erheblich verletzt, in den Wald. Im selben Augenblick sprang ein drittes Subjekt hinzu, raffte Flinte und Mütze seines getroffenen Komplizen auf und verschwand, während auf Baron S. noch zwei Kerle mit bereit gehaltenen Gewehren zukamen. Beide bekamen Feuer — der eine auf 45 Schritt

einen Schrottschuß in die Brust, während der andere wahrscheinlich mit dem Büchslauf gefehlt wurde. Beide verschwanden im Dickicht.

27. August. Donbassen. Der Lehrer der Gemeindeschule in Newesien Danziger und der Gemeindeschreiber Sauleskain werden wegen „Aufreizung der Bevölkerung gegen die Regierungsgewalt“ verhaftet. — In der Nacht werden auf einem Donbassenschen Beigut zwei gefüllte Getreidescheunen in Brand gesteckt.
27. August. Windau. Auf dem alten lutherischen Kirchhof findet man fünf Grabkreuze abgebrochen und andere Grabschändungen ausgeführt. — Dem Pastor der lettischen Gemeinde, Gläfer, wird durchs Fenster ein Fläschchen mit einer stinkenden Flüssigkeit in die Wohnung geworfen.
27. August. Blieden (Kurl.). Auf den Bevollmächtigten des Gutes, Fürsten Lieven, werden auf einer Fahrt aus dem Hinterhalt mehrere Schüsse abgegeben; nur der Rutscher erhält dabei leichte Streifwunden.
28. August. Lechts (Estl.). Auf den Chef der V. Sektion der Baltischen Eisenbahn, den Ingenieur G. Baron Hönningenshuene, wird bei der Station Lechts hinterrücks geschossen; die Kugel streift dicht an seinem Ohre vorbei. Der Attentäter war der Sohn eines Eisenbahnbediensteten. Er wird von der Eisenbahngendarmerie verhaftet, doch trieb er sich, wie die „Rev. Jtg.“ berichtete, schon wenige Tage später „aller Fesseln ledig wieder fröhlich am Attentatsort herum. Möglicherweise ist er nur zeitweilig „auf Ehrenwort“ entlassen worden oder aber der Herr Ingenieur hat sich gänzlich geirrt und nur eine Bremse größeren Kalibers für eine vorüberlaufende Flintenkugel angesehen.“

Die verhezte Stimmung der Bevölkerung illustriert ein Fall, der sich in Johannis (Jermen) in diesen Tagen ereignete. Die Baronin S. kam auf einer Fahrt an der Bierbude vorüber, wo eine hundertköpfige Menge versammelt war. Da versuchte ein Haufe Angetrunkenen, den Wagen umzuwerfen. Sie hoben ihn auch schon in die Höhe, gaben dann jedoch aus irgend welchen Gründen ihr Vorhaben auf.

28. August. Kaltenbronn (Estl.). Nachts werden 4 gefüllte Heu- und Getreidescheunen und die Maschinenriege niedergebrannt.
28. August. Bersohn (Livl.). Der Landgendarm wird aus dem Hinterhalt durch einen Schuß mit gehacktem Blei am Kopfe verwundet.
- In Lasdohn wird die Monopolbude, die zwei Wochen zuvor bereits einmal demoliert worden war, niedergebrannt.

28. August. Pernigel (Viol.). Einige Heuschöber, Getreide und Flachs wird niedergebrannt, auch an der Kiege (erfolglos) Feuer angelegt. Es sind die ersten Vorkommnisse dieser Art in der Gegend.
28. August. Ragdangen. Der Arrendator von Zegen und Alaschen, R. Beritz, wird auf der Rückfahrt von Hasenpoth von seinem eigenen Vorarbeiter überfallen und durch Messerstiche schwer verwundet.
28. August. Estland. „Über die Zustände im Hapsal= schen Kreise, heißt es in einem Bericht des „Rev. Beob.“, sollte man sich ja nicht täuschen. Dunkle Gerüchte über bevorstehende Schandtaten sind im Umlauf. Die Polizei kann den an sie gerechterweise gestellten Anforderungen nicht genügen; deshalb gelangt auch nicht aller Unfug zur Anzeige. Nachdem Unsummen allmählich in Flammen aufgehen und der gerötete nächtliche Horizont zum gewohnten Anblick geworden, ist bisher noch kein Fall bekannt, daß ein Brandstifter, Wegelagerer oder Drohbrieffschreiber ergriffen und ein Exempel statuiert worden sei. Zu den Schrecken des Feuers gesellen sich nunmehr die nächtlichen Ueberfälle (vielfach durch Steinwürfe oder durch über die Straße gespannte Stricke) auf der Landstraße. In der Nacht kann niemand mehr fahren, und man richtet es jetzt so ein, daß man Nachtfahrten vermeidet, oder wenn es sein muß, sich bis an die Zähne bewaffnet.“
30. August. Südost-Livland. Zahlreiche Brandstiftungen kommen fortwährend vor. Sehr groß ist auf den Gütern Döben und Sawensee der Verlust an Heu und Klee durch Brandstiftungen, so daß für die Pferde der dort stationierten Kosaken bereits das Futter fehlt und gekauft werden muß. Besonders umfangreich ist das Verbrennen von Getreide in Sawensee auf dem Felde. Ein großer Teil Roggen ist durch Feuer vernichtet worden und es beginnt jetzt auch das Vernichten anderer Getreidegattungen.
30. August. Mahrzen (SOViol.). Auf den Längendarm wird auf einer Dienstreise aus dem Hinterhalt eine Salve von Schüssen (wohl aus Militärflinten) abgegeben, durch die aber bloß sein Pferd verwundet wird.
31. August. Livland. In Rarkus wird die Maschinenriege niedergebrannt, in der Neu=Salischen Hofsage Plettenberg eine Kleescheune, in Posendorf der Holzstapel des Gutes.
31. August. Dubenalken (Kurl.). Die streifenden Knechte sollen ermittelt werden. Zehn von ihnen hatten sich ursprünglich am Streik nicht beteiligt. Diesen wurden in einer Nacht die Fenster eingeschossen, worauf auch sie die Arbeit niederlegten.

„Die Hasenpöthche Gegend steht sichtlich unter dem Druck der Libauschen sozialdemokratischen Agitation, während im Norden und Osten Kurlands mehr die Aufwiegler aus Riga ihr Wesen treiben.“

Ende August. Kurland. Die Verhältnisse in Kurland werden in der Zuschrift eines kurländischen Edelmanns an die „Kreuzzeitung“ beleuchtet. Es heißt darin u. a.: In den Ostseebädern von Ostpreußen sieht man unter den Gästen viele Familien, die aus den Ostseeprovinzen, größtenteils aus Kurland geflüchtet sind. „Die kurlischen Großgrundbesitzer bringen ihre Familien auf deutschem Boden in Sicherheit, um dann selbst wieder auf ihre Besitzungen zurückzukehren, die meisten mit einem, manche auch mit zwei Todesurteilen der anarchistischen Partei in der Tasche. Aus jedem Strauch, aus jedem Waldesdunkel kann sie die tödliche Kugel treffen; aber ebenso auch auf ihrem Hofe, im eigenen Hause. Begreiflich ist es da, daß die Zurückbleibenden in banger Sorge den Gatten, Vater oder Sohn wieder ins Heimatland zurückziehen sehen, wissen sie doch nicht, ob es nicht das letzte Mal ist, daß sie ihnen ins Auge gesehen, ihnen die Hand gedrückt haben.

Bisher hat man im Auslande wenig Interesse und Teilnahme für diese Vorgänge gehabt. Allgemein herrscht in Deutschland die falsche Auffassung, die deutschen Besitzer hätten es dort nur mit einem gewöhnlichen Arbeiterstreik zu tun, mit einem Handvoll Bauern, Arbeitern, die nur eine Verbesserung ihrer Lebenslage, ihres Lohnes suchen und hin und wieder etwas energisch ihre Wünsche ausdrücken. Man denkt, es hänge nur von der Gutwilligkeit einzelner Gutsbesitzer ab, die Sache sofort zu bessern, zu ändern, sobald sie die gerecht erscheinenden Forderungen erfüllen. Die russische Presse, die wirklichen Verhältnisse nicht kennend, den Ernst der Situation nicht in seiner ganzen Bedeutung erfassend, spricht gar frohlockend von dem erwachenden Selbstbewußtsein der Letten und Esten. Wenn das Selbstbewußtsein der Völkerschaften sich Bahn bricht durch anarchistisches Getriebe, durch Zerstörung des Staatsregiments, durch Gefährdung des einzelnen Menschen an Gut und Leben, wenn das erwachende Selbstgefühl und die Kulturgelüste sich neue Wege bahnen wollen durch anarchistische Bewegung, durch Brand und Mord, durch völliges Zerstören des Bestehenden, wenn alles, was Moral und gute Sitte zum Gesetz macht, mit Füßen getreten wird, wenn die revolutionären Banden die Gemeindefhäuser mit dem gesamten amtlichen Material zerstören und ihre revolutionären Redner selbst wagen, die geheiligte Person des Kaisers anzugreifen und dessen Bilder zu zerreißen, ja dann muß ein auf solchen Wegen sich bekun-

bedendes Selbstbewußtsein mit allen zur Hand stehenden Mitteln energisch unterdrückt werden, denn dann handelt es sich eben um einen gefährlichen Auswuchs, der in einem geordneten Staate nicht geduldet werden darf. Die Ansicht ist völlig irrtümlich, daß es sich hier nur um eine rein lettische oder estnische Bewegung handelt, die Sache hat einen viel tieferen Untergrund, die Aufwiegler, die Anführer sind ganz international, es sind unter ihnen Deutsche, Belgier, Franzosen. . . Unter den Anführern hört man oft französisch und deutsch sprechen, die Organisation ist eine ganz zielbewußte, sie rührt von Leuten her, die nur gekommen sind, um Schritt für Schritt das Netz ihrer anarchistischen Propaganda weiter zu spannen. Geld spielt bei ihnen keine Rolle; die Anführer kommen sogar auf Automobilen angefahren und stellen ihre Anforderungen an die Gutsbesitzer, während ihre Emisäre auf Fahrrädern das Land durchlaufen, Reden haltend, die Leute aufwiegelnd, Proklamationen verteilend.“

September.

1. Sept. Rappo (Estl.). Zwei Feldscheunen mit Futter werden durch Brandstiftung eingeäschert.
 1. Sept. Eckau (Kurl.). Nachts wird einer von den von der Eckauschen Gemeinde zur Bewachung der Moskau-Windauer Bahnlinie angestellten Wächtern angeschossen.
 2. Sept. Libau. In Neu-Libau wird in der Lasarewstr. ein geheimes Waffenlager entdeckt, in dem 45 Flinten, 42 geschliffene Bajonette, 3 Kisten Munition gefunden werden. — Eine Agitatorin, die russische revolutionäre Proklamationen an Soldaten verteilte, wird verhaftet.
 2. Sept. Riga. Der Prisiawagehülfe Plifatus wird nachmittags bei der Kleinschen Fabrik in der Rumpenhoffschen Straße von einem Mann überfallen und durch drei Dolchstiche lebensgefährlich verwundet, so daß er abends verbleibet.
 2. Sept. Kurland. Auf den Gütern Medsen, Medbjern, Miftern und Kerflingen werden Scheunen durch Brandstiftung eingeäschert.
 2. Sept. Kerflingen (Kurland). Der Wirtschaftsgehülfe des Gutes wird auf einer Fahrt von vier mit Flinten bewaffneten Leuten beschossen; er bleibt unverletzt.
 2. Sept. Uhla (Livl.). Eine Riege mit der ganzen Kleeernte des Jahres wird durch Brandstiftung eingeäschert.
- Anfang September. Dorpat. Der Redakteur des „Postimees“, J. Tönnison, sendet Sammler in die deutschen Häuser, um für den projektierten Brunkbau des estnischen Wanemuine-

Theaters Spenden zu sammeln. Die „Nordbl. Ztg.“ erhebt dagegen Einspruch, indem sie schreibt: „Eine moralische oder sonstige Pflicht für die Deutschen zu einer Unterstützung dieses Unternehmens liegt unseres Erachtens in keiner Weise vor, auch wenn man grundsätzlich noch so sehr für ein friedliches Zusammengehen der beiden Nationalitäten eintreten mag. Hier handelt es sich nicht um irgend einen Notstand, sondern um die Befriedigung eines Luxus- und Prestigebedürfnisses in majorem gloriam der Tönisson'schen Richtung, welcher in direkter Feindseligkeit gegen unser Deutschtum rastlos und unverföhnlich arbeitet. Wir haben keinen Grund, der estnischen Kunst ein gutes Theatergebäude zu mißgönnen, aber erst recht keinen Grund, dem Prestigebedürfnis der unentwegten Tönisson-Partei von uns aus zu einem Triumph zu verhelfen.“

Hiergegen protestiert dann J. Tönisson in „Postimees“: man habe es hier durchaus nicht mit einer windigen Hochstapelei zur Verherrlichung einer politischen Partei unten den Esten zu tun. „Wenn man deutscherseits in engherziger nationaler Ueberhebung und unter dem Einfluß althergebrachter Vorurteile es mit Fleiß darauf angelegt hat, weiteren Kreisen des Volkes den Weg zum kulturell wichtigen künstlerischen und musikalischen Genießen usw. zu verlegen, soll das estnische Theater- und Konzerthaus gerade durch die Größe der Anlage die Bühne als ein kulturelles Institut und eine „moralische Anstalt“ und die Musik als echte Volksbildnerin weitesten Kreisen zugänglich machen. Daß dabei zugleich an die Festigung der nationalen Existenz durch solche Kulturmittel gedacht worden ist, — wer von wahrhaften Freunden der Kultur sollte solches dem estnischen Kleinvolk, dem alle Machtmittel zur nationalen Selbstbehauptung fehlen, verdenken wollen?! Vielmehr dürfte es als billig erscheinen, daß auch das kulturell wohl situierte deutsche Element, dem auch Schreiber dieses gern eine Berechtigung in unsrer Heimat zuerkennen möchte, sofern es sich als wahres Kulturelement betätigte und aufhörte in der Sphäre des sozialen und kommunalen Lebens, der Landesverwaltung usw. die Herrschaft auszuüben und anzustreben, solchen Bestrebungen aufrichtiges Wohlwollen und Verständnis entgegenbrächte.“

Die „Nordbl. Ztg.“ hebt demgegenüber die „Dreistigkeit“ des cand. jur. J. Tönisson hervor, „daß er in einem Augenblick, wo er seine Sammler in die deutschen Häuser zum Erbitten von Gaben für den von ihm „zur Festigung der nationalen Existenz“ in seinem Sinne zu errichtenden Prachtbau ausendet, noch von „engherziger nationaler Ueberhebung“ unsrer Deutschen zu reden wagt.“

Ueber die Haltung mancher deutscher Kreise in Dorpat schreibt A. v. Tiedbühl in der „Nordbl. Ztg.“: „Es klingt kaum glaublich, ist aber tatsächlich wahr, daß gleich bei Beginn der Spenden Sammlung Jan Tönisson und seine Leute wirklich die Stirn gehabt haben, sich an hiesige deutsche Kaufleute und Literaten zu wenden und — bei einzelnen von ihnen wahrhaftig Gegenliebe gefunden haben! — — Diesem Manne wird von seinen insultierten deutschen Gegnern nicht die Tür gewiesen, nein, er erhält, was er wünscht, und wird noch überdies als „Idealist“ gepriesen!! Man weiß wirklich nicht, worüber man sich mehr wundern soll: über die sich übergipfelnde Dreistigkeit — oder über die perverse „Humanität“ der von ihm Angebeteten! Haben denn jene Herren die letzten Jahre verschlafen und verträumt, muß ihnen immer noch erklärt werden, daß keine einzige der Tönissonschen Unternehmungen unpolitischer Natur ist, daß auch ein Theaterbau, gegen den ja natürlich im Prinzip, und wenn er sich in bescheidenen Grenzen hielte, absolut nichts einzuwenden wäre, sobald er von Tönisson unternommen wird, so wie die Dinge heute liegen, nichts weniger als eine neutrale, rein humane Kultur-aufgabe darstellt. . . .“

3. Sept. Riga. In einem Hause an der Ecke der Sumorow- und Mühlenstraße findet ein Bodenbrand statt. In der nächstfolgenden Zeit wiederholen sich die Bodenbrände an vielen Stellen der Stadt in sehr auffallender Weise so oft, daß an absichtlichen Brandstiftungen nicht zu zweifeln war. Schließlich gelingt es der Polizei der Brandstifterbande (meist Halbwüchslinge) habhaft zu werden.
3. Sept. Aruppen (Kurl.). Auf den Wächter des Gutshauses werden nachts drei Revolvergeschüsse abgefeuert, die jedoch fehlgehen.
4. Sept. Estland. In Engdes brennt eine und in Paster 3 Heuscheunen nieder.
4. Sept. Asp. Seßwegen (Livland). In einer Korrespondenz aus der Gegend heißt es: „Allnächtlich lodern Flammen gegen den Himmel und Tausende von unersehbaren Werten werden sinnlos und ruchlos vernichtet. Enorme Futtervorräte an Klee, Heu, Stroh, Körnern, — eine Unzahl an nötigen Wirtschaftsgebäuden fallen anarchistischen Räuberbanden zum Opfer, die Viehzucht der Provinz wird ruiniert und damit der wirtschaftliche Zentraquell unterbunden, und es will nicht gelingen, die Schuldigen dem strafbaren Arm der Gerechtigkeit auszuliefern.“ So brannten z. B. am 30. August in Bukowsky gleichzeitig 3 Heuscheunen, am 4. September in Sawensee und Lindenbergs Kornscheunen und in Alt-Kalzenau auf

dem Felde Saatflee usw. — Auch im Siffegalschen Asp. brennt es; so in Wattram 5 Scheunen und in Laubern 1: Scheune.

4. Sept. Meiran (Violand). Den Buschwächtern werden von einer mit falschen Werten maskierten Bande die Gewehre abgenommen und die Telephonapparate geraubt. Der Altvasein-Buschwächter hatte sich fast $1\frac{1}{2}$ Stunden gegen die Kerle gewehrt, von seiner Waffe aber keinen Gebrauch machen können; seine Kräfte waren endlich erlahmt, und da keine Hilfe von den anwohnenden Forstknichten gekommen war, mußte er sein Gewehr loslassen. Außer ihm, seinem kleinen Kinde und seiner alten Mutter war niemand im Zimmer gewesen. Wie es sich herausgestellt, hatten an der Tür und unterm Fenster im Garten 2 Mann Wache gehalten. Jeden, der ins Zimmer der Buschwächterei hat kommen wollen, haben sie gedroht niederzuschießen. Der ganze Hof ist von Bewaffneten umstellt gewesen.
4. Sept. Lubahn (Viol.). Die Monopolbude wird demoliert und dem Lehrer an der Ministerschule sowie dem Landgendarmen die Fenster eingeschossen. Nachts verlangte ein als Offizier verkleideter Mann beim Landgendarmen Einlaß und schoß auf ihn, als er öffnete; die Kugel ging jedoch fehl.
4. Sept. Fischehlen (Violand). Abends um 8 Uhr wird im Fischehlenschen Kapschekrug der Krüger Andr. Kalning und seine Frau erschossen. Ueber den Vorfall berichtet der sogleich herbeigerufene Kreischefsgehülfe B. v. Kautensfeld (Vier Monate unter den Revolutionären in Violand. Berlin 1906. Selbstverlag. S. 23 ff.): Als er in den Krug trat, saßen in der hell erleuchteten großen Schenkstube 33 zechende Personen, zum Teil schwer montiert; hinter dem langen, fast die ganze Breite des Zimmers einnehmenden Schenkstische, wo das Krugpersonal und namentlich der Krüger selbst vermutet werden mußte, befand sich niemand. „Wo ist der Krüger? Was geht hier vor?“ rief ich in die Menge hinein. Alles blieb stumm, keiner rührte sich. Ich befahl den Soldaten mit je zwei Mann die drei Ausgänge zu besetzen und nicht eine Menschenseele hinauszulassen, bei dem geringsten Versuch, den Ausgang zu erzwingen, aber von den Waffen sofort Gebrauch zu machen, und betrat die zweite, sog. Honoratiorenstube. Hier saßen um einen Tisch 9 Personen mit Trinken beschäftigt, von diesen 5 Gemeindebeamte. Dicht neben dem Schenkstisch stand ein Bett, in welchem der Krüger lag, zwar noch atmend, jedoch im letzten Stadium der Agonie. In dem daran stoßenden Wohnzimmer war die bewußtlose Frau des Krügers gebettet; ihr Lager umstanden weinend und jammernd ihre beiden Töchter im Alter

von 10 und 14 Jahren. . . . Das Verhör der Anwesenden, eine Prozedur, die 12 volle Stunden in Anspruch nahm, war völlig wertlos und brachte nicht mehr Licht, als wie aus der Befundaufnahme zu schöpfen war. Wie das Einmaleins plapperte Mann für Mann fast wörtlich übereinstimmend seine Aussage her: er wisse von nichts, habe niemanden gesehen, nur zwei rasch hintereinander fallende Schüsse gehört und die Eheleute zusammenbrechen gesehen. Einige wollten nicht einmal das Schießen vernommen haben. . . Die Untersuchung ergab folgendes: Der Plan zur Untat war jedenfalls in der schräg gegenüber dem Krüge belegenen Bude zur Reife gelangt, denn schon eine Stunde vorher waren zwei Personen hin- und hergewandert, offenbar zur Feststellung des günstig erscheinenden Augenblicks. Eine nicht unwesentliche Rolle hatten hierbei einer der Gemeindebeamten und drei junge Mädchen übernommen. Zur Ausführung war eine Droschke benutzt worden, welche, von der Bude kommend, in leichtem Trabe, ohne anzuhalten, am Krüge vorüberfuhr und an der Ecke Aufstellung nahm. Beim Passieren des Einganges war der Mörder abgesprungen, hatte mit wenigen Sägen die in die Schankstube führende Thür erreicht, selbige aufgerissen und von dieser Stelle aus durch zwei wohlgezielte Schüsse in wenigen Sekunden zwei Menschenleben vernichtet, laufend danach die Droschke erreicht und war mit dieser davongejagt. Ueber das Motiv war jeder Zweifel ausgeschlossen, denn an der Eingangstür fand ich ein an die Adresse des ermordeten Krügers gerichtetes, vom Revolutionskomitee unterzeichnetes, mit Blei flüchtig, zweifellos kurz vor der Tat in der Bude abgefaßtes Schreiben, inhalts dessen dem Krüger für eine mir über eine Brandstiftung gemachten Anzeige, der Frau aber für die den Kosaken gemachten Handleistungen der Tod förmlichst angezeigt und und jedem „Spion“ eine gleiche Strafe angedroht wurde.

5. Sept. Riga. In der Russisch-baltischen Waggonfabrik werden nach wochenlangem Stillstand die Arbeiten wieder aufgenommen, jedoch im Laufe des Tages von neuem eingestellt, da die Arbeiter die Forderung stellen, daß alle vor der Streikzeit auf der Fabrik beschäftigt gewesenenen Arbeiter wieder zur Arbeit zugelassen werden sollen.
5. Sept. Pankelhof (Kurl.). Der Gesindewirt Schindler wird aus Rache dafür, daß er der Wahrheit gemäß auf Befragung ausgesagt, daß seine beiden Knechte sich freiwillig den streifenden Banden angeschlossen hatten, von einer Bande überfallen. Da er selbst abwesend war, wird seine Frau erschossen.
5. Sept. Rigascher Kreis. Lindenruh (oder Kolzen?). Alle noch auf dem Felde befindlichen Getreidestapel des Ge-

- meinbeältesten Sch. sowie seine Heuschene (die ganze Ernte und alles Viehfutter) wird nachts in Brand gesteckt.
6. Sept. Riga. Eine Monopolbude in Mühlgraben wird von bewaffneten Leuten beraubt.
- Der Meister der Cassellaschen Fabrik, H. Weide, wird in der Dünamündschen Str. überfallen und durch Messerstiche gefährlich verwundet.
6. Sept. Fistehlen (Livland). Der greise griechisch-orthodoxe Priester J. Lihzit wird abends, als er mit seiner Familie bei Tische sitzt, mit zwei Schrotschüssen in den Kopf, die durchs Fenster abgegeben werden, ermordet. Nach dem ersten Schuß hob der Mörder das Rouleaur in die Höhe, um sich von der Wirkung zu überzeugen, worauf er den zweiten Schuß abfeuerte. — Lihzit war der Verfasser der 1868 von J. Samarin veröffentlichten „Memoiren eines rechtgläubigen Letten“ (Indrik Straumit).
6. Sept. Estland. Der Schmiesche Postknecht wird auf dem Wege zwischen St. Martens und Rõthel durch einen Schuß aus dem Hinterhalt lebensgefährlich verwundet. Der Attentäter, der erkannt worden war, wird verhaftet, aber in Hapsal, obwohl die Polizei ihn schuldig befand, sogleich wieder auf freien Fuß gesetzt.
- Die Raubüberfälle und Brandstiftungen nehmen auch in Estland zu. Täglich berichten die Revaler Blätter von Brandstiftungen auf Gütern, namentlich an Heu- und Getreidescheunen (so am 5. Sept. in Odenwald, am 6. in Waimara, ferner in Sastama und Mäama, am 14. auf den Gütern Wall, Wenden und Kirrimäggi usw.).
6. Sept. Meiran (Livland). Eine Bande von ca. 30 Mann erschießt 30 dem Arrendator Hirsch gehörende Stärken auf dem Heuschlag und brennt dann einen Heustapel nieder.
7. Sept. Riga. Die Feuerwehr, welche zu einem Brande in Sassenhof ausrückt, wird auf dem alten Lagerplatz von einer vielköpfigen Menge durch Steinwürfe und Drohungen mit Waffen zur Umkehr gezwungen, und das Löschen des Brandes so verhindert.
7. Sept. Muremoise (Livl.). Aus der Gemeindeverwaltung wird ein Teil des Archivs, Paßblanketts, Siegel, Stempel, Mobilisierungsakten geraubt und auf der Landstraße verbrannt. — Auch in dem Gemeindehause in Daugeln werden die Gemeindebücher geraubt und das Kaiserbild verunglimpft.
7. Sept. Riga. Abends werden die Direktoren der Cassellaschen Fabrik Dr. O. Gall und Dr. W. Schmidt auf der Heimfahrt in der Schloßschen Straße aus einem Hinterhalt von mehreren Leuten beschossen. Sie bleiben unverletzt; eine Kugel

durchbohrt den Hut Dr. Schmidts. Doch wird der Rutscher durch eine Kugel am Kopfe tödlich verwundet und stirbt wenige Stunden später. — Das Attentat galt wahrscheinlich dem Dr. Schmidt.

7. Sept. Riga. Einbruch ins Zentralgefängnis und gewaltsame Befreiung von Verbrechern. Morgens um 2 Uhr drang ein Haufe von mehr als 50 Mann, alle bewaffnet, mittelst Nachschlüsseln durch die Hauptpforte in den Hof des Zentralgefängnisses und von dort in die Abteilung für Einzelhaft, welche sich im 3. Stockwerk befindet. Dort schlugen sie an zwei Zellen das Glas der Gucklöcher aus, schnitten dann aus den Türen große Löcher aus, durch welche 2 politische Verbrecher, die der Anfertigung von Bomben angeklagt waren, flüchteten; dasselbe taten sie auch bei der dritten Zelle, in welcher sich der politische Verbrecher Orlow befand, der sich jedoch weigerte, seine Zelle zu verlassen. Hier trat ihnen der Aufseher des Gefängnisses Semen Baronow entgegen, den die Strolche entwaffneten und durch einen Revolver schuß schwer verletzten. Infolge dieses Schusses lief der Aufseher Woldemar Gritsis hinzu und eilte, als er den Ueberfall bemerkte, auf den Hof, wo sich auf seine Alarmsignale der Chef des Gefängnisses, seine Gehülfsen und ca. 60 Aufseher und Wächter versammelten. Unterdeß waren die Einbrecher gleichfalls auf den Hof gekommen, wo es zwischen ihnen und den Aufsehern zu einem blutigen Kampfe kam. Es wurden hierbei erschossen 2 Aufseher und 2 schwer verletzt. — Hierauf versperrten die Einbrecher von außen die Pforte und warteten auf ihre Verfolgung. Als die Aufseher sich auch daran machten, den Einbrechern nachzueilen, wurden sie mit Schüssen empfangen, worauf sie sich zurückziehen mußten.

Um dieselbe Zeit standen 2 Schutzleute in der Tulaschen Straße auf Posten. Als sie die Schüsse vernahmen, riefen sie sogleich auch einen Nachtwächter hinzu und begaben sich eiligst zum Zentralgefängnis. An der Ecke der Tulaschen und Kalugaschen Str. begegneten sie 5 Mann, die vom Gefängnis gelaufen kamen. Als sie diese ergreifen wollten, sprangen die 5 Mann in bereitstehende Fuhrmannswagen und fuhren davon. Die Schutzleute nahmen gleichfalls Fuhrleute an und verfolgten sie. Als der eine Schutzmann eine Fuhrmannsequipe in der Jaroslawischen Str. einholte, schoß der Verfolgte auf ihn mit einem Revolver. Der Schutzmann wurde getötet, doch gelang es dem andern Schutzmann, dem Nachtwächter und dem Fuhrmann, den Mörder in der gr. Bergstraße zu ergreifen. Ein andres Individuum wurde von ihnen an der Ecke der Katholischen und großen Moskauer Str. arretiert. Der erstere gab

sich als ein gewesener Arbeiter der Fabriken „Union“ und „Bohle“ aus, der andere war ein 19 Jahre alter Jude.

7. Sept. Kurland. Zwischen dem 2. und 7. Sept. werden zweimal Versuche gemacht, durch auf die Schienen gelegte Balken Zugentgleisungen auf der Moskau-Windauer Bahn herbeizuführen.
8. Sept. Riga. In eine Monopolbude an der Petersburger Chaussee wird eine Stinkbombe geworfen.
— Abends wird ein Schutzmann an der Bauskeschen Straße überfallen und schwer verwundet.
9. Sept. Riga. Der Lederhändler D. Glaeser wird durch einen Revolverchuß ermordet. Er war mehrere Tage hindurch von Arbeitern um Unterstützung angegangen worden, die er ihnen einige Tage hindurch verabsolgt hatte. Schließlich hatte er die Leute abgewiesen, wobei einer von diesen beim Hinausgehen ihm mit der Faust gedroht und ihm zugerufen hatte: er werde daran schon denken.
9. Sept. Wolmar. Der Stationshalter der Pferdpost, seine Gattin und sein Kutscher werden auf einer Fahrt auf der Landstraße vom Walde aus beschossen und verwundet.
9. Sept. Fickel (Estl.). Am Markttage kommt es zu erheblichen Erzeissen. Der Akzisebeamte Gurin, der über den verbotenen Branntweinhandel ein Protokoll aufnehmen wollte, wurde zu Boden geworfen und derart malträtirt, daß er schwer verletzt wurde. Die Polizei mußte nach einem regelrechten Feuergefecht den Kampfplatz räumen und suchte in einem festen Gebäude Schutz, wo sie sich mit blanker Waffe gegen die Anstürmenden verteidigen mußte.
9. Sept. Petersburg. Im Gebäude des Bezirksgerichts, in welchem sich auch der Appellhof befindet, entsteht in rätselhafter Weise eine Feuersbrunst, durch die u. a. die Akten über die Unruhen in den Ostseeprovinzen vernichtet werden.
10. Sept. Riga. In dem Hause Nr. 12 an der Mühlenstraße wird eine verbotene Versammlung aufgehoben und 16 Personen dabei verhaftet.
10. Sept. Laudohn (Estl.). Die Monopolbude wird niedergebrannt. Charakteristisch waren dabei die begleitenden Umstände. Die Monopolbude befand sich in einem früheren Krugsgebäude, in dem auch der Pächter des Krugslandes und noch andere Leute wohnten. Schon seit längerer Zeit war es bekannt, daß diese Monopolbude niedergebrannt werden sollte. Als einige Wochen zuvor an einem Sonntag der Gemeindevorsteher eine Versammlung der „landlosen Leute“ berufen hatte, fürchtete man, es könne der Monopolbude Gefahr drohen; indeß eine Rosenpatrouille, die sich rechtzeitig eingefunden

hatte, überwachte die Versammelten, die dann auch ruhig nach Hause gingen. Als die Gefahr nun immer drohender wurde, wandte der Monopolverkäufer sich an die Kreispolizei mit der Bitte um beständigen Schutz. Die Kreispolizei beauftragte die Gemeinde, Wächter hinzustellen. Die Brandstifter aber sahen diese als kein Hindernis an, sondern schickten ein paar Tage vor dem Brande den Bewohnern des Hauses anonyme Briefe zu mit der Aufforderung, daß sie ihre Habe herausräumen sollten, weil die Monopolbude abgebrannt werden solle. Die Briefe sind der Gemeinde- und Outspolizei mitgeteilt worden und jeder räumte, was er herausräumen konnte. Als eine Strohlage noch in der Nähe des Gebäudes stehen geblieben war, baten die Brandstifter den Tag vorher, auch diese zu entfernen, wenn der Besitzer nicht Schaden erleiden wolle. So war denn am 9. abends alles in Sicherheit gebracht. In der Nacht um $1\frac{1}{2}$ wurde mit einem Flintenschuß das Signal gegeben, die Stadollspforte wurde aufgebrochen und Feuer hineingetragen, und bald brannte das ganze Gebäude. Löschen durfte niemand, die Brandstifter drohten jeden, der sich dazu rühre, zu erschießen. Um ihren Drohungen Nachdruck zu geben, wurde dazwischen auch immer geschossen. Erst als es nicht mehr möglich war, die Flammen aufzuhalten, wurden fruchtlose Rettungsoperationen des Gutsarbeitspersonals zugelassen.

10. Sept. Riga (Livland). Pastor Karl Schilling wird ermordet. Um Mittagszeit klopfte ein Mann an das Arbeitszimmer des Pastors. Auf das „Herein“ des letzteren trat ein Unbekannter ein und überreichte ihm einen Brief. Als Pastor Schilling sich abwandte, um den Brief zu öffnen, feuerte der Unbekannte fünf Revolvergeschüsse auf den ihm den Rücken zuwendenden Pastor, der, auf den Tod getroffen, zusammenbrach und nach 10 Minuten verschied. Als der Mörder die Treppe hinabstieg, traf er ein Dienstmädchen, das er mit vorgehaltener Waffe zum Schweigen zwang, und mit den Worten „Der ist fertig!“ auf einen auf der Bank vor dem Pastorat sitzenden Kumpen zuing, mit dem zusammen er verschwand. — Bereits im März hatte Pastor Schilling einen lettischen Drohbrief erhalten, in dem es u. a. hieß: das sei die erste Glocke! Er werde am 31. März erschossen werden, wenn er nicht alle Forderungen des lettischen sozialdemokratischen Komitees auf Erlaß der Pächten, Akzidentien usw. sofort erfülle. Im Juli erhielt er einen zweiten Drohbrief: „Das ist die zweite Glocke! Lassen Sie jetzt auf, die dritte wird bald ertönen.“ Pastor Schilling sind dann noch viele Briefe zugegangen, die er aber, da sie sämtlich unfrankiert waren,

nicht angenommen hat. — Pastor Schilling hatte mit seiner Gemeinde niemals irgend einen Konflikt gehabt.

In der lettischen Presse jagte die „Rīgas Aizīde“: „Wenn eine Nation ruhig Mordtaten duldet, dann kommt deren Fluch über das ganze Volk. Das ist ein Gesetz von Ewigkeitsbedeutung. Und ist das nicht ein Dulden der Mordtaten, wenn diejenigen, deren Pflicht ist, das Volk durch Schriften zu belehren, stillschweigen? Wenn diese kein Wort zur Verdamnung der Bewegung, die diese Mordtaten verursacht, finden? Nein, diese sind moralisch Mitschuldige.“ — Der „Baltijas Vestnesis“ tat nur mit dünnen Worten des Geschehnißes Erwähnung, aber fügte seinerseits kein Wort hinzu. Desgleichen brachte die „Deenas Lapa“ nur die nackte Tatsache.

10. Sept. Durben (Kurland). Die Telephonverbindung von Durben nach Preekuln und Līgutten wird in einer Woche mehrere Mal durchschnitten.
- In Preekuln wird die Kasse der Monopolbude von vier bewaffneten Männern beraubt; über das Geld quittierten sie im Namen des lettischen sozialdemokratischen Bundes. Sie zertrümmerten außerdem mit Stöcken zahlreiche Flaschen mit Branntwein.
10. Sept. Rīga. Bei einem Hausbesitzer in Solitūde und einem Kaufmann ebendasselbst erpreßt eine Bande von 6 Mann durch Drohungen Geld, über dessen Empfang sie mit dem Stempel der sozialdemokratischen Partei versehene Quittungen ausstellt.
- In der Altonaer Straße wird ein Schutzmann durch zwei Revolvergeschüsse getötet.
10. Sept. Baltischer Kreis. Die Telephonleitung der livländischen Zufuhrbahn wird an zwei Stellen zerstört.
10. Sept. Mitau. Dragoner verfolgen den der Ermordung eines Gerichtspräsidenten und des Ueberfalls auf Gemeindeverwaltungen verdächtigen Bauern Lindermann. Dieser verbirgt sich im Gebüsch, beginnt zu schießen und verwundet einen Landpolizisten. Darauf wird er durch Schüsse der Dragoner getötet.
10. Sept. Grünhof (Kurl.). Im Leel-Spurge-Gesinde wird durch Polizei und Militär eine Haussuchung gemacht und dabei zwar nicht die dort vermuteten Waffen, aber doch einige Munition und Proklamationen gefunden. Der Wirt wird verhaftet; sein Sohn, ein Polytechniker, der als Hauptschuldiger galt, war entflohen, der zweite Sohn, ein Realschüler, saß schon seit längerer Zeit im Gefängnis.
11. Sept. Rīga. In der Marienstr. wird abends der Gefängnis-aufseher Mironow von zwei jungen Leuten durch Revolvergeschüsse

ermordet. Als man dann die Leiche fortbringen will, wird aus der angesammelten Menschenmenge auf die Polizei mit Steinen geworfen.

— Nachts wird ein Wächter der Kanalisationsarbeiten von drei Deuten überfallen und mit Steinen schwer verwundet.

11. Sept. Sunzel (Livl.). Nachts werden von eingedrungenen Tumultuanten in der Monopolbude zahlreiche Flaschen zer= schlagen.

11. Sept. Alt-Schwaneburg (Livl.). Kirchendemon= stration. Der Sonntags-Gottesdienst, zu dem eine zahlreiche Gemeinde versammelt war, verlief in ungestörter Ruhe bis zum Schluß der Predigt. Kaum aber hatte der Pastor die Kanzel verlassen, als eine Taube mit roten Fähnchen los= gelassen wurde; die Gemeinde begann in größter Aufregung aus der Kirche zu laufen. Es gelang dem Pastor jedoch, indem er vom Altar aus sie aufforderte zurückzukehren, die Ruhe wieder herzustellen. Die Kirche füllte sich wieder, trotz des furchtbaren Geruchs, den zwei mit stinkender Flüssigkeit gefüllte und an den Eingängen hingeworfene Gläschen im ganzen Raum verbreitet hatten. Türen und Fenster wurden geöffnet. Das Dankgebet für den Frieden, die Fürbitte für den Kaiser und das Abendmahl konnte ruhig stattfinden.

12. Sept. Riga. In der Revaler Str. wird abends ein Kojak durch vier Revolvergeschüsse ermordet.

12. Sept. Wihz emhof (Livl.). Die Futterscheune wird nieder= gebrannt. Ein Versuch, auch den Pferdestall anzustecken, wird durch den Kutscher vereitelt.

12. Sept. Ringm undshof (Livl.). Zwei Heuscheunen werden in Brand gesteckt und vier Tage später das Riegeengebäude, das mit der ganzen Klee-, Gerste- und Haferernte und der Dreschmaschine niederbrennt.

13. Sept. Kolken (Livl.). Die Kolkenische Gemeindeversamm= lung beschließt 9 Personen, die sich an 30 in der nächsten Umgebung im letzten Jahre begangenen Verbrechen nach all= gemeiner Ueberzeugung beteiligt haben, als erwiesene Verbrecher zu betrachten und den Gouverneur zu bitten, sie verhaften zu lassen und der gesetzlichen Strafe zu übergeben.

13. Sept. Tolama (Nordlivl.). Auf der Hoflage Lichtenhof wird eine Scheune mit der ganzen Gersten- und Haferernte in Brand gesteckt.

13. Sept. Bernau. Aus der Zinten hofischen Apotheke werden starkwirkende Gifte gestohlen, während alle andern Waren und sogar die Kasse unberührt bleiben.

13. Sept. Libau. Die Kondukteure und Wagenführer der Straßenbahn treten in den Ausstand. Am Abend vorher wird

ein Bahnwagen auf der Alexanderstraße mit Steinen bombardiert und dabei mehrere Scheiben zertrümmert und der Schaffner verletzt. — Der Verkehr wird eingestellt und sämtliche Angestellte entlassen.

- ✓ 14. Sept. Dorpat. Eine Studentenversammlung („Sschodfa“) berät über Aufnahme oder Nichtaufnahme der Studien. Mit 547 gegen 5 Stimmen sprechen sich die Studierenden für einen Aufschub der Kollegia vorläufig bis zum 20. September aus. Dies wird der Universitätsobrigkeit mitgeteilt. Am 15. Sept., dem von der Universitätsobrigkeit festgesetzten eigentlichen Termin des Beginns der Vorlesungen, machen nur einige Studenten den Versuch, mit den Kollegia zu beginnen; sie geben diese Absicht jedoch nach einer Besprechung mit den betr. Dozenten wieder auf.
14. Sept. Poperwahlen (Kurl.). Auf einen vor den Fenstern des Herrenhauses nachts wachenden Wuschwächter wird aus dem Hinterhalt geschossen. Er bleibt unverletzt. — In derselben Nacht werden in dem in der Nähe liegenden Garten des Pastorats Erwahlen 30 Obstbäume böswillig vernichtet.
14. Sept. Hapsal. Auf den Gutsbesitzer v. R. wird, als er auf der Landstraße zu Wagen den Weiskensfeldschen Krug Walzgewälja passiert, ein Revolverschuß abgefeuert, der aber fehlschlägt.
15. Sept. Dubenallen (Kurland). Die Monopolbude wird nachts von 4 Leuten beraubt und die Flaschen zertrümmert.
15. Sept. Station Marienhof (Kreis Hasenpeth, Kurl.). Der Stationschef Kumschewitz wird ermordet. Er hatte im Stationskontor 2 Männer bemerkt, die sich an der Kasse zu schaffen machten. Auf seine Frage, was sie bei der Kasse suchten, feuerte der eine Eindringling aus unmittelbarer Nähe einen Schuß ab, der ihn an der Schulter und seine hinter ihm stehende Frau am Arm verwundete. Nun flüchtete er mit seiner Frau und suchte vom Hof aus in seine Privatwohnung zu gelangen. Die ihm nachgefeuerte zweite Kugel ging fehl. Inzwischen war der zweite Verbrecher auch auf den Hof gelangt und feuerte von dort aus einen dritten Schuß ab, der den Stationschef im Rücken traf. Der Getroffene fiel tot nieder. Die Frau suchte Rettung in einer unweit belegenen Wächterhütte. Ehe Hilfe eintreffen konnte, beraubten die Mörder die Kasse, wälzten den Ermordeten auf den Rücken, um ihm noch die Taschen zu durchsuchen, zertrümmerten die Fenster und Laternen des Stationsgebäudes und suchten dann das Weite.
15. Sept. Alt-Ottenhof (Livl.). Im Kauschegesinde wird eine Scheune mit der ganzen diesjährigen Ernte in Brand gesteckt; einem andern Wirten wird nachts aller Saatflachs verstreut.

15. Sept. Bersohn (Viol.). Einige Schüler der Bersohn'schen Schule waren eifrig damit beschäftigt, die in nächster Nähe der Schule vorbeiführende Telephonleitung zu zerstören, während der Schulmeister der Arbeit der ihm anvertrauten Jugend zusah, als plötzlich Kosaken erschienen und dem „Jdyll“ ein jähes Ende bereiteten.
16. Sept. Nordlivland. In Repschhof werden nachts vier Wirtschaftsgebäude niedergebrannt und in derselben Nacht in Terrastfer eine Kiege mit Stroh.
16. Sept. Riga. Die lettische Zeitung „Mahjas Weesis“ wendet sich in einem Artikel gegen die anarchistischen Untaten und verurteilt sie scharf. Nach einer Bemerkung der „Rigas Awise“ tritt jetzt die ganze lettische Presse ernstlich gegen die Unruhestifter auf, mit Ausnahme dreier Blätter: des „Balt. Westn.“, der „Deenas Lapa“ und des „Apskats“.
16. Sept. Gothensee (Nordlivl.). Durch Brandstiftung wird eine Scheune mit der Sommerernte und der Dreschmaschine eingäschert.
16. Sept. Bersohn (Südlivl.). Ein nach Bersohn fahrender Herr wird auf der Straße von einer Anzahl halbwüchsiger Jungen überfallen, sein Pferd angehalten und er selbst mit Knütteln und Steinen bedroht. Er befreit sich durch einige kräftige Peitschenhiebe.
16. Sept. Regel (Estl.). Auf der Landstraße wird der Bauer Rutland hinterrücks ermordet. Es liegt ein Racheakt vor.
17. Sept. Libau. Von den sechs jüdischen Stadtverordneten legen vier ihr Mandat nieder, da sie nicht von der Bevölkerung gewählt, sondern von der Administration ernannt seien, und da sie es in jetziger Zeit nicht mehr mit ihren Ueberzeugungen vereinbaren könnten, an den Arbeiten der Stadtverordneten-Versammlung teilzunehmen. Es sind das: die Herren Glasberg jun., Nachmann, Solomonowitsch und Behrmann.
17. Sept. Grünhof (Kurl.). Das Jaunsem-Gesinde wird von 3 Bewaffneten überfallen, die 2 Schüsse durchs Fenster abgeben, ohne jedoch jemand zu treffen. — Einige Stunden später wird auch das Gudrik-Gesinde überfallen. Hier werden, als der Wirt nicht öffnen wollte, 4 Schüsse durchs Fenster abgegeben, durch die der Wirt nicht unerheblich verwundet wird. — In derselben Nacht wird in der Nähe des Beigutes Deggenhof der Kutscher des Gr.-Eckauschen Kreisdehgehilfen von 3 Kerlen überfallen und beraubt. — Viele gutgefinnte Leute der Umgegend erhalten Schmäh- und Drohbriefe und die streng untersagten Versammlungen beginnen bereits wieder vielfach stattzufinden.

17. Sept. L e m b u r g (Livl.). Zwei gutgekleidete Männer erzwingen in der Monopolbude die Auslieferung der Kasse und stellen über den Empfang des Geldes eine Quittung aus.
17. Sept. R i g a. Auf den Straßen werden die Passanten in diesen Tagen durch Polizei und Soldaten nach Waffen durchsucht. Es werden viele Personen festgestellt, die ohne Erlaubnis Waffen bei sich tragen.
- Eine Monopolbude in der Nevaler Str. wird von einer Anzahl anscheinend dem Arbeiterstande angehörigen Personen beraubt.
17. Sept. K r o p p e n h o f (Sivl.). Zwei Heuschneen werden niedergebrannt und zwei Tage später noch eine Scheune mit fast der gesamten Getreideernte.
18. Sept. R i g a. Das „Rig. Tagebl.“ schreibt in einem Artikel: „Die Bekämpfung der Revolution ist jetzt viel schwieriger, als es noch vor mehreren Monaten der Fall war. Hierzulande hat die Bewegung weite Kreise gezogen, die Zahl der Anhänger der Anarchisten ist schnell gewachsen und der Glaube an das baldige Vordringen einer allgemeinen Revolution hat sich in den Köpfen vieler festgesetzt. Jetzt bedarf es eines sehr viel schärferen Vorgehens, als zu Beginn der Bewegung, und unbeugsamer Strenge, wenn die Revolutionäre und ihre Anhänger wirklich zur Ueberzeugung gelangen sollen, daß es der Regierung mit ihrer Bekämpfung ernst ist und daß es keine Revolution geben soll. Wenn aber die erforderliche Energie darangesetzt und vor außerordentlichen Maßnahmen nicht zurückgeschreckt wird, dann wird der Erfolg schließlich nicht ausbleiben. . . . Die bloß dekorative, auf Drohung allein berechnete Verwertung des Militärs hat ja sogar in dem Anfangsstadium der Bewegung nicht den geringsten Effekt gemacht; ebensowenig hatte es einen Wert, daß man sich damit begnügte, die Banden nur zu zerstreuen. Wo aber Revolutionäre dingfest gemacht und überführt sind, da muß die ganze Strenge des Gesetzes walten. Anarchistische Meuchelmörder haben vor allem keinen Anspruch auf Milde, und an ihnen, denen ein Menschenleben nichts gilt, muß ein Exempel statuiert werden, damit ihre Anhänger nicht im Zweifel bleiben können, daß wirklicher Ernst gemacht wird. Verurteilung etwa zu Zwangsarbeit würde einen sehr viel geringeren Eindruck machen, nicht abschreckend genug wirken: man hofft auf jener Seite doch auf die allgemeine Revolution, man rechnet auf gewaltsame Befreiung, auf Flucht, auf Amnestie — kurz, die Sache nimmt sich nicht so ernst aus, als es sein müßte. . .“ —

Unter den Verfügungen des temp. kurländischen Generalgouverneurs finden sich in der „Kurl. Gov.-Ztg.“ vom 6. Sept. u. a. folgende verzeichnet: Ein mit einem Revolver bewaffneter

Bauer hatte beim Jrmlauschen Krüge rastende Reservisten aufzuwiegeln gesucht; er wird einer Gefängnishaft von 2 Monaten unterzogen und der Revolver konfisziert. — Zwei Leute hatten in einem Trakteur in Grima die Bekanntmachungen des Generalgouverneurs abgerissen; sie erhalten dafür eine Gefängnishaft von 3 Monaten. — Drei Bauern hatten auf dem Jahrmarkt zu Zabeln die Menge zum Widerstand gegen die Polizei und die Soldaten aufgestachelt; sie erhalten dafür einen Monat Gefängnis.

18. Sept. Grobin (Kurl.). Auf der Libau-Hasenpothor Bahn sind in der Nähe Grobins Schwellen und Balken auf die Schienen gelegt. Eine Jugendgleisung wird durch die Aufmerksamkeit des Maschinisten verhütet. — Ein ähnlicher Vorfall wiederholt sich am 22. Sept. Das veranlaßt die Bewachung der Linie durch Militär.
18. Sept. Mahrzen (Livl.). Hinter der Station Mahrzen sind Balken über die Schienen der Zufuhrbahn gelegt. Der fällige Zug wird jedoch noch rechtzeitig zum Stehen gebracht.
18. Sept. Sagnis (Nordlivl.). Die Kirchentüren erweisen sich gesperrt durch in die Schlüssellocher eingeschlagene Nägel.
19. Sept. Riga. Auf Bitten älterer Arbeiter begann die Wiederannahme der Arbeiter. Das Anschreiben fand in den Bureaus im Gewerbeverein statt, wurde jedoch unterbrochen, da unter die wartenden Leute eine Stinkbombe geworfen wurde.
19. Sept. Reval. In der Waggonfabrik „Dwigatel“ findet ein Krawall statt. Gegen 200 Arbeiter aus der Schmiede wollen den Meister A. Timmermann „in den Sack stecken“. Er flüchtet vor ihnen in den Wasserturm, wird verfolgt und muß die Angreifer durch Schüsse abwehren. Er wird schließlich durch den Fabrikdirektor und einige Beamte gerettet.
20. Sept. Schloß (Kr. Riga). Eine Bande von ca. 6 bewaffneten und maskierten Leuten überfällt die Monopolbude, beraubt die Kasse, zer schlägt die Flaschen und demoliert die Fenster. Dann entfernen sie sich mit dem Versprechen, über das empfangene Geld eine Quittung zu senden.
20. Sept. Uexküll (Estl.). Der ehemalige Lehrer und Gemeinbeschreiber P. Peterson wird in seinem Gesinde Tamma durch einen Schuß durchs Fenster getötet.
20. Sept. Jeme (Estland). Als ein Schutzmann einen Bauern wegen groben Unfugs verhaften will, widersezt sich dieser, zwei andre eilen ihm dabei zu Hilfe. Der Schutzmann wird dabei durch Knüppelschläge und Messerstiche verwundet.
21. Sept. Weissenfeld (Estl.). Die Maschinenriege mit fast der ganzen Getreideernte und eine Feldscheune werden das Opfer einer Brandstiftung.

22. Sept. Libau. Ende des Streiks der Straßenbahn-Angestellten. Die als unruhige Elemente Entlassenen werden nicht wieder angestellt. Da die übrigen von diesen bedroht sind, so wird den fahrenden Wagen militärischer Schutz beigegeben.
22. Sept. Kirchsp. Roddaser. Auf dem Jaegelschen Weigut Meßkurt wird eine Riege mit der ganzen Ernte an Sommerkorn und Stroh niedergebrannt.
22. Sept. Altenwoga (Eivl.). Die Monopolbude wird von mit Mauserpistolen und Brownings bewaffneten Leuten überfallen, die Flaschen zertrümmert und die Kasse beraubt. Der Verkäufer wird mit dem Tode bedroht, falls in dem Lokal künftig noch Schnaps zc. verkauft würde.
22. Sept. Ueber die revolutionäre Bewegung in Kurz- und Livland äußert sich ein Herr Bodisco in den „Mosk. Wedomosti“ wie folgt: „Ich kenne Libau und das baltische Land schon lange. Vor zwei Jahren war ich veranlaßt, mich hier zwei Monate aufzuhalten, und ich konnte nicht umhin, über die Ordnung und Ruhe zu staunen, die in diesem Jahre im Vergleich mit dem zentralen Rußland herrschten, was ich denn auch damals vielen Personen gegenüber aussprach, mit denen ich bekannt wurde und die die Wichtigkeit der von mir gewonnenen Eindrücke bestätigten. Freilich waren auch einige Klagen und Hinweise darauf zu vernehmen, daß die Ordnung gestört zu werden beginne; als auf die Ursachen hieran wiesen Deutsche wie Letten auf das milde, liberale Gericht hin, das Verbrechen nicht bestraft und in ihnen die Ueberzeugung der Straflosigkeit erweckt. Man wies auch auf den entsittlichenden Einfluß der russischen Lehrer der Gymnasien hin, die in der Mehrzahl Atheisten und Antimonarchisten sind, man war erstaunt sowohl über die lockeren Sitten (распущенность) der russischen Beamtenerschaft, als namentlich über die Kurzsichtigkeit der Zentralbehörden, die sich so nachlässig gegenüber dem sittlichen Niveau der Jugenderzieher verhielten. Ich registriere diese Bemerkungen Ortseingewohnter als ernsteste Aufmerksamkeit verdienend, als auf die Ursachen hindeutend, die die gegenwärtige traurige Lage des Landes und seine Zersetzung zur Folge gehabt haben. Das liberale Gericht und das russische atheistische Lehrpersonal haben im baltischen Lande den Boden dafür bereitet, was in der Sprache der modernen Psychopathen „Fortschritt“ genannt wird, in der Sprache gesunddenkender Leute aber Unordnung, Zersetzung, Anarchie heißt.“
23. Sept. Dorpat. Die „Nordlivl. Ztg.“ veröffentlicht einen Appell an alle in Liv-, Est- und Kurland lebenden Menschen, in dem es heißt: „Was um euch geschieht, seht und hört ihr

täglich. Erkennet also, daß ihr jetzt zuerst eine einzige Aufgabe zu erfüllen habt, vor der alles andere zurücktreten muß. Haltet es daher nicht nur für frivol, im Tummel der Zerstreuungen das eine zu vergessen, was zuerst abgemacht werden muß, sondern laßt überhaupt alles andere beiseite: Prediger-synoden, Haushaltungskurse und landwirtschaftliche Ausstellungen. Sonst wird bald kein Geistlicher mehr am Leben sein, sich zu versammeln; kein Haus wird zu bestellen und nichts für die Landwirtschaft wird mehr auszustellen sein. Mit alledem könnt ihr euch nachher noch rechtzeitig befassen; jetzt aber gibt es für alle und jeden nur eine einzige, in brüderlicher Einigkeit zu vollziehende Aufgabe: die anarchistischen Mörder, Diebe und Brandstifter aufzuspüren und zu bestrafen. Lernt von ihnen! Denn die Kinder der Finsternis sind bis jetzt klüger als die Kinder des Lichts. Sie sind einig und daher stark; einem einigen Munde kann nur ein einiger Mund gegenüberreten. Sie tun nichts weiter als das eine. Tut ihr auch nichts weiter als das eine! — Nicht mit Reden und Beschlüssen und Zeitungsausrufen, wie dieser hier, sondern mit der Tat. Denkt einstweilen nicht an „moralische Beeinflussung“, sondern seid praktisch. Denn bis die moralische Beeinflussung wirken könnte, ist niemand mehr da, ihre Früchte zu genießen.“

23. Sept. Riga. Die Russisch-Baltische Waggonfabrik nimmt ihren Betrieb mit etwa 2000 Arbeitern wieder auf.
23. Sept. Libau. Ein Meister der Eisenbahnwerkstätten, der bereits 26 Jahre lang sein Amt bekleidet hatte, wird von den Arbeitern in einen Sack gesteckt und aus der Werkstätte hinaus-
gefahren.
24. Sept. Reval. Ein Beamter der Wiegandschen Fabrik wird durch einen durchs Kontorfenster geschleuderten Stein erheblich verletzt.
- ca. 25. Sept. In Zierau und Dserwen (Kreis Hasenpeth) werden zwei Wuschkütern von Bewaffneten mit Gewalt Flinten und Munition abgenommen.
25. Sept. Libau. Eine Geheimdruckerei des Libauschen sozialdemokratischen Komitees wird von der Polizei aufgehoben.
25. Sept. Riga. Nachts überfallen 4 Leute in der Wilkasschen Straße zwei Schutzleute und verwunden einen von ihnen durch einen Messerstich.
- ca. 25. Sept. Jakobstadt (Kurl.). Ein Volksschullehrer D., der sich stets von den sozialistischen Untrieben ferngehalten, hatte sich infolgedessen viele Feinde zugezogen, die ihn schließlich bei der Gemeinde um seine Stelle brachten. Zum 1. Oktober sollte er das Schulhaus räumen. Da erscheint einige Tage vorher ein fremder Mann in der Wohnung, findet aber den

Lehrer nicht zu Hause. Die Frau D.'s empfängt den Fremden, redet eine Zeitlang mit ihm, worauf sie ihn bis zur Tür geleitet. Da kehrt der Mensch sich plötzlich um und gibt zwei Schüsse auf die nichts Ahnende ab, die sie sofort hinstrecken. Als der Gatte heimkehrt, findet er seine Frau tot am Boden liegen, ihr zu Füßen aber sitzt weinend sein kleines 6jähriges Töchterchen, der einzige Zeuge der scheußlichen Untat.

25. Sept. Libau. Bei der Verfolgung dreier verdächtiger Personen in der Feldstraße wird ein Schutzmann von einem von diesen durch 2 Revolverschüsse ermordet.

26. Sept. Mitau (Livl.). In einem Krüge bei Mitau erscheinen zwei bewaffnete Männer, nehmen dem Krüger die Patente ab und verbieten ihm unter Drohungen den weiteren Handel mit Getränken.

26. Sept. Kersel (Livl.). Eine Heuscheune wird niedergebrannt und der mutmaßliche Brandstifter ergriffen.

26. Sept. Südlivland. In einem schon Ende August geschriebenen Briefe eines lettischen Aufsehers in Selgowsky (Ksp. Versohn), der von der Tagespresse veröffentlicht wird, heißt es u. a.: „Bei uns kommt es auf den Gütern zu den verschiedensten Verraubungen und allnächtlich künden Feuerflammen den Brand von Gefinden an. Von den Leuten hört man sagen, daß die Güter niedergebrannt und die Habe der Gutsbesitzer geraubt werden müsse. Wer damit nicht einverstanden ist, muß als Spion erschlagen oder seine Habe muß gleich der des Gutsbesitzers geraubt oder verbrannt werden. Das ist bei uns in Selgowsky, wo der Herd und Hauptsitz der Demokraten sich befindet und wo von keiner Seite Schritte zum Schutz getan werden, zu hören. Flinten werden in Ordnung gebracht, Ueberfälle werden vorbereitet, nachts kommt es zu Versammlungen, auf welchen neue Unternehmungen beraten werden.“

27. Sept. Salisburg und St. Matthiae. Eine Bande Revolutionäre überfällt Gemeindehaus und Monopolbuden. Die Leute waren am hellen Tage mit der Bahn in Wolmar eingetroffen, hatten dann auf der Pferdpost zwei Equipagen bestellt und waren nach St. Matthiae und von dort nach Salisburg und weiter nach Papendorf gefahren, indem sie die Postknechte mit dem Revolver in der Hand immer wieder zum Weiterfahren zwangen. — Ein Augenzeuge berichtet über den Vorfall wie folgt:

Gestern um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr abends wurde nach Salisburg aus Matthiae telephoniert, eine fremde revolutionäre Bande, die aus Wolmar in zwei Equipagen eingetroffen wäre, habe dort die Monopolbude demoliert und beraubt. Ein Mann der

Bande habe beim Kaufmann Klichou den Telephonapparat zerstört, daraufhin verhaftet, sei er im Gemeindehaus interniert, von seinen Komplizen jedoch wieder befreit worden, worauf die Bande die Akten des Gemeindeggerichts in Brand gesteckt und das Kaiserbild durchschossen hätte. Den ihnen hierauf begegnenden oben erwähnten Kaufmann hätten sie mit 3 Schuß niedergestreckt und sich dann zur nahe gelegenen Telephonzentrale, die sie völlig demolirten, begeben. Auf diese Nachricht hin fuhr ich mit Herrn v. G. nach Bauenhof zum Schuß. Unterwegs erfuhr ich, daß zum Glück die Telephonverbindung zwischen den Nachbargütern noch nicht zerstört war, daß die Bande Bauenhof passiert und die Richtung nach Salzburg eingeschlagen habe. Herr v. G. folgte der Bande auf dem Fuß. Nach kurzer Zeit begegneten wir einem geschlossenen Vier-spänner und einem offenen Dreispänner. Wir ließen sie passieren, um uns mit Herrn v. G. zu vereinigen. Unterdessen trafen auch die uns nachgefahrenen Landgendarmen ein, die sich uns nun bei der Verfolgung angeschlossen. Kurz vor Mitternacht trafen wir im Flecken Salzburg, wo uns Baron V. mit einigen Hofesleuten erwartete, ein. Wir eilten durch Gärten vor die Monopolbude und postierten uns in ausgedehnter Kette ihr gegenüber. Als die Bande gleich darauf langsam vorfuhr, wobei 3 Mann vorausgingen und sich zum Demolieren der Bude anschickten, wurde ihnen von unsrer Seite ein Halt zugerufen. Im selben Augenblick entwickelte sich von beiden Seiten ein heftiges Gewehr- und Revolverfeuer; es fielen mindestens 50 Schuß. Die Bande sprang auf die Wagen und jagte denselben Weg zurück, wie wir später konstatierten, in der Richtung nach Breslau. Die Verwundungen der Bande ließen sich nicht konstatieren, auf unsrer Seite wurde der Bauenhofsche Hofschmied durch eine Kugel in den Hals schwer verwundet. Herrn v. G. ging eine Browningkugel dicht an der Hüfte durch Rock und Paletot, Baron V. erhielt eine leichte Kontusion am Schienbein. Die Stärke der Bande belief sich auf circa 12—14 Mann, auf unsrer Seite beteiligten sich nur 9 Mann am Kampf. — Am andern Morgen passierte ein fremder Mann den Alt-Ottenhofschen Brahm, nachdem er sich nach der nächsten Eisenbahnstation erkundigt hatte und damit renommirte, am Ueberfall in Matthiae beteiligt gewesen zu sein. Mit Hilfe der Salzburgischen Landgendarmen und telegraphisch aus Rufen herbeigerufener Kosaken gelang es diesen Mann dingfest zu machen. Ein Schrottschuß, der ihn getroffen, bei seiner starken Bekleidung (3 Hemden, ein seidenes, und stark wattierter Oberkleider) ihn jedoch nur leicht an der Hand verlegt hatte, bewies, daß er auch in Salzburg gewesen war.

Wie er später gestand, war er bei der eiligen Flucht nicht mehr auf den Wagen gekommen und hatte sich die Nacht verborgen gehalten. Die vollkommene Ortsunkenntnis des Verhafteten (er hatte sich beim Brahman nach Ramogky erkundigt) ließ vermuten, daß es sich um eine kurländische Bande handelt, was sich bei Festnahme des Uebeltäters auch bestätigte. Leider konnte nach dem nächtlichen Kampf eine Verfolgung der flüchtenden Bande nicht aufgenommen werden, da die Straßen plötzlich von Einwohnern des Fleckens stark belebt waren und sich in der Dunkelheit Freund und Feind nicht unterscheiden ließ.

27. Sept. In Dondangen (Kurl.) sind in der letzten Zeit eine Anzahl revolutionärer Agitatoren арrestiert worden, unter ihnen der Lehrer Danziger, der Schreiber Saulskaln und Dr. Buschewitz, der administrativ nach Archangelsk verbannt wurde.

— Einer Anzahl Buschwächtern wurden Scheunen mit Heu und Getreide in Brand gesteckt, einem eine Stute mitsamt dem Fohlen getötet.

27. Sept. Riga. In der Alekseistraße wird eine Monopolbude von mehreren gutgekleideten Leuten überfallen und die Kasse beraubt.

27. Sept. Libau. In die Wohnung des Direktors der Libauschen Wollerei dringt ein Mann ein, raubt Geld und beschädigt oder zerschneidet das Mobiliar mit einem Messer.

— Nach der „Kurl. Gouv.-Ztg.“ sind seit Ende August in mehr als 20 Fällen Beschädigungen der Telephonleitungen ausgeführt worden. — Von den 90 Monopolbuden in Kurland sind bisher 12 zerstört worden, davon eine (in Dondangen) durch Niederbrennen.

27. Sept. Grünhof (Kurl.). Im Auermündeschen Tschime-Gesinde brennt eine Scheune mit einer Dreschmaschine nieder. Es liegt ein Racheakt vor gegen den Besitzer der von dem Gesindewirt gemieteten Maschine, der zu den besseren Elementen der Grünhoffschen Gemeinde gehörte.

28. Sept. Riga. Eine Monopolbude an der Mitauer Chaussee wird von drei gutgekleideten Leuten überfallen und die Kasse beraubt.

28. Sept. Reval. Im Gouvernementsgefängnis bricht unter den Arrestanten eine Revolte aus. Sie brechen in einer Zelle die Eisenstäbe an der Tür heraus und bringen in den Korridor, wo ihnen die Wächter entgegentreten. Die Arrestanten löschen die Lampe aus, worauf die Wächter in der Dunkelheit einige Schüsse abgeben, durch welche drei Arrestanten verwundet werden. Damit hat die Revolte ein Ende.

28. Sept. Versohn (Sivl.). Eine bewaffnete Bande raubt dem Bushwächter auf dem bei Neu-Kalzenau gelegenen Versohnschen Streußtück Arron „im Auftrage der sozialdemokratischen Partei“ die Flinte und einem benachbarten Gesindewirt 100 Mbl.
- Auf den Besitzer von Schloß Versohn, v. Berens, und seine Schwester wird auf einer Fahrt ein Mordversuch ausgeführt, indem aus dem Hinterhalt 6 Schüsse auf sie abgefeuert werden, die jedoch fehlgehen. — Am selben Tage wird das v. Berenssche Erbbegräbnis auf dem Versohnschen Kirchhof demoliert, indem eine Urne vom Postament gerissen und ein eisernes Kreuz abgebrochen werden.
28. Sept. Rugau (Kurl.). Der Rugausche Landgendarm wird auf der Landstraße von 4 Leuten, die sich kurz zuvor in einem Gesinde für Agenten des sozialdemokratischen Komitees ausgegeben hatten, durch Revolverschüsse ermordet.
29. Sept. Seßwegen (Sivl.). Der Selsauche Landsgendarm, der zum Markttage erschienen war, wird mit Knütteln und Steinen niedergeschlagen und tödlich verwundet.
29. Sept. Oberbartau (Kurl.). Der Verkäufer der Monopolbude wird ermordet. Bereits am 19. Sept. war auf ihn ein Ueberfall versucht worden, der aber mißlang. Diesmal erschienen 4 Leute — dieselben, die tags zuvor den Rugauschen Landgendarmen ermordet hatten — in der Bude und verlangten namens der sozialdemokratischen Partei die Kasse und die Bücher „zur Revision“. Als der Verkäufer die Herausgabe verweigerte, töteten sie ihn durch 8 Schüsse, bemächtigten sich der Kasse (die jedoch nichts enthielt) und der Bücher und demolierten die Getränkeflaschen.
29. Sept. Wassalet (Estl.). Eine große gefüllte Kleescheune sowie ein Mählengebäude werden niedergebrannt.
29. Sept. Taurup (Sivl.). Auf einem Gesinde werden zwei gefüllte Futterscheunen niedergebrannt.
29. Sept. Dondangen (Kurl.). Ein Gutsknecht wird auf der Landstraße hinterrücks erschossen.
- ca. 29. Sept. Bissen (Kurl.). Im Maschinenraum des Bissenschen Leuchtturms werden Waffen, Patronen und 40 frische Mehlfelle gefunden.
30. Sept. Kokenhusen. Auf das Klusche-Gesinde wird nachts ein Ueberfall von bewaffneten Leuten verübt und der Wirt durch Drohungen zur Herausgabe einer Geldsumme gezwungen. Eine Magd, die um Hilfe rufen wollte, erhält einen Schuß in den Arm.

Sept./Oktober. Dorpat. „Streik“ = Bewegung an der Universität. Nachdem bereits mehrfach studentische Versammlungen darüber beraten hatten, ob die seit dem Januar unterbrochenen Studien (vgl. zum 25., 26. Januar) wieder aufgenommen werden sollen oder nicht, findet am 20. September um 2 Uhr mittags zur Entscheidung der Frage in der Universitätsaula eine allgemeine Studenten-„Eschodfa“ statt. Es waren 1041 Studenten anwesend, fast ausschließlich russische und jüdische, während von den Korporellen nur vereinzelte hinzugekommen waren. Eine neue Erscheinung war dabei, daß auf der Galerie auch ca. 300 fremde Personen sich eingefunden hatten, meist Veterinäre und Damen, aber auch sogar Schulkinder. — Nachdem zunächst ein „Bureau der Studierenden“ erwählt war mit dem stud. Sambik in als Präses, wurde über die zwei Punkte der Tagesordnung verhandelt: die gegenwärtige politische Lage und die Stellung der Studenten dazu. Das Reden dauerte bis 9 Uhr abends; viele sprachen sich für die Wiederaufnahme der Vorlesungen aus, betonten dabei aber alle, daß solches nur zwecks einer noch größeren Kampfbereitschaft der Studenten zu geschehen habe und das Studium dabei Nebensache sei. Andre waren für Fortsetzung des Streiks, da man sich gegenwärtig im Innern des Reiches nützlicher machen könne als in Jurjew. Die sodann vorgenommene Abstimmung ergab, daß 868 Studenten für die Eröffnung der Universität und 156 für die Fortsetzung des Streiks waren. Die 868 Stimmen repräsentierten allerdings drei verschiedene Gruppen; es waren nämlich darunter, wie eine Spezialabstimmung an einem der nächsten Tage ergab, solche, die dafür gestimmt hatten, um sich ausschließlich mit dem Studium zu beschäftigen — 149; solche, die dadurch die Möglichkeit erlangen wollten, sich noch intensiver mit Politik zu beschäftigen — 154; solche, die Studium und Politiktreiben vereinigen wollten — 454. — Nach der Abstimmung am 20. Sept. wurde der Versammlung ein schriftlicher Antrag des Chargiertenkonvents überreicht, daß die 425 Stimmen der Korporellen und Wilden, die außerhalb der „Eschodfa“ ebenfalls für die Eröffnung der Universität gestimmt hatten, den 868 Stimmen der „Eschodfa“ zugezählt werden möchten. Die Versammlung beschloß jedoch nach langen Debatten, in denen es nicht an gehässigen Bemerkungen über die Korporationen fehlte — ein heftiger Angriff sollte sogar auf Beschluß der Versammlung seine Entschuldigung machen —, diese 425 Stimmen nicht den andern zuzuzählen, sondern sie als Separatvotum zu behandeln.

In den nächsten Tagen fanden dann noch mehrfach Versammlungen in der Aula statt, auf denen über eine Reihe

einzelner Fragen verhandelt wurde, so über freies Fachstudium ohne „Kurse“, über die Stellung der Studenten zu einzelnen Professoren usw. Stets war dabei auch fremdes Publikum auf der Galerie. Während einer „Eschodka“ am 29. Sept. lief nun eine Eingabe ein über die einige Tage zuvor erfolgte Verhaftung von 8 Studierenden (7 vom Veterinärinstitut und 1 von der Universität). Die „Eschodka“ beschloß das Professoren-Kollegium zu ersuchen, Schritte zu tun, um die Freilassung der Arretierten zu erwirken und einstweilen den Besuch der Vorlesungen einzustellen. Ein Teil der Anwesenden war jedoch mit dieser Lösung der Frage nicht einverstanden. Als nun dieser Haufe mit Gesang revolutionärer Lieder die Universität verließ, stieß er gleich bei der Universität auf ein Aufgebot von Polizisten, was viele veranlaßte über den Dom hin sich zu entfernen. Ein Teil der Demonstranten blieb jedoch zurück und aus ihrer Mitte fiel ein Schuß, durch den ein Schußmann verwundet wurde. Der Studierende, der geschossen hätte (ein Veterinär), wurde sofort verhaftet. — Inzwischen war der Rektor der Universität, Prof. E. Passet, in der Aula erschienen. Er teilte der Versammlung mit, daß er auf den nächsten Tag eine Sitzung des Konseils in Sachen der letzten Vorgänge einberufen habe. Darauf gingen die Versammelten auseinander, wobei außerhalb der Universität wieder revolutionäre Lieder angestimmt wurden. Der Vorgang vor der Universität veranlaßte jedoch den Rektor noch am selben Tage anzukündigen, daß die Kollegia und Praktika an der Universität temporär sistiert seien.

Auf der Konseils-Sitzung am 30. September wurde beschlossen, daß die Universitäts-Inspektion nur auf ausdrückliche Aufforderung des Rektors in den Universitätsräumen in Funktion treten dürfe, und ferner, darum nachzusuchen, daß die auf administrative Verfügung verhafteten Studierenden freigelassen würden und zu diesem Zweck an den Kurator ein entsprechendes Gesuch zur Weiterbeförderung an das Ministerium einzureichen. Der Rektor reiste in dieser Angelegenheit dann persönlich nach Riga. —

In den nächsten Tagen wurden dann in der Tat die Verhafteten bis auf 2 freigelassen. — Am 3. Oktober fand wiederum eine von etwa 1000 Studenten und vielen andren Personen jeglichen Standes und Alters besuchte „Eschodka“ in der Aula statt. Hier erschien auch der Rektor persönlich und verlas folgendes Telegramm des livländischen Gouverneurs Sweginzew: „Habe den Polizeimeister beauftragt, die auf Grund der Bestimmungen über den verstärkten Schutz arretierten Studenten aus der Haft zu entlassen, und hoffe, daß die

Studentenschaft diesen Akt des Vertrauens gebührend würdigen wird.“ Im Anschluß daran sprach der Rektor die Erwartung aus, daß die Studenten nun ungesäumt den Besuch der Vorlesungen wieder aufnehmen würden. — Die Versammlung war jedoch der Meinung, daß zur Wiedereröffnung der Universität ein besonderer Beschluß der „Eschodfa“ erforderlich sei, worauf der Rektor zusagte, eine Mitteilung darüber abwarten zu wollen, worauf er die Aula verließ. Die „Eschodfa“ beschloß sodann die Frage am folgenden Tage zu besprechen, jedoch jedenfalls nicht früher, als bis die freigelassenen Studenten persönlich vor der Versammlung zu erscheinen in der Lage seien. Bald darauf erschienen nun auch letztere, mit lautem Applaus begrüßt, und berichteten über ihre Erlebnisse.

Am 4. Oktober fand abermals eine „Eschodfa“ statt, auf der über die Frage der Wiederaufnahme des am 29. Sept. unterbrochenen Studiums beraten wurde. Fast alle Redner sprachen sich dafür aus, den Streik erst dann zu beenden, wenn auch die beiden noch inhaftierten Studenten freigelassen wären, einige wollten sogar den Streik ohne weiteres für den ganzen Rest des Semesters proklamiert wissen. Die endlich vorgenommene Abstimmung ergab, daß 560 Stimmen für die Wiederaufnahme des Studiums und 516 für den Streik waren. Daher beschloß man auf einer neuen „Eschodfa“ nochmals zu ballotieren.

Diese Abstimmung fand am 6. Oktober statt. Zur Versammlung waren etwa 1300 Studierende erschienen, von denen 733 für die Wiederaufnahme des Studiums stimmten und 549 für die Fortsetzung des Streiks. Vorher hatte die Versammlung beschlossen, die Stimmen der Korporationen nicht anzunehmen, wenn sie wieder nachträglich en bloc abgegeben werden sollten, weil die Korporationen früher einmal erklärt hätten, daß sie die Beschlüsse der „Eschodfa“ als für sich nicht verbindlich erachteten und sich ihnen nur gezwungen unterwerfen könnten und daß sie sich laut Kommentar nicht mit politischen Dingen beschäftigten. Den „Wilden“ wurde jedoch nach einigen Debatten die Teilnahme an der Abstimmung gestattet. —

Auch die Studierenden des Veterinärinstituts hielten in dieser Zeit mehrfach Versammlungen ab. Am 25. Sept. beschloß die Majorität, die Studien fortzusetzen. Auf einer weiteren Versammlung am 27. Sept. sprechen sich dann nach vielen Stunden langen Debatten 160 Stimmen für Fortsetzung der Vorlesungen und 120 für einen Streik aus, wobei die Minorität erklärte, daß sie ihren Protest auf das energischste zur Geltung bringen werde. Im Institut wurden dann nach dem Vorfall bei der Universität gleichfalls die Vor-

lesungen temporär eingestellt. Am 6. Oktober wurden sie jedoch auf Beschluß des Konseils wieder aufgenommen.

September/Oktober. Riga. Im Polytechnikum sollte der Unterricht nach der Unterbrechung im Januar am 1. September wieder aufgenommen werden, wofür auch von seiten der Studierenden selbst unter sich zustimmende Unterschriften gesammelt wurden. Die Eröffnung verzögerte sich jedoch, weil einige Einzelheiten des Lehrplans zc. nicht rechtzeitig geregelt werden konnten (vgl. Kupffer, Aus der jüngsten Vergangenheit des Rig. Polyt. Instituts. Riga 1906, S. 52 ff.). Der Beginn wurde sodann auf den 12. Sept. festgesetzt. Drei Tage zuvor hatte das Lehrkomitee sich mit einem Aufruf an die Studentenschaft gewandt, der die ernste Mahnung und Bitte enthielt, sich nun nicht „mit Dingen zu befassen, die keine unmittelbare Beziehung haben zum akademischen Leben.“ — Allein schon am 12. Sept. wandte sich eine Gruppe Studierender an den Direktor mit der Bitte, den Beginn des Unterrichts aufzuschieben, bis eine allstudentische Versammlung diese Frage „im Zusammenhang mit der allgemeinen Lage im Reiche“ erörtert und entschieden haben würde. Der Direktor warnte vor den Folgen eines solchen Schritts; die „Temporären Regeln“ vom 27. August, durch welche den Professorenkollegien besondere Vollmachten gewährt wurden, seien noch nicht auf das Rigasche Polytechnikum ausgedehnt, die Entscheidung darüber aber stehe in nächster Zeit zu erwarten; darnach werde das Lehrkomitee wahrscheinlich in der Lage sein, die Rechte der Studenten zu erweitern. Tags darauf kündigte er durch Anschlag an, daß nach den bis jetzt noch geltenden „Regeln“ studentische Versammlungen unzulässig seien.

Indessen, bereits am 15. Sept. fand dennoch eine solche Versammlung, die von etwa 300 Studierenden besucht war, statt, auf der über „die gegenwärtige Lage Rußlands“ und das Verhalten der Studenten zu ihr verhandelt wurde. Es sprachen nicht weniger als etwa 50 Redner. Drei Gruppen traten dabei hervor: die eine war schlechthin für den Streik; die zweite war für die Eröffnung des Instituts, aber hauptsächlich um Meetings zur Beratung über die politische Lage zu veranstalten; die dritte und größte Gruppe war für die Wiederaufnahme der Studien. Die Abstimmung über eine Resolution fand auf einer zweiten Versammlung am 16. Sept. statt, an der ca. 700 Studenten teilnahmen. Mit überwältigender Majorität wurde die vom „Koalitionsrat“ (den Vertretern verschiedener geheimer studentischen Organisationen, zu denen also die Korporationen in keinerlei Beziehungen standen) vorgeschlagene Resolution, die Studien wieder aufzunehmen, angenommen.

Ferner wurde über das Verhalten einiger Studenten debattiert, das „mit dem Namen eines Studenten nicht vereinbar sei.“ Es handelte sich dabei speziell um die Teilnahme zur Korporation „Baltica“ gehörender Studenten am „Selbstschutz“ auf dem Bande zur Verteidigung des Lebens und Eigentums von Verwandten und Freunden gegen Angriffe revolutionärer Banden. Die Versammlung erwählte eine besondere Kommission zur Untersuchung der Angelegenheit.

Am 17. Sept. wurden nun die „Temporären Regeln“ vom 17. August auch auf das Rigasche Polytechnikum ausgedehnt und das Lehrkomitee wählte daraufhin aus seiner Mitte eine „Temporäre Kommission“, welche die Beziehungen der Studierenden zum Lehrkörper regeln, bei der Organisation von studentischen Versammlungen usw. mitwirken sollte. Diese Kommission trat am 22. Sept. in Aktion. Die ersten, die sich an sie wandten, waren zwei Studenten, die darum nachsuchten, daß ihnen das vom Direktor beanstandete Anschlagen einer Bekanntmachung gestattet werde, in der den Studenten mitgeteilt wird, daß sie etwaiges „Material über gewisse die Studentenschaft kompromittierende Begebenheiten“ der erwähnten Kommission (vgl. o.) in einem bestimmten Auditorium übergeben könnten. Die Professoren-Kommission gestattete den Anschlag mit der Einschränkung, daß darin nicht auf die illegale Versammlung vom 16. Sept. Bezug genommen werden durfte.

Am 23. und 24. Sept. fand dann mit Genehmigung der Temp. Kommission die erste legale Versammlung statt, die von etwa 800 Personen besucht war. Darunter befanden sich auch, trotzdem die ausschließliche Anwesenheit von Studierenden zur Bedingung für die Erlaubnis zur Versammlung gemacht war, eine Anzahl Nichtstudenten, zu denen sogar, wie sich später herausstellte, einer der Initiatoren, der jüdische ehemalige (seit dem Januar ausgetretene) Student Leiser L. gehörte. In der „Resolution“ dieser Versammlung hieß es: „Indem die Versammlung die Schließung des „Bureaus“ (sc. für Arbeitsnachweis für Studenten, das vom Ministerium geschlossen wurde) für einen Akt grober Vergewaltigung der Studentenschaft von seiten der Direktion ansieht“, — verlangt sie seine sofortige Wiederherstellung, widrigenfalls sie sich „das Recht freien Handelns“ vorbehalte. Punkt 2 verlangt die Aufhebung der Beschränkungen bei der Aufnahme ins Polytechnikum (für Juden und andre Nationalitäten und solche, die kein Zeugnis über politische Zuverlässigkeit vorlegen können); und Punkt 3 verwarf die von der Professoren-Kommission festgesetzten Regeln über Versammlungen, und „erklärt“, daß das Einberufen und „der Charakter der Versammlungen vollständig dem Ermessen

der Studentenschaft anheimgestellt ist und daß die Administration des Instituts nur behufs der Anweisung eines Raumes benachrichtigt werden soll."

Schon am 27. Sept. fand wiederum eine Versammlung statt, zu der vorher keine Genehmigung eingeholt worden war, die jedoch nachträglich gewährt wurde. Auf dieser Versammlung waren auch gegen 40 fremde Personen anwesend. Eine Gruppe Studierender forderte deren Entfernung, was jedoch mit 3—400 gegen ca. 200 Stimmen abgelehnt wurde, worauf diese ca. 200 Studenten unter Protest den Saal verließen und die Professoren-Kommission um einen Raum baten, um gesondert beraten zu können. — Die Zurückbleibenden teilten dem auf ihre Bitte erschienenen Direktor mit, daß 2 Studenten, die sich als Glieder der Kommission in der Selbstschuß-Angelegenheit zu Recherchen nach Römershof begeben hätten, dort verhaftet seien, und ersuchten ihn, Schritte zu ihrer Freilassung zu tun. Das versprach der Direktor und die beiden Inhaftierten wurden schon tags darauf entlassen.

Am 28. Sept. beschloß das Lehrkomitee die Zweckmäßigkeit des Arbeitsnachweissbureaus anzuerkennen, ferner die Bildung studentischer Organisationen im Institut unter Mitwirkung der „Temp. Kommission“ zuzulassen, und endlich studentische Versammlungen, jedoch ohne die Anwesenheit fremder Personen und mit Genehmigung der „Temp. Kommission“ zu gestatten.

Es begann nun unter der Studentenschaft eine lebhaft organisierte Tätigkeit; die „Wilden“ beschlossen sich zu organisieren, eine „akademische Gruppe“ war in der Bildung begriffen usw. Da fand am 4. Oktober eine Versammlung statt, die eine Gedächtnisfeier für den am 29. September † Moskauer Professor Fürsten S. N. Trubezkoi sein sollte. Zu dieser Versammlung hatten sich jedoch auch ca. 100 Nichtstudenten, darunter Schüler und sogar auch Schülerinnen eingefunden. Ein Vorschlag der korporellen Studenten, diese zu entfernen, wurde abgelehnt, worauf die Antragsteller den Saal verließen, die Gedächtnisfeier gesondert abhielten und sodann im Namen von 665 Studierenden gegen das Verhalten jener Versammlung bei der „Temp. Kommission“ einen Protest einlegten.

Zum 5. Oktober hatte nun eine Gruppe Studenten, die sich Gesellschaft „Amitié“ nannte, ohne vorhergehende Genehmigung eine Versammlung einberufen „zur Beratung über die Veranstaltung eines Volksmeetings im Institut“. Infolgedessen sollten die Türen des Polytechnikums auf Anordnung des Lehrkomitees am 5. Oktober geschlossen bleiben. Von 1 Uhr an begannen zahlreiche Studenten an diesem Tage sich vor dem

Institut zu versammeln und drangen dann, nachdem die Tür von Kammern von innen aus gewaltsam geöffnet war, ins Vestibül hinein, mit ihnen auch viele fremde Personen. Hier wurde das Mittagessen des Portiers gestohlen, das Telephon verdorben und endlich ein Auditorium mittels Nachschlüssel geöffnet, wo dann eine Versammlung abgehalten wurde, welche der Stud. Rat. Zyganko leitete. Diese Versammlung beschloß, nunmehr die politische Tätigkeit über die akademische zu stellen und ihre Beschlüsse, wenn es nicht anders gehe, auch mit illegalen Mitteln durchzuführen. Zugleich faßte sie die Resolution, daß sie in der Schließung des Instituts am 5. Oktober „einen Wortbruch des Lehrkomitees“ sehe und bei Wiederholungen „jegliche Beziehungen zur Professorenkommission abbrechen werde.“

Nun beschloß das Lehrkomitee, das Polytechnikum zeitweilig zu schließen und die Behörden um Schutz der Gebäude für diese Zeit zu ersuchen. — Am 6. Oktober sammelte sich eine Menge von ca. 200 Studenten und fremden Personen vor dem Polytechnikum und begehrte stürmisch Einlaß. Die Polizei war zur Stelle, doch brauchte sie nicht einzugreifen, da die Ansammlung auf die Aufforderung der Institutsleitung auseinander ging. Eine ähnliche Ansammlung am folgenden Tage wurde durch die Polizei vertrieben, die auch an den folgenden Tagen solche nicht zuließ. Da man gerüchtweise erfahren hatte, daß am 9. Oktober im Polytechnikum ein Volksmeeting veranstaltet werden sollte, so erklärte das Lehrkomitee durch Anschlag, daß es ein solches nicht zulassen könne und die Verantwortung für etwaige Folgen eines Versuches dazu ablehne. — Inzwischen bemühten sich korporielle und verschiedene Gruppen nichtkorporeller Studenten um einen Zusammenschluß aller Elemente, die für eine Fortsetzung des Studiums waren. Sie beschloßen daher auch an den allgemeinen Versammlungen („Eschodken“) teilzunehmen, um womöglich durch ihre Stimmzahl die Beschlüsse dieser zu beeinflussen. Nun erfolgte aber am 12. Oktober die Erlaubnis zu öffentlichen Volksversammlungen bei Einhaltung einer gewissen Ordnung. Aber nach dieser Maßregel wuchs überall die Unruhe und Gährung; auch unter den Studierenden des Polytechnikums. Und das änderte sich auch nicht nach dem Allerhöchsten Manifest vom 17. Oktober.

Estländische Pasquille und Spottverse und ihre Verfasser.

Vortrag, gehalten in der Estländischen literarischen Gesellschaft

von

Theodor von Riekhoff †. ✓

Schluß.

Es erübrigt noch, die letzte und umfangreichste Gruppe der erhaltenen Spottgedichte, die historischen Pasquille, in unsre Betrachtung zu ziehen. Sie beanspruchen jedenfalls das größte Interesse, denn als Stimmungsbilder der Zeit führen sie uns, wenn auch partiell gefärbt, in die Welt der persönlichen Gegensätze, die Altliwland zersplitterten und aus denen sie hervorgegangen, und insofern sie geschichtliche Tatsachen ihrem Spott und Hohn zugrunde legen, sind sie auch für den Historiker von Wert, da sie oft ein Licht in das Dunkel verborgener Motive werfen. — Drei Fragen sind es, die wir uns bei jedem historischen Pamphlet zu beantworten suchen müssen: welcher Zeit dankt das Gedicht seine Entstehung, welcher Partei und welchem Kreise gehört der Verfasser an, und wer ist der Dichter gewesen? Die letzte Frage wird sich nur in den seltensten Fällen beantworten lassen, aber auch auf die andern ist es nicht immer leicht eine genaue Antwort zu geben. Durch die um den alten Ordensstaat entbrannten Kämpfe waren Haß und Zwietracht aller Stände gewachsen und einer suchte dem andern die Schuld, den Untergang herbeigeführt zu haben, zuzuschreiben, wie Kenner das in charakteristischer Weise in seinen Estländischen Historien schildert: De ordens personen beschuldigen den adel, dat se mit en nicht to felde tehen, sondern grote hern und koninge vor heren hebben wolden; de adel wedderumb gaf de schult up den orden, dat se nene landeczknachte int lant schaffeden dat sulve to beschermende. De borgers schulden ock up den adel, dat se an den fiendt nicht wolden, konden just mit schonen hingsten up kosten und findelberen wol pralen und stolceren; darjegen schult de adel up de borgers, dat se de stede so

vorretlich up gegeven hebben, wo thor Narve und Dorpte gescheen. De armen buren schulden int gemeine up de ordens hern, adel und borgers, men konde se wol schinden und plagen, averst nu men se beschutten scholde, were nemandt vorhanden und lete men se in der noth stecken. — Zu diesen Gegensätzen kamen dann die nationalen und politischen: Dänen, Russen, Schweden, Polen, Herzog Magnus usw. und ihre liländischen Parteigänger vergrößern das Gewirr, so daß es oft schwer ist, sich darin zurechtzufinden.

Da die Dichtungen an historische Ereignisse anknüpfen und diese und die handelnden Personen mit ihrem Spott begleiten, so ergibt sich ihre Besprechung nach der Zeitfolge von selbst. — Als erstes tritt uns ein die bekannte Koadjutorfehde behandelndes Spottgedicht entgegen, das gegen Ende des Sommers 1556 in der ersten Siegesfreude gedichtet ist, denn Christoph von Mecklenburg und Erzbischof Wilhelm von Brandenburg haben sich in Rosthusen ergeben, sind in „fürstliche Verwahrung“ genommen, die Einmischung Polens, die die Ohnmacht des Ordens in demütigender Weise enthüllte, ist noch nicht erfolgt und Heinrich von Galen, Heermeister des Ordens, lebt noch. Wie die Entstehungszeit ist auch die Parteistellung des Verfassers unzweifelhaft; seine milde Satire richtet sich gegen den Erzbischof Wilhelm und den jungen Herren, seinen Koadjutor, die, ehe sie das Spiel begannen, die Folgen hätten bedenken sollen; trotz ihres Christennamens hätten sie ohne Ursache und Not einen Krieg erregt, nachdem aber eiliche Schüsse gefallen, hätten „die kühnen Helden“ sich ergeben; besser wäre es gegen den Türken, den Christenfeind, zu kriegen. Der Verfasser steht also auf seiten des Ordens, aber welchem Kreise gehört er an?

De ons dyth leth hefft myn gesungen,
en hefft geen noeth edder haeth dartho gedrengen,
sunder Godt tho synen eren
onde alle lyfflantchen aueryghheit,
auerst sunderlyngen synen heren.

So konnte nur ein Liländer seine Reime schließen und müssen wir den niederdeutschen Dichter, der nebenbei bemerkt Protestant ist, wie seine Bitte, Gott möge Reiche und Arme in Friede und reiner Lehr erhalten, zeigt, unter den Beamten des Ordensmeisters oder unter den Ordensrittern suchen. In Anlehnung an die deutsche Volksdichtung verfaßte er sein zum Gesang bestimmtes Lied, das in einer der ältesten und verbreitetsten Strophenformen, die wir für den deutschen Volksgesang kennen, gedichtet ist, dem fünfzeiligen Lindenschmids Ton oder Pavier Ton. Es mit Ed. Pabst ein Landsknechtslied zu nennen, dafür liegt kein Grund vor, wohl kann aber der Dichter von den damals zuerst nach Liland gekommenen

Landsknechten, die im Solde des Ordens standen, sein Vorbild haben singen hören.

Ein richtiges Landsknechtslied mit mehrfachen Anlehnungen an die Landsknechtspoesie Deutschlands ist das Spottgedicht auf den Orden, das der Zeit nach folgt. Diese läßt sich insoweit bestimmen, als die der Abfassung vorausgegangenen Ereignisse, die erwähnt werden, bekannt sind. Der furchtbare Russeneinfall des Jahres 1558 ist erfolgt; unvorbereitet lag das Land da und mit Worden und Brennen und allen Greueln entmenschter Barbarei wütheten die Moskowiter im Lande; ein fester Platz nach dem andern wurde dem Feinde übergeben, feige die Häuser verlaufen. Unmittelbar unter dem schmachvollen Eindruck dieser Vorgänge ist die Dichtung im Herbst 1558 entstanden, denn Bernt von Smerten, Vogt von Terwen, der im Herbst des Jahres abdankte, ist noch in seinem Amt. Auch den Verfasser, wenigstens seiner Lebensstellung nach, zu bestimmen, scheint nicht schwer, sagt er doch von sich selbst mit vertrautem Anklang an die Landsknechtslieder Deutschlands (in der Schlußstrophe):

Der uns diß Lidlein hat erdacht,
Das hat ein frecher Landtsknecht gemacht,
Von Neuen hatt ers geungen.
Er singt es frisch zu aller heit,
Er hofft, harret, wart und beidt
Eins herren, der gibt gelt und bescheidt.

Auch sonst tritt diese Beziehung zur Poesie der frommen Landsknechte in der Dichtung hervor, wenn es in Bezug auf Dr. Rembert von Gilsheim heißt:

Doctor Gilsen, der Ist hochgelehrth!
In Rechten, da man die kauen umkhet,
Hatt er fast voll gelesen;
Vund was Recht ist, das macht er trumb,
Das mannich man omb kolselst umb und umb.
Ein Stallbruder ist er worden
Bei dem Ritterlichen orden.
Er dunkt sich weiß vnd hochgelert,
Wie er die armen landtsknecht beferdt,
Iz Ehr vnd Eide zu uergessen.
Von andern singt vnd sagt er viel,
Wie er aber hab getriben das Spill,
Soll man Im billich lonen
Mit wol geklopfften Bonen, —

so ist die nur ins Gegentheil gewandte Anlehnung an eine Stelle aus einem Liede auf Georg von Frundsberg in den beiden letzten Verszeilen deutlich:

Ich will euch tapfer lohnen
Mit lauter doppelfronen.

Ebenso weist der Vorwurf, daß er die armen Landsknechte befehrt habe, „ir Ehr vnd Eide zu uergessen“, auf einen Landsknecht oder

einen ihnen Nahestehenden als Dichter hin. — Verbant nun aber das Lied, wenn es gleich im Inlande entstanden und auch nur hier gesungen sein kann, seine Abfassung einem Deutschen des Auslandes oder einem fioländischen Heimatsgenossen? Ed. Pabst neigt der ersteren Anschauung zu und die hochdeutsche Sprache des Gedichts scheint dafür zu sprechen. Er meint, es sei ein frecher, in Deutschland angeworbener Landsknecht, „einer von den vielen, deren Brauch es war, alleweg von ihren Schlachten und Zügen ein Lied zu machen.“ Auffallend ist aber bei einem nur kurze Zeit im Lande Weilenden die genaue Kenntnis der einzelnen Gebietiger Fiolands, die mit ägendem Spott und beißendem Hohn in ihrem Tun, ihren Schwächen und Eigenheiten dem Gelächter preisgegeben werden. Und es sind nicht nur die eines begrenzten Teils Alt-fiolands, sondern die auf den festen Häusern im weiten Umkreise der baltischen Lande Gebietenden; da wird Bernt von Smerten, der alte Vogt von Fervon, wegen seiner unzeitgemäßen Liebesleidenschaft ebenso verspottet wie der fluchende und polternde Rotger Wolf, Komtur von Bernau, der abergläubisch jedermann seine Träume erzählt; da vergißt Philipp Schall von Well, Komtur zu Marienburg, ein Kenner der heiligen Schrift, über dem Wunsch sich zu beweiben, seine Ordenspflicht, ja sagt, daß der Orden vom Teufel gestiftet sei; und Georg Siberg von Dünaburg, der bei norddeutschen Fürsten und Städten vergeblich Unterstützung suchend umherreist, wird wegen seiner Titelsucht verhöhnt. — So ziehen diese und die Komture und Vögte von Goldingen und Narva, von Neval und Sonneburg in buntem Gemisch an uns vorüber. Zu ihnen gesellt sich dann der oben erwähnte Dr. Kember von Gilsheim, der Kommissar des Ordensmeisters, ein in den politischen Geschäften der Zeit viel verwandter Unterhändler, der früher königlich dänischer Geheimssekretär gewesen war und der sich den Haß des Verfassers und seiner Parteigenossen in ganz besonderem Maße zugezogen haben muß. Kann nun bei einer so ausgedehnten, bis ins einzelne gehenden Kenntnis, die durch Lektüre der Chronik auch in die Vergangenheit Fiolands reicht, der Verfasser ein ausländischer Landsknecht gewesen sein? Ich glaube nicht. An die zu jener Zeit in Deutschland, wie z. B. in Lübeck und Hamburg, angeworbenen Landsknechte hatten sich viele Einheimische, meist Handwerksburschen und Diener, aber späterhin auch Adlige, die alles verloren hatten, was sie besaßen, angeschlossen, und unter diesen, oder den Hofsleuten, Reitern und deutschen Knechten, die in Gemeinschaft mit den Landsknechten zu Felde zogen, ist der Verfasser zu suchen. Letztere gaben doch sicherlich den Ton an und in Nachahmung ihrer Gesänge entstand das Lied. — Fragen wir uns nun weiter, welcher Partei der Dichter angehört hat? „Das Schweigen“, sagt Ed. Pabst, „unsres Landsknechts von Kettler

und Fürstenberg läßt vielleicht schließen, daß er unter jenem diente, zumal da ja Kettler es war, mit dem der Orden nach einigen Jahren sein Ende nahm.“ Dagegen spricht die milde Beurteilung, die der Dichter dem Verrat des Komturs von Reval, Franz von Segenhagen, zuteil werden läßt, den der Ordensmeister mit seinem ganzen Zeuge in Lübeck gefangen zu nehmen und dem er den Prozeß zu machen befahl:

Der komthur zu Neuell thut sacht gebarn,
Er ist dis kriegs nitt viel erfaren,
Ist unschuldig darby kommen;
Da er kein trost noch Hilff vernam,
Iß er das Haus zu Neuell stan,
Wergabs dem rechten Herrn.

Die letzte Zeile gibt uns einen Fingerzeig. Der rechte Herr ist der König von Dänemark, in dessen Namen Christoffer von Monnikhusen die Uebergabe des Schlosses von Segenhagen entgegengenommen hatte, und unter dem Kriegsvolk, das, von Hinrik von Nexfüll befehligt, vom Juli bis zum 10. Dezember 1558 dieses besetzt hielt, ist der Verfasser zu suchen. Hier kann er auch mit dem Hauskomtur von Bernau, dem Vogt von Sonneburg und dem Dr. Gilsheim in persönliche Berührung gekommen sein, da diese im Auftrage Fürstenbergs das Schloß zu dreien Malen zur Wiederunterwerfung aufforderten, und auch der Haß des dänischen Partigängers gegen Gilsheim, den aus dänischen Diensten in die des Ordens übergetretenen Geheimsekretär, fände seine Erklärung. — Auffallend bleibt es aber, daß Hinrich Wulf gen. Ludinghausen, dem Vogt von Sonneburg, einem der getreuesten Anhänger des Ordens, ein so großes Lob gesendet wird:

Sonneburgt, ein frumer Herr ond ley,
Dat wenig wortt, kein groß geschrei
Vnd meint die Sach mit treuen.
Gethen alle seine Brüder dergleichen gethan,
Es sollt vmb Lifflandt besser stan,
Das mus Ich frei bekennen,
Wen Ich sein Namen hör nennen.

Diesem Lobe kann aber auch ein Irrtum zugrunde liegen; erzählt doch Ruffow, daß H. Wulf das Haus und ganze Gebiet Sonneburg dem Herzog Magnus, Prinzen von Dänemark, gutwillig aufgetragen habe, was durch andere Zeugnisse als durchaus falsch widerlegt wird. Wir müssen darauf verzichten, volle Klarheit in das Gewirr der Gegensätze und Widersprüche zu bringen.

Durch seinen volkstümlichen Ton muß dieses Spottgedicht auf den Orden eine weite Verbreitung gefunden haben und unter den Soltruitern und Landsknechten, die Livland durchzogen, beliebt geworden sein. In der von Theodor Schlemann in den Mitteilungen veröffentlichten „beklagynge van deme hermeister Gotherth

Kettler genameth legen eynem guden ffrunde in hoymlycket vor-
truwen“ lehnen sich einige Verszeilen an die von mir oben ange-
führten Strophen auf Dr. Gilsheim an und können bei solcher
Uebereinstimmung nur direkte Entlehnung sein:

Doctor Gylßen macheth alle sacke trum,
Darumb nenneth man eme doctor Kumpel umb und umb,
Gyns stolbroder yß he geworden
By dem lyfflandißchen orden,
Yß od yn rechten woll gelerth,
Dar inhan de klaplanne umme fertz.

Denselben Verfasser anzunehmen, dem widerstreitet der nieder-
deutsche Dialekt und der wesentlich andere Standpunkt, den der
Verfasser einnimmt. Nach dem Juni 1561 entstanden — die spä-
teste historische Tatsache, die erwähnt wird, ist die Uebergabe des
Hauses Reval an die Schweden am 24. Juni 1561 —, läßt das
Gedicht, das „historisch sehr wertvoll und trotz seiner offenkundigen
Tendenz von Wichtigkeit für die richtige Beurteilung der Politik
Kettlers“ ist, diesen in der lebensvollen Form des Romans seine
heimlichen Taten, Beziehungen und Pläne einem vertrauten Freunde
mitteilen und gibt uns in raschem Fluge einen Ueberblick über die
historischen Ereignisse, in der charakteristischen Beleuchtung eines
Zeitgenossen, so die Seite hervorkehrend, durch die die Spott-
gedichte überhaupt unser Interesse beanspruchen können. Eigen-
tümlich ist es, wenn wir die Fülle historischer Daten mit dem
historischen Bericht Kenners vergleichen, wie genau der Verfasser
orientiert ist und wie oft sich seine Anschauung mit der des Chro-
nisten deckt, mit dem er ja auch die Abneigung gegen Kettler teilt.
— Auch für dieses Pasquill ist es nicht möglich, die Frage der
Autorschaft genügend zu lösen. Daß der Verfasser auch hier dem
Kreise der Landsknechte, Soldreiter oder Knechte angehört, ist mehr
als wahrscheinlich. Die Vorliebe für diese und ihre Klagen über
nicht erfolgte oder mangelhafte Zahlung des Soldes ziehen wie
ein roter Faden durch die Dichtung. Obgleich Dietrich von Galen
von der Freibente von 50,000 Talern — gemeint ist der Erlös
von den im Oktober 1559 gekaperten Lübeckischen Schiffen —
Kettler versprochen:

Wo my Zuwer ghnade dath gelth, so yghunder gefomen yß,
Stellen ynn myne hanth tho duffer ffreyth,
Beide, ruter unde langknechte,
Wylß yß botalen myth allem rechte,

so ist es eine Täuschung gewesen:

Gelth, gewanth yß uth gegewen und vorgangen,
De armen langknechte hebben dat wenzichst entffangen. —

Und Vorgänge in Reval vom September 1560 erwähnend, läßt
die Dichtung Kettler erzählen, daß er den Knechten geschrieben:

Dath se hartghaffit, stanthaffit sollen bliuen,
Und an ohrer botalinge tenen twynell haen,
Dat huez und gebede soll ohne tho pande staen.
Dath hadde yck myck vorhetten und vorswaren,
Welcks yck ohne alles hebbe vorgelegen.

Besonders aber drückt der Schluß diese Parteinahme für die Söldner, ob es nun Knechte, Hofleute oder Landsknechte waren, in drastischer Weise aus:

Hebde yck alle myne schryvers laten hangen,
Dar tho alle myne rede,
De genthmall synt vor my getreden —
Doch moeste de ouerste generall
Und ock de geltmarshaldt Dyrnd von Gaell
Bawen de anderen alle
Sweven myth ryckem schalle —
Des worde syck ruhger und lantshsnecht ffyn
Erffrowen und ffrolyck iyn!
Dyrby moth pikth lathen wenden,
Godth boschore myn cynen seligen ende. —

Mit noch größerer Gewißheit kann man aus dem Gedicht schließen, daß der Verfasser ein Einheimischer gewesen ist, welcher bei Reval lebte. Nicht nur das Vorhandensein des Pasquills im Revaler Ratsarchiv spricht dafür, sondern auch der Umstand, daß fast alle Begebe heiten, die erwähnt, und fast alle Personen, deren Handlungen beurteilt werden, zu Reval in Beziehung stehen. Dabei ist der Dichter vorzüglich orientiert, sei es daß er Kettler über Dr. Friesner, Monnickhusen oder über Oldenbockum usw. in seinem Spotte klagend läßt, ja manche Angaben des Gedichts fehlen in den zeitgenössischen Chroniken, während sie eine urkundliche Bestätigung finden. Wenn er von Dietrich von Galen sagt:

Van der ffrye buthe hefft he gehomen,
Ffofftych dufenth daler bekommen,

so bestätigt dies eine Urkunde, nach der der Schaden der Lübecker auf 50,000 Gulden geschätzt wird. Ebenso finden die Verse:

Ock moth yck bokennen by mynen geweten,
dath Oldenbockem, de junge helth,
Van den Swedesschen heren hoffit ontfangen gelth,
Egstein dajuntig ward —

bei Arndt, der nach schwedischen und andern Quellen sein Geschichtswerk geschrieben hat, ihre Bestätigung. Aus allem geht hervor, daß der Verfasser des Pasquills einen tiefen Einblick in die Vorgänge und die Verhältnisse des schwedischen Reval hat, und er muß sowohl den Streifen des Ordens als auch denen der Hofleute und Landsknechte nahe gestanden haben. So wird es wahrscheinlich, daß er einer der Edelleute aus Harrien oder Bierland gewesen, „deren viele zu Reval waren und sagten, daß wo die Stadt bleibe, da wollten sie auch bleiben.“ — Aus dieser Stellungnahme zu Schweden ist der Spott gegen Kettler und seine geheime polnische

Politik geflossen, die dem Protestantismus wie dem Deutschtum gleich gefahrdrohend erschien. Mit dieser Vermutung müssen wir uns bescheiden. —

Ist im Landsknechtalied auf den Orden die Heimatsliebe des Dichters nicht zu verkennen, die ihren Ausdruck in der Entrüstung über die schmachvollen Vorgänge findet und in vielen Angriffen Recht hat, ist der Spott und Hohn gegen die Gebietiger des Ordens von mutwilliger Laune gemildert, wie das auch in dem Pasquill gegen Kettler der Fall ist, so ist das Spottgedicht Johann Taubes aus trübster Quelle geflossen. Der durch Th. Schiemanns fesselnde Darstellung weiteren Kreisen bekannt gewordene Verfasser schreckt in seinen unlanteren Motiven auch nicht vor verleumderischer Lüge zurück, die sogar den greisen Ordensmeister Wilh. von Fürstenberg in seinem Unglück nicht von Spott und Hohn verschont bleiben läßt. In seiner niedrigen Schadenfreude an dem Untergang des Ordensstaates verrät sich sein Haß; hat er doch für das große Landesunglück, die Uebergabe Fellins, nur die Worte:

Also gehett es imer Recht,
Der einen andern einn Kaulenn grefft.

Als Rat des Bischofs Hermann von Dorpat mit diesem in die Gefangenschaft nach Moskau geführt, hatte er jahrelang in ihr geschmachtet, bis er in die Dienste des Zaren übertrat und um hohen Preis sich Freiheit und Reichthum erkaufte. Nach Dorpat zurückgekehrt, wo es ihm gelang, Weib, Kind und Bruder zu sich hinüberzuziehen, beginnt er seine dunklen Pläne ins Werk zu setzen, die den Zweck verfolgen, Livland in die Hände des Großfürsten zu spielen. Anfang 1565 ist er wieder in Moskau und hier schrieb er sein berühmtes Pasquill: Kurze vnnnd Warhafftige Beschreibung, Anfaunc, Mitell vnd Endt Sampt allem Wandel, gebrauch, Sitten, leben vnd gewonhandt des Ordenns in Eifflandt wie die Regirt vnd widerump apgangen.

Hab diß geschriebenn aufs pappir gebracht
Zur Moskow inn dem Rußischen landt
Denn Funfften tag im Merzen mandt,
For menichlichenn Gaunz offenbar
Des Minnderenn Jals im funff vnd sechtzigsten Jar.

Seine Autorschaft ist durch einen Agenten des Herzogs Albrecht von Brandenburg, Beit Senge, beglaubigt, der das Gedicht besonders wegen der darin enthaltenen Lobprüche auf Wilhelm von Brandenburg einem geheimen Bericht beifügt, mit den Worten, das hat Hans Taube gemacht. Zeit der Entstehung und Verfasser sind zweifellos, aber welchen Zweck verfolgt das Schmähgedicht, das die Geschichte des Ordens in raschem Ueberblick gibt und überall Halt macht, wo sich Spott und Hohn anknüpfen läßt, ja Taube überschüttet die Ordensritter geradezu mit groben Schimpf-

wörtern, wie Esel, Knupellherlein, Birbuttenn, grobe Esels, trollenn usw. — Wozu diese in Gift und Galle getauchten Pfeile? Der Orden existierte schon seit drei Jahren nicht mehr! Am 5. März 1562 hatten Erzbischof, Ordensmeister und Stände, nachdem Estland schon früher schwedisch geworden war, dem Könige Sigismund August von Polen als ihrem rechtmäßigen Herrn im großen Remter des Schlosses zu Riga gehuldigt. — Wozu also die Anstrengung dieser über 700 Verszeilen langen Spott-Geschichte des Deutschen Ordens in Livland? Ist es der nicht ruhende Haß der Stiftischen gegen die Ordensritter, gleichsam der Fußtritt, der dem toten Löwen erteilt wird? Taube selbst verwahrt sich dagegen: er wolle nur die gegen den Adel gerichteten Verschuldigungen zurückweisen:

Als Solle durch ihre Lastuertigkeidt
das Landt versürdt vnd ferleidt

sein. Johann Taube war aber nicht der Mann zweckloser Mühen. Er verfolgt vielmehr mit seiner Dichtung um eigenen Vorteils willen das Ziel, Livland, den Spielball fremder Nationen, in die Banden der Fremdherrschaft des Moskowiters zu verstricken, und dazu wendet er die Methode, die zu allen Zeiten den destruktiven Elementen eigen ist, an, nämlich Haß und Zwietracht unter den doch auf einander angewiesenen Heimatsgenossen zu erregen. Er knüpft an den uralten Gegensatz von Erztift und Orden an und sucht mit seiner wühlenden Politik den alten einheimischen Adel gegen Kettler, dem vorgeworfen wurde, die früheren Ordensritter durch Belehnung mit Gütern zu bevorzugen, einzunehmen, damit nicht Polen, der gefürchtete Gegner, die Beute davonträgt. Die bevorstehende Säkularisation des Erztifts Riga hat dabei gewiß mitgespielt. Daher wird Erzbischof Wilhelm, der am 4. Februar 1563 bereits gestorben war, hoch gepriesen, daher immer wieder jede Unbill, die den Landsassen vom Orden widerfahren, hervorgehoben. Daß aber Taube den Haß nicht erfolglos geschürt, daß die Ritterschaft des Erztifts sich von Kettler abgewandt, erfahren wir daraus, daß „diese Taube und Kruse zu ihren Vertretern beim Großfürsten ernannt und ihnen aufträgt, mit diesem wegen der von Preußen wider Polen zu erwartenden Hilfe zu verhandeln.“ Der verräterische Plan kam allerdings nicht zur Ausführung. — Woburch die Parteistellung der Stiftischen sich änderte, wissen wir nicht, vielleicht stand der damals allgemeine Haß gegen den Erbfeind, den Moskowiter, den Plänen entgegen.

Eben diesem Hasse dankt auch ein die Stimmung der Zeit vortrefflich charakterisierendes Lied vom Januar 1571 seine Entstehung, das Gegenpasquill gegen Chr. Schrapfer, das ich bereits früher erwähnt habe, daher ich mich kürzer fassen kann. Lebensvoll führt es uns in den Widerstreit der politischen Anschauungen der Belagerten :

Dann ich vorgestern im gelage bin geseffen,
 Doselbst getruncken unde gessen,
 Auch sunst getrieben viel kurzweill mehr —
 Man erzeiget uns alle zucht und ehr —
 Da trug sich zu, daß ungesehr
 Das lager vor Neuell und andrer Dinge mehr
 Daselbst auch wurden gedacht,
 Wie man gemeinlich in gelagen pfecht.

Die Unterhaltung dreht sich um die um Reval ringenden Mächte und auch von den „bösen unsinnigen weyben“, wie der Dichter sich unhöflich ausdrückt, wird Politik getrieben und der Anschauung Ausdruck verliehen, daß Reval sich gegen den Ansturm der Moskowiter nicht werde halten können. Warum tritt der Dichter für die von Reval befolgte Politik ein und richtet seinen Spott gegen Chr. Schrapfer, dessen Person in den Mittelpunkt der Dichtung gestellt ist, und gegen die Magnisten, die in Scharen dem livländischen Apfelkönig, wie König Johann III. von Schweden den Herzog Magnus genannt hat, zuliefen, in der Hoffnung, „in ihr vetterliche güter und landt“ wieder eingesetzt zu werden:

Ja, wenn sie gedechten denn großen schmerzken,
 So es ihnen anderst gegangen ist zu herzen,
 Wie man ire eigenen vatter undt mütter,
 Ihre negste freundt, ihre schwester und bruder
 Gefendlich hinweggefuert hatt,
 Mit peijßchen gehawen fru und spatt,
 Ihre mütter und schwester schelmisch gesendet,
 Ihre vetter und freunde gemordt und gehenget,
 So wurden sie nicht also bey hauffen
 Dem lager vor Neuell zureiten und lauffen.

Der Verfasser, ein Bewohner Revals, der die Belagerung miterlebt hat, tritt mit seiner Dichtung hinaus auf den Kampfplatz, um die Stellungnahme der Stadt, die uns ein erquickendes Bild echten, tapferen Bürgersinns bietet, zu verteidigen, und in platt fließen die Knüttelverse dahin, manchmal an die Kapuzinerpredigt erinnernd, z. B. wenn er sagt:

Du ruhmeß dich auch ein Kriegßmann!
 Lieber, wo woldestu es gelernet han?
 Pax vobiscum Solldestu ehr wissen zu singen,
 Denn ein Regiment Knecht In die Ordnung Bringen.

Das bedeutendste und ein durch seine Tendenz ebenso nicht unangenehm berührendes Spottgedicht, wie das gegen den „Pfaffen Christian“, ist das „Kurzweilich geprech von Herr Johann Taube vnnnd Elert Kraußen widerkunnft aus der Moschkaw eines Postreuters vnnnd Pasquillen.“ Mit dramatischer Lebendigkeit ist die Form des poetischen Dialogs vom Dichter gehandhabt und sein Talent offenbart sich gleich in der ganzen Anlage, die das Zusammentreffen des Postreiters, der die Geleitsbriefe für Taube und Kruse aus Warschau holen soll, mit dem Pasquillus anschaulich

vor uns sich abspielen läßt. Während der Postreiter dahinreitet und fröhlich sein Volkslied:

Ich rieth ein mahl spazieren
Durch einen grünen wald —

vor sich hinfingt, begegnet er dem Pasquillus, der ihn um neue Zeitung anspricht. Er erklärt, nicht verweilen zu können, wird aber durch die Ermattung seines Pferdes zum Bleiben bewogen, will aber nicht beim Herrn auf dem Schloß, sondern im Wirthshaus einkehren:

Für war mich dunkl, es sey nicht rath,
Die nacht felt und ist sehr spath,
Wann wir so spath zum Herren kehmen,
Er mocht es leicht vor vbel nehmen,
Denn ich bin mit ihm nicht bekant,
Kehnn wenig Herren in dem Landt.
Las vnns reithen zurucke in Krugk,
So treiben wir da vnsern fugk,
Mugen reden, was wir wollen,
Trinken zu halben vnd zu vollen;
Der Wirth hat Meth vnd gute fisch,
Das bier ist gut, fein kaldt vnd frisch,
Darhu ein Schendhin, glatt vnnnd fein,
Ist gar ein hübsches Regdelein.

Im Wirthshaus unterhalten sie sich nun über die politische Lage Livlands, wozu ihnen die Rückkehr Taubes und Kruses die Anknüpfung gibt. Nachdem diese vergeblich mit Herzog Magnus Neval zur Uebergabe zu bewegen versucht hatten, hofften sie, die sich bei der unberechenbaren Grausamkeit Zwans nicht sicher fühlen mochten — denn wie sollte Treue den Treulosen lohnen —, durch einen kühnen Handstreich Dorpat zu gewinnen und sich so die Gunst des Königs von Polen durch Verrat an dem Großfürsten zu erwerben. Der am 21. Oktober unternommene Versuch scheiterte und die beiden doppelten Verräter flohen über Ermes nach Treiden, von wo sie Unterhandlungen mit Polen begannen. — An diese aktuellen Vorgänge knüpft die Dichtung an, dabei auch die Beziehung Taubes und Kruses zu Herzog Magnus streifend. Richter vertritt in seiner Geschichte der Ostseeprovinzen die Ansicht, daß das Spottlied sich nur gegen letzteren richte und von Taube, der selbst als Pasquillendichter hervorgetreten, beeinflusst, ja vielleicht verfaßt sei, — eine Vermutung, die ganz unhaltbar ist; ihr widersprechen zahllose Stellen der Dichtung, die scharfen Angriffe auf die beiden Verräter,

Die iren eidt vnd aller Pflicht
Vergessen vnnnd betrachten nicht,
Vnnnd all ir Zusage überschritten,
Ohn vrsach fluchtig im enthritten.

Um den Verfasser zu erforschen, müssen wir uns ein Bild von ihm, seiner Geistesbildung, Stellung und seinen Lebensbeziehungen

zu machen suchen. Humanistisch gebildet beherrscht er die lateinische Sprache und verbindet damit eine weite Kenntniss der lateinischen Literatur, aus der er mehrfach zitiert, so das bekannte Wort Virgils: *flectere si nequeo superos Acheronta movebo*. Aber auch die deutsche Dichtung ist ihm nicht fremd, — Reineke Fuchs, das Narrenschiff von Sebastian Brandt werden erwähnt. Rechnen wir hierzu die theologische und juristische Bildung, die ihre Spuren der Dichtung aufgedrückt, so wird es unzweifelhaft, daß der Verfasser studiert hat, wahrscheinlich an deutschen Universitäten. Durch seine Geistesbildung muß er sich eine Stellung am Hofe des Königs von Polen errungen haben, „das hat man hie am Hofe auch“, sagt er, ohne daß er darum die Liebe zu seiner Heimat Altlivland eingebüßt hat. Bewandert in der Geschichte der europäischen Staaten Europas, kennt er die polnischen und litauischen Verhältnisse, die trotz der Union heimlicher Neid und verborgener Haß der beiden Nationen kennzeichne. Das Leben am Hofe, an dem nur die der Herren Gunst haben, die viel plaudern und lügen und die Zehen die Stiegen hinauftragen können, die Säumnisse und Händel der polnischen Reichstage, die Bestechlichkeit der polnischen Beamten und Würdenträger schildert er mit höhnischem Spott:

Der König hat ein altes Roß,
Es trabet hart, thut manchen stoß,
Das nennet man „Zutro“, kommet morgen;
Dem, der es reith, dem giebt's vil sorgen;
Ich bin auch selber darauff gefessen
Und kann das Zutro nicht vergessen.
Ich saß abe vnd liess es stehen,
Ich wil vil lieber zu fuße gehen.

Er hat also selbst irrend welche Angelegenheiten in Polen zu vertreten gehabt und unliebsame Erfahrungen gemacht, als er noch nicht in polnischen Diensten stand. — Ueber seine Tätigkeit im Interesse Polens gibt uns der Dichter in den Schlußversen eine Andeutung:

Ich kann Dir nicht all Ding bedeuten,
Ich muß ihunt von dannen reiten
In Denuemardt igt zu der stundt.
Sey Du dieweil frisch vnd gesundt.
Ich hör der König hat etzliche schiffen
Den Dankfern alda angegriffen.
Diese vnd dergleichen sachen
Werden keinen guten frieden machen.

Wer kann nun dieser Livländer in polnischen Diensten gewesen sein, der wohlbewandert in der Geschichte seines Landes, belesen in den Werken der altklassischen Literatur, durch den Patriotismus, mit dem er an der Heimat hing, zu dieser seine Parteilstellung dokumentierenden Dichtung veranlaßt wurde. — Mit ziemlicher Sicherheit, glaube ich, kann man auf Jost Clodt schließen. Durch

seine Studien auf mehreren ausländischen Universitäten hatte er sich ein reiches Wissen erworben, das er zuerst in Wort und Schrift als Syndikus im Dienste seiner Vaterstadt Reval verwertete. Als solcher hatte er bereits mehrfach an Verhandlungen in Wilna teilgenommen, und noch mehr sehen wir ihn seit 1562, nachdem er aus dem amtlichen Verbande zu Reval getreten, den Schwerpunkt seiner Tätigkeit nach Polen verlegen, erst als Kanzler des Herzogs von Kurland, dann als polnischer Staatssekretär. Er, der an den meisten Verhandlungen, die die Geschicke Livlands betrafen, teilgenommen, mußte die weite Kenntnis aller einschlägigen Verhältnisse besitzen, die auch den Dichter des Pasquills kennzeichnet. In seinem letzten Schreiben an den Revaler Rat vom 6. Juni 1571 teilt Clodt mit, daß er nach Rostock zu gehen beabsichtige, wo er mit den Vertretern der Hansa zu verhandeln habe. Der Handel der Hanseaten wurde nämlich durch polnische Raper gestört, die aus Danzig ausliefen und daher die Danziger Freibeuter genannt wurden. Die Stadt Danzig, die infolgedessen großen Nachteil erlitt, bat den König von Polen, in Dänemark und Schweden ein Verbot der Narvafahrt zu erwirken, und auf dem Hansatage von 1572 wurde über den Antrag verhandelt. Hierauf weisen augenscheinlich die oben angeführten Verse hin, und da Clodt Kommissar des Königs von Polen ist, scheint mir die Identität mit der Person des Dichters erwiesen. Dem widerstreiten auch keine inneren Gründe; die Schreibweise ist ähnlich, bei beiden die Vorliebe für lateinische Zitate und die Verwendung des humanistischen Wissens, bei beiden eine Vorliebe für Wortspiele. — Als Reval den Anschluß an Schweden beschloß und vollzogen hatte, beklagt sich Clodt, der darin ein Auseinanderreißen des alten Ordensstaates sah, darüber, daß wenn man auch seinen Namen „Syndikus“ jetzt in den Namen „Sienlos“ verwandeln wolle, sein Rat nicht gehört worden sei. — Dem Dichter gibt der Name Taubes Veranlassung, mit ihm zu spielen:

Wer wold den schlägt nicht rucken nue,
 Wenn solche Tauben fliehen zue.
 Du magst es glauben frei fur war,
 Solche Vogel fliehen nicht alle Jahr,
 Und wenn sie fliehen, dieselbe Zeit
 Sonderlich etwas großes bedeut,
 Etwan eines grossen Herren todt
 Oder einer Lantshafft grosse noth.

Vor allem aber ist die Parteilstellung beider dieselbe: derselbe schroffe Gegensatz gegen den Moskowiter, dasselbe Untertanverhältnis zu Polen, dasselbe warme Interesse an den Geschicken Livlands.

*

*

*

In die Nachtseiten der menschlichen Natur, in Haß und Streit, in Zwietracht und Feindschaft hat uns die Besprechung der Pasquillenliteratur Mitlivlands geführt und ein erschütterndes Bild der Verhältnisse unserer Heimat vor uns entrollt. Spiegelt sich doch in diesen Dichtungen der sittliche Verfall, die Schmach ohne Gleichen, die innere Uneinigkeit, die fremdherrschaftliche Zerrissenheit, — das ganze unsagbare Unglück des Landes wieder.

Schwere Zeiten waren es, die über unsre baltische Heimat hingingen, und unsre Sitte, unsre Sprache, unser Glaube schienen schon dem Untergang geweiht. Aber gerade die furchtbare Heimsuchung des Landes brachte die Selbstbesinnung, denn der Ernst der Zeit rüttelte das tief in Laster und Wohlleben versunkene Mitlivland auf aus der sittlichen Fäulnis, die die Friedenszeit der letzten Jahre livländischer Selbständigkeit kennzeichnet. Da fand auch die freudige Glaubenshoffnung, der Magnus von Ahlfeldt poetischen Ausdruck verleiht, Erfüllung:

Magnus von Ahlfeldt bin ich genand,
mein gelucke steidt ihn Gottes Handt,
Wan vns vnd allen schon verloren deucht,
als dan vns gott sin hulfe reichet,

Nicht mehr fern war die Zeit, daß Gustav Adolf dem Lande gab, was dieser Brandstätte des Hasses und Kampfes vor allem not tat — den Frieden. Unter den Schrecknissen der Russenkriege und der Polennot war unterdessen den geistig und materiell verarmten Söhnen der Heimat zum Bewußtsein gekommen, daß es noch höhere Ziele gäbe, als nur zu leben, und in Scham und Reue eroberten sich jene Männer einen neuen und reicheren Lebensinhalt, der die idealen Güter in den Vordergrund stellte. Mit der Fähigkeit des sächsischen Volkscharakters klammerten sie sich nur noch fester an die von den Vätern ererbten idealen Güter, um sie zu besigen, und „in Jammer und Not wuchs die folgende Generation zu Männern heran, denen das äußere Gut das geringste, die Ehre das höchste war.“ Im langem Kampf gegen das nackte Unrecht polnischer Willkürherrschaft waren Bürgermut und Rechtsgefühl, diese Tugenden des Mannes, gestählt und gekräftigt worden, und im ferneren Verlauf der livländischen Geschichte ist der Gedanke des Rechts und der Pflicht, deren Wahrung allein der Macht der Völker die Gewähr der Dauer verleiht, die Richtschnur für die Vertretung des Landes und der Städte. — Im heißen Kampf gegen die Hänkesucht der Jesuiten und gegen die katholische Unbuddsamkeit und Glaubensverfolgung fand unser lutherischer Glaube neue Kraft und Stärke, und dem erfolgreichen Widerstand der deutschen Kolonie im Osten dankt es der protestantische Norden und wir, wenn in Haus und Wissenschaft, ja überall in den Lebenserscheinungen noch der Atem Luthers, die zwingende

Macht des freien Gedankens und des wachen Gewissens gespürt wird. Und in der Gefahr des gemeinsamen Unterliegens und im gemeinsamen Kampf für alles Ideale schloß sich das oft in Hader und Streit und inneren Zwistigkeiten liegende Land an einander, um in der Folgezeit in friedlicher Arbeit zum Besten der Heimat zu wirken. —

Wenn ich die geringen und nur zum kleinsten Teil dichterisch bedeutsamen Blüten der altfiroländischen Dichtung dem Dunkel der Vergessenheit zu entreißen versucht habe, so geschah es, damit sie uns ein Zeichen dessen seien, daß die deutsche Kultur, die sich einst unter Kämpfen gefestigt hatte, auch unter schweren Schicksalschlägen sich erhalten hat, und ein Beweis seien, daß das Band, das die baltischen Lande mit dem germanisch-protestantischen Westen verbindet, wenn auch zeitweilig gelockert, so doch nicht zerrissen werden konnte. So bietet der Rückblick auf die Literatur- und Kulturgeschichte, ebenso wie der auf die Geschichte vergangener Zeiten, einen Trost für die Gegenwart und einen Hoffnungsblick für die Zukunft. Wie Ebbe und Flut wechseln die Zeiten im Geschehe der Völker, und ob auch eine Sturmflut hoch emporbrandet und wir fürchten müssen, mit ihr hinweggespült zu werden, das hoffnungsreiche Streben sollen wir nicht aufgeben, den Glauben an eine ideale Aufgabe im Dienste der Heimat uns nicht rauben lassen. Zwei Wege, beide reich an Wunden und Schmerzen, leiten zum Ziele: entweder gilt es im Kampfe zu ringen, zu wagen, oder im Entlagen zu glauben, zu hoffen. So mögen uns noch heute die Worte, die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Balte schrieb, als Leitsterne dienen:

Was wir wollen, sei es nur das Rechte,
 Bricht sich steigend endlich doch die Bahn;
 Zwecklos ist an sich das Böse, Schlechte.
 Haben wir, was recht und gut, getan,
 Muß es uns zum hohen Ziele führen,
 Ob wir leiden oder triumphieren.

Darum gespannt des Strebens rege Kraft,
 Mag dräuend ein Orkan auch stürmen!
 Wer nur in wolkenlosen Tagen schafft,
 Der beugt sich, wenn sich Wetter türmen.
 Wir streben fort, sind wir nur recht gesinnt,
 Ob wir der Ambos oder Hammer sind!



Gedichte

von

C. von Harten.

So müde bin ich — möchte keinen sehn,
Fest, fest verrammeln meine Pforte —
Die Menschen sind ein dichter Schwarm
Und streuen Worte — Worte — Worte,
Wie Pfeile, die ein Kind zum Spiel
Planlos von seinem Bogen schnellst,
So zittern abertausend Worte
Zielloos und dumpf durch die schweisgsame Welt.
Sahst du sie flattern,
Sahst du sie irren,
Arme überflüssige Worte,
Die suchend durcheinanderschwirren?...

Und sie verdichten sich zu schweren Nebeln,
Und will sich auf jaghaften Schritten nah'n
Das Schweigen mit leisem Grusse,
Auf samenschwerer Bahn —
Eintönig summen und rauschen die Worte,
Summen und rauschen und übertönen
Das fruchtbare Schweigen —
Hast klingt's wie Stöhnen,
Wie Kinderklage und fällt die Welt —

Nach dürstet nach Stille — du schließe die Pforte...
Die Menschen sind ein dichter Schwarm
Und streuen Worte — Worte — Worte —

Ob ich nun glücklich war — ob nicht,
 Ob ich in Sonne — in Dämmerlicht
 Mein Tagewerk vollbrachte?
 Und ob ich jubelnd mein Leben genossen,
 Oder viel heiße Tränen vergossen
 Und viele Nächte durchwachte? —
 Ob ich das große Glück gefunden,
 Das man erträumt in Weishestunden,
 Wenn man sein Leben eben beginnt?
 — O gleich, ganz gleich — das ist die Frage,
 Wie ich mein Erdenschicksal trage
 Und wie meine reise Seele gestunt.
 Und wenn die Seele klar wie ein Spiegel,
 Aus ihrem Schicksal sich aufschwingt zum Licht —
 Dann schiebe vor den letzten Kiesel
 Und frage nicht — und weine nicht.

Hent hat es mich wieder gepackt
 Das alte vergebliche Weh
 Und das alte vergebliche Lied....

Und ich weiß, das alte vergebliche Weh
 Ist tausendfältig und flach und schal
 Vor Alter und Zahl.
 Und ich weiß, das alte vergebliche Lied
 Durch tausend heisere Kehlen zieht....
 Und ließ das Weh einst die Welt erzittern,
 Geschlechter traten es unter die Füße
 Und raubten dem alten Klagegesang
 Seine tiefste, heimlichste, schluchzende Süße....

Und packt mich doch wieder mit Geiergriff
 Und läßt zum Meer meine Traurigkeit schwellen —
 Und wieder jagt hilflos auf drohenden Wellen
 Klagend mein schwaches — mein schuldiges Schiff....

Ferdinand Seraphim 1827—1894.

Ein baltisches Juristenleben.

Ein Gedächtnißblatt *.

„Ich kenne eigentlich keinen anderen Ehrgeiz als den, meine Pflicht zu thun.“

ie nivellierende Zeitrichtung und große Katastrophen haben zusammengewirkt, um den Tagen des alten Kurland unwiderruflich ein Ende zu bereiten, jenen Tagen, in denen der kleine Erdenwinkel, von den Geschehnissen der großen Welt wenig berührt, sein historisch entwickeltes Sonderleben führen und Männer erzeugen konnte, deren Eigenart sich von dem großen Durchschnitt, selbst der beiden Schwesterprovinzen, erheblich unterschied. „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit“; dieses Wort des Dichtersfürsten, möchte man nicht mit Unrecht sagen, war, wenn auch zum Theil nur unbewußt, der Leitstern der besten Männer im alten Kurland; ein ganzer Mann, in sich geschlossen, ein unabhängiger Charakter zu werden, doch im Grunde das Beste, was sich erstreben ließ. Gewiß sind die Verhältnisse einer derartigen Entwicklung lange Zeit günstig gewesen: der aristokratische Charakter, der der Gesamtheit der deutschen Bewohner der baltischen Lande inmitten einer fremdsprachigen, lange Jahrhunderte unfreien Urbevölkerung aufgeprägt war und neben seinen

*) Nachstehendes Lebensbild erschien zuerst 1894 „als Manuskript gedruckt“ in nur ganz wenigen Exemplaren und war zunächst als „Gedächtnißblatt“ nur für die Familienangehörigen und Freunde bestimmt. Wir glauben, daß es auch für weitere Kreise von großem Interesse ist und fühlen uns dem Verfasser für die freundliche Erlaubniß, sie auch in der „B. M.“ mit einigen von ihm gewünschten Kürzungen und kleinen Aenderungen zu veröffentlichen, zu bestem Danke verpflichtet. — Die Red.

in mancherlei Ausschreitungen zutage tretenden Nachteilen in erster Reihe auch viele individuelle Vorzüge zur Erscheinung brachte, hat sich in Kurland bedeutend länger konservieren, ungleich stärker ausgestalten können, als in dem frühe unter Schwedens strammes Regiment gelangten Livland. So hat man denn auch nicht ohne Berechtigung darauf hingewiesen, daß es kein Zufall sei, wenn selbst die deutsche Dichtung sich kurländischer Charaktere bemächtigte, wenn Lessing seinen „Tellheim“ zu einem Kurländer machte und wenn Hippels „Lebensläufe“ in ihren eigenartigsten Teilen auf kurländischem Boden spielen. So wie es in der ausgehenden herzoglichen Zeit gewesen war, so blieb es im Grunde noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, nur vielleicht mit der Nuancierung, daß das politische Stillleben der Zeit besonders zu einer Ausgestaltung der Persönlichkeit in ästhetischer Beziehung hinwies, daß man im empfänglichen Genuße von Kunst und Wissenschaft des Lebens höchstes Gut zu erringen wähnte. In die Zeit solcher Verhältnisse und Anschauungen fällt die Jugend von Ferdinand Seraphim. In seinem Denken durchaus ein Kind seiner Zeit, hat er doch in seiner ganzen Charakteranlage viel vom Altkurländischen an sich gehabt, — eine stark ausgeprägte Individualität, die sich stets bedingungslos treu blieb. Daß er sich diese Individualität unter allen Umständen und in jeder Lebenslage gewahrt, ist für seine äußere Lebensgestaltung oft verhängnisvoll und entscheidend, daß er sie einer nivellierenden, paktierenden, sich selbst immer wieder untreu werdenden Zeit gegenüber nie verleugnet hat, ein schöner Zug in seinem Charakterbilde gewesen. Denn wer wollte es leugnen, daß mit den Zeiten altkurländischen Stilllebens auch die alten Charaktere schwinden: fest in sich geschlossen, nicht nach dem Urteil der Masse, sondern nur nach der eigenen Überzeugung sich richtend; dem knorrigen Eichenstamm vergleichbar, hart und zäh, aber in der Zeiten Flucht nicht wankend, nicht weichend.

Am 18. Oktober des Jahres 1827 ist Ferdinand Seraphim in Hasenpoth, der ehemaligen Hauptstadt des erst acht Jahre vor seiner Geburt mit dem früheren Herzogtum Kurland zu einer Verwaltungseinheit verbundenen Wiltschen Kreise geboren worden, das Kind einer rechten Juristenfamilie. Der Großvater, Johann Seraphim, der einst als Student in Königsberg zu den Füßen Rants gesessen, war als Kandidat der Theologie zur Beamtenlauf-

bahn übergegangen und hatte als Kammervorwandter im herzoglichen, später im kaiserlich russischen Dienste sich betätigt. Als später nach Aufhebung der Leibeigenschaft in Kurland eine neue Landgemeindeordnung durchgeführt wurde, war es ihm beschieden, bei der Organisation der ersten Bauergemeindegerichte mit Erfolg und Eifer mitzuwirken. Sein ältester Sohn, Jakob Ernst Seraphim*, der seine juristischen Studien in Dorpat, Berlin, Göttingen und Heidelberg gemacht hatte, ließ sich später in Hasenpoth nieder, wo er kurze Zeit Sekretär des Oberhauptmannsgerichts (Instanzsekretär) war, um dann Oberhofsgerichtsadvokat zu werden, eine Stellung, in der sich der gelehrte und begabte Mann mit dem festen Wesen und den liebenswürdigen Verkehrsformen der größten Anerkennung und mancher Erfolge freuen durfte, als ein Schlaganfall dem Leben des erst Vierundfünfzigjährigen ein frühes Ziel setzte.

Unter dem Einfluß dieses Vaters und einer liebevollen Mutter, in der Umgebung einer zahlreichen Geschwisterschar ist Ferdinand Seraphim herangewachsen, und die geistigen Anregungen des Elternhauses haben neben der vortrefflichen Schulbildung, die die Privatlehranstalt von Franz Strauß bot, auf seine Entwicklung einen großen Einfluß geübt. Zeitweilig für die militärische Laufbahn bestimmt, hatte er die Beschäftigung mit den alten Sprachen während einiger Jahre aufgegeben, um sie dann mit erneutem Eifer wieder aufzunehmen. Gleich manchen Männern der Generation vor uns hat sich Seraphim in beiden alten Sprachen, besonders aber im Lateinischen Kenntnisse erworben, die einem jüngeren Geschlecht erstaunlich schienen und die ihm bei seinem außerordentlichen Gedächtnis selbst im Alter zum großen Teil noch gegenwärtig waren. Als er nach 7jährigem Besuch im Dezember 1846 die Schule absolviert hatte, mußte er noch über ein Semester im Elternhause verbringen, da der Vater bei dem schon damals hervortretenden ungestümen Temperament des schwerlebigen Sohnes ein Beziehen der Hochschule noch nicht für geboten hielt. Dann ging es im Juli 1847 nach der baltischen Hafenstadt am Embach, wo die damals von den Universitätsprofessoren abgehaltene Aufnahmeprüfung mit Erfolg abgelegt wurde und die Immatrikulation als *studiosus juris* alsbald stattfand. Seraphim hatte zuerst an das philologische Studium

*) Album Academicum der Kaiserl. Universität Dorpat, ed. A. Hasselblatt und Dr. G. Otto. Nr. 900.

gedacht, aber nachdem er sich, einem Wunsche des Vaters Folge gebend, der Rechtswissenschaft zugewandt hatte, da tat er es mit dem ihm eigenen Pflichtgefühl und, wie er es selbst gelegentlich später erzählte, von jener wissenschaftlichen Neugier getrieben, die ihn veranlaßte, das Fach wirklich kennen zu lernen, dem er seine Lebensarbeit zu widmen berufen war. Obwohl als Mitglied der „Euronica“ dem studentischen Leben nicht fremd, hat er sich doch wegen eines stark ausgebildeten Herzleidens, das ihm nach Meinung der Ärzte einen frühen Tod drohte, diesem nur wenig widmen können und in Folge dessen auch während dieser Zeit unter den Landsleuten keine besonders hervortretende Rolle gespielt. Mit um so größerem Eifer wandte er sich dem Studium zu, zu dem ihn besonders Osenbrüggens geistreiche Art im Hörsaal und im privaten Verkehr anzuregen wußte. Mit diesem feinsinnigen Gelehrten, dessen Haus er gerne besuchte, gut bekannt, hat er durch den Umgang mit ihm viel gevorteilt und durch das Ordnen seiner Bibliothek seine juristisch-bibliographischen Kenntnisse wesentlich vermehren können. Als Osenbrüggens wegen eines im Grunde harmlosen Briefwechsels verhaftet und nach Petersburg geschleppt wurde, um sich dort zu verantworten, konnte ihm Seraphim beim Ordnen und der Sicherstellung seiner Papiere behülflich sein und ihm mit andern Freunden bis zur „Petersburger Negatka“ bei Ratschhof das Geleit geben. Die persönlichen Beziehungen zu Osenbrüggens erloschen nicht, als dieser bald darauf aus dem russischen Reiche ausgewiesen wurde. Noch später hat Seraphim seinen alten akademischen Lehrer auf seinen Auslandsreisen besucht, und sein Bild mit dem Wahlspruch: „Ejus est nolle, qui potest velle“ hing stets über seinem Schreibtisch. Auch mit Professor Otto, dem Vertreter des römischen Rechts, wurden freundliche Beziehungen angeknüpft, und in dem von dem Genannten gegründeten Seminar, der „Societas juridica Ottoniana Dorpatensis“ war er ein so eifriger Mitarbeiter, daß diese „Societas“ ihn bei seinem Abgang von der Hochschule, am 17. Mai 1851, „ob insignia merita“ zum Ehrenmitglied erwählte. Auch mit Professor von Rummel, der als Kurländer ihm ein besonders freundliches, landsmannschaftliches Interesse entgegenbrachte, stand Seraphim auf gutem Fuße, und als er schon selbst zum gereiften Mann geworden war, da war es ihm eine lebhaftige Freude, daß der greise, schon lange emeritierte Lehrer ihm bei

Gelegenheit der 75jährigen Jubelfeier der „Euronion“ das brüderliche „Du“ vorschlug.

Neben den juristischen Studien beschäftigte sich Seraphim in Dorpat eifrig mit literarischer Lektüre, und noch in späteren Lebensjahren dachte er mit freundlicher Erinnerung an die Leseabende zurück, in denen er mit dem Theologen Alberti und andern Freunden die Werke der großen Dichter, für die der streng altklassisch gehaltene Schulunterricht ihm wenig Anregung geboten und nur spärlich Zeit gelassen hatte, mit jugendlicher Begeisterung in sich aufnahm. — Den philosophischen Studien, deren Blütezeit damals freilich schon vorüber war, hat Seraphim ein ganzes fleißiges Semester zugewandt, und das hat ihn nie gereut. Aber das lebhafteste Interesse, das die vor ihm wirkende Generation ihrem Hegel entgegentrug, von dem sie wähnte, er habe das erlösende Wort gesprochen, das alle Gegensätze des modernen Lebens und Denkens auszugleichen imstande sei, — dies Interesse hat ihn nie ergriffen, obwohl er sich um jene Dinge mehr und eifriger bemüht hat, als die jüngere Zeit, die vielfach in der praktischen Lebensbetätigung völlig aufgehend, mit den philosophischen Studien zum nicht geringen Teil auch die Fähigkeit eingebüßt hat, Welt und Menschen von höherer Warte, von größeren Gesichtspunkten aus zu betrachten, als sie der Maßstab der Alltäglichkeit bietet. —

Wir würden unter den Eindrücken und Einflüssen, die der akademische Aufenthalt in Dorpat brachte, etwas Wesentliches auslassen, wenn wir nicht der politischen Verhältnisse, sowohl in Deutschland als auch in Rußland und ganz besonders in den baltischen Provinzen gedenken würden, denn sie haben auf Seraphims Entwicklung einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. — Wir sind heutzutage in unsren Provinzen, in denen unter dem Einfluß schwer lastender Verhältnisse sich allmählich eine mehr oder weniger geläuterte konservative Grundstimmung ausgebildet hat*, nur zu sehr geneigt, nachdem der deutsche doktrinaire Liberalismus Schiffbruch gelitten hat, diesen auch in seinen früheren, gesünderen Phasen ungerecht und falsch zu beurteilen. Wer freilich historisch zu urteilen versteht, wer sich erinnert, wie sehr hinter engherzigen Sonderinteressen bei einem nicht kleinen Teil der leitenden Kreise

*) Diese Zeilen sind im J. 1894 geschrieben.

und Stände die nationalen Lebensfragen der Nation zurücktraten, und wie es damals vielfach die besten Männer Deutschlands waren, die sich in den Reihen der liberalen Partei befanden, weil sie nur von einer politischen Umgestaltung im liberalen Sinne eine Neubegründung Deutschlands erwarten zu dürfen meinten, wer alles das in Betracht zieht, der wird es verstehen, daß auch bei uns die fähigsten und tätigsten Männer der jüngeren Generation einer liberaleren Richtung huldigten, als die Vertreter der alten Zeit. Wir dürfen heute unsrer eigenen, kaum durch ein halbes Jahrhundert von der Gegenwart getrennten Vergangenheit mit unbefangenerem Blick ins Auge schauen, als es früher möglich war. Wer auch noch so verschiedener politischer Anschauung sein mag, der wird darin heute den damaligen liberalen Strömungen Recht geben, daß in jener Zeit in unsrem sozialen Leben und in den Fragen der Justiz noch Mißstände konserviert oder zur Ausbildung gelangt waren, denen mit frischer Energie abgeholfen werden mußte. Daß das ausschließlich dem Adel reservierte Recht auf den Besitz von Landgütern unter jene Mißstände zu rechnen, daß die größere Betätigung des gebildeten Bürgerstandes in Justiz und Verwaltung dringend zu wünschen, daß endlich die Anstellung adliger Richter ohne ein ausreichendes fachwissenschaftliches Examen ein Unsegen sei, — das und manches andere wurde von vielen und nicht gerade den Untüchtigsten der jüngeren Zeit empfunden und ausgesprochen. Erwägt man dazu noch, daß seit dem „tollen Jahre“ 1848 in dem gesellschaftlichen Verhalten der Stände zu einander unverkennbar auch in den baltischen Ländern Verschiebungen stattfanden, so wird man den Erklärungsgrund dafür unschwer finden, daß zeitweilig bei temperamentvolleren Naturen diese Gegensätze schroffere Gestalt annehmen konnten. Jene ablehnende Haltung gegen die überlieferten und abgesehen von den bäuerlichen Verhältnissen seit über 100 Jahren im wesentlichen kaum veränderten Zustände der engeren Heimat fand neue Nahrung, als Seraphim die Erfahrung zu machen glaubte, daß viele Vertreter der alten Zeit auf einem den jüngeren Männern überaus wichtigen Gebiet gänzlich andere Bahnen wandelten, als diese. Die studierende Jugend in Dorpat hatte in den 40er und 50er Jahren die ganze ebenso geistlose wie brutale Härte des damaligen Regimes zu spüren und tagtäglich im Großen und Kleinen an sich zu erfahren. Es braucht auf diese Dinge

nicht eingegangen zu werden, da sie alle bekannt sind; noch steht es in Aller Erinnerung, wie die Zahl der Studierenden auf 300 beschränkt, die Lehrfreiheit eingeengt und der akademischen Jugend das Zusammenschließen zu korporativen Verbänden offiziell untersagt wurde. Die Maßregelung des Rektors Ullmann, Prof. Bunes, Viktor Sehns und Osenbrüggens, vorher schon die Konversionen unter der livländischen Landbevölkerung zur griechisch-morgenländischen Staatskirche und vieles andere ließen doch dem, der sehen wollte, keinen Zweifel darüber, daß ein beharrliches Verfolgen dieses Weges schon damals zu solchen Zuständen führen müsse, wie die sind, unter denen die baltische Heimat heute leuft. Zu diesen Maßregeln, in denen sich eine allgemeine geistlose Reaktion und uniformierende Ertötung aller Individualität mit dem beginnenden Haß gegen germanisch-protestantische Lebensauffassung und Bildung verband, nahmen viele Männer der alten Zeit auch in den baltischen Landen nicht so ausgesprochen Stellung, wie die Jugend es erwartete. Während diese nur Unverstand, wo nicht gar Bössartigkeit zu sehen vermochte, suchten manche ältere Herren dem herrschenden Regime auch gute Seiten abzugewinnen und erblickten vielfach gegenüber den umstürzenden Strömungen der Zeit in dem militärisch konzentrierten Regierungssystem Rußlands den Hort des Legitimus und der staatlichen Ordnung. Jene Anschauungen der Jugend machte sich Seraphim ganz zu eigen, und daß er sich in der Beurteilung der bestehenden Verhältnisse keinen Zwang antat, ist aus seiner Natur heraus ebenso verständlich wie die Tatsache, daß er durch diese Urteile manche Leute der alten Zeit verletzen, sich aber manche Gegner zuziehen mußte. —

Seraphims Vater, der den jugendlichen Eifer seines Sohnes kannte und sich von seiner Unbesonnenheit die schlimmsten Folgen versprach, fürchtete, daß das Zusammenleben vieler junger Männer, in denen zum Teil ähnliche Ideen lebten, in der Korporation für exzentrische Naturen gefährlich werden und zu unvorsichtigen Schritten einen geeigneten Boden abgeben könnte. Er wünschte daher, daß sein Sohn aus der „Curonia“, der er übrigens einst selbst angehört hatte, ausscheide. Doch hierin fand er beim Sohn, der mit jugendlichem Idealismus an der Landsmannschaft hing, kein Entgegenkommen, wiewohl dieser ihn bis zuletzt sonst mit dem ihm eigenen starken Pietätsgefühl warm verehrte. Erst als

Seraphims Vater im Jahre 1850 heimgegangen war, trat der Sohn aus der Korporation aus, da es ihm Bedürfnis war, den Wunsch des Vaters zu erfüllen, dem er im Leben hierin widerstreben zu dürfen geglaubt hatte.

Im August 1851 bestand Seraphim mit gutem Erfolg sein Kandidatenexamen und begab sich dann in seine Vaterstadt Hasenpöth, wo er als Auskultant beim Oberhauptmannsgericht eintrat und zugleich seine Kandidatenschrift über den vielbestrittenen § 182 der kurländischen Statuten schrieb, auf Grund deren die Fakultät ihm am 28. Februar 1852 das Diplom eines Kandidaten der Rechte ausfertigte. In dieser seiner Erstlingschrift, in der die auch von Bunge, Madai, Neumann, sowie von Seraphims Vater und seinem Bruder Theodor u. a. ventilirte Frage nach dem wahren Sinne dieses für das kurländische Erbrecht so wichtigen Paragraphen von neuem beprüft und den bisherigen Interpretationsversuchen ein neuer entgegengesetzt wurde, finden wir schon gewisse Grundanschauungen, die Seraphim in seiner ganzen wissenschaftlichen Thätigkeit niemals verleugnet hat. Mit vollem Bewußtsein stellte er sich hier, wie immer wieder später, in die Reihen derjenigen, „welche das jurare in verba magistri verschmähen und für die eine communis doctorum opinio keinen wissenschaftlichen Wert hat“, und in diesem Sinne war auch das Motto der Schrift gewählt: „ἀγαθὴ ἐπὶ, quum invicem se mutuis exhortationibus amici ad amorem veritatis exacuunt“. Ihm sind denn auch Menschen als solche nie eine wissenschaftliche Autorität gewesen, sondern nur Gründe, und wie er sich selbst niemals gescheut hat, bewährten Männern der Wissenschaft zu widersprechen, wo er sich von ihnen nicht überzeugt sah, so hat er, der im persönlichen Disput oft ungeduldig wurde, gegen ihn gerichteten wissenschaftlichen Widerspruch, wo er ihm Recht geben mußte, immer gerne akzeptiert. In der Form freilich gegen Persönlichkeiten von Autorität und Bedeutung die schuldige Pietät einzuhalten schien ihm selbstverständlich, aber in der Sache die eigene Überzeugung persönlichen Gesichtspunkten unterzuordnen ist ihm in Wissenschaft und Leben niemals geläufig geworden. Für jene Sorte von Menschen, die vom Standpunkt ihrer kleinlichen Eitelkeit aus in jedem sachlichen Angriff eine persönliche Verunglimpfung sehen und besonders in jedem jüngeren Mitarbeiter

einen Gegner, nicht aber einen Bundesgenossen im Kampfe um die wissenschaftliche Erkenntnis erblicken, hat ihm all seine Lebtag jedes psychologische Verständnis gefehlt, und wo er solche Charaktere kennen zu lernen glaubte, blieb sein Urtheil über sie stets ein gleich ablehnendes. — Die Schrift Seraphims über den § 182 fand bei der Fakultät eine so günstige Beurtheilung, daß diese ihren Druck veranlaßte. Sie erschien 1853 im V. Bande der früher von Madai und Bunge, damals vom letzteren allein herausgegebenen „Theoretisch-praktischen Erörterungen aus den in Ost-, Liv- und Kurland geltenden Rechten“ (S. 302—360).

Am 14. Mai 1852 wurde Seraphim zum Hasenpothschen Kreisfiskal ernannt und als solcher erhielt er im März 1854 das peinliche Commissum, als Glied an einer Kommission teilzunehmen, die mannigfache, in der Abteilung des Hasenpothschen Stadtmagistrats für Steuersachen stattgehabte Mißbräuche untersuchen sollte. Überhaupt wirkten mannigfache Gründe zusammen, ihm den Aufenthalt in der Vaterstadt auf die Dauer wenig erfreulich zu machen. Besonders waren es auch Kollisionen mit den adligen Justizbehörden, in die ihn seine Stellung als Fiskal, d. h. als Aufsichtsbeamter, und sein dem bequemen kurlischen Schlendrian sowie den leichten Kompromissen um des lieben Friedens halber gleichermaßen abholde Natur brachten. So erbat er denn noch im J. 1854 seine Überführung als Kreisfiskal nach Mitau, die denn auch am 18. Januar des folgenden Jahres erfolgte. Aber auch diese Mitausehe Stellung sollte keine dauernde werden. Nachdem er 2 $\frac{1}{2}$ Jahre in ihr gewirkt und durch theoretische Studien und praktische Arbeiten für Advokaten, besonders auch für seinen späteren Schwiegervater, sich in seinem Fach gefördert hatte, brach ein Konflikt sachlicher Art, der sich indessen persönlich zuspitzte, zwischen ihm, der damals stellvertretend die Stellung eines Gouvernementsfiskals wahrnahm, und dem kurländischen Oberhofgericht aus. Der Gouvernementsprokureur, der zunächst, da es sich um prinzipielle Fragen handelte, für den Fiskal, als seinen Unterbeamten, Partei genommen hatte, ließ ihn in der Folge fallen, und das veranlaßte Seraphim, um seinen Abschied einzukommen, der ihm dann auch — aber erst nach Vorweis eines Krankheitsattests — am 7. Juni 1857 erteilt wurde. Der nun verabschiedete 30jährige Mann, dem der Prokureur das Zeugnis ausstellte, daß er ein „ausgezeichnet tüchtiger“ Beamter

gewesen sei, stand nun vor der schweren Frage: „Was tun?“ Die bisherige Stellung aufzugeben war ihm als Gebot der Ehre erschienen, zu einer neuen war, zumal da die Advokatur damals nur für Magister der Rechte in Kurland freigegeben war, zunächst wenig Aussicht vorhanden. Da war es denn ein treuergebener Freund, der Seraphim aufsuchte und ihm die zum Magistrieren erforderlichen Mittel anbot. Seraphim nahm das Anerbieten mit Dank an und begab sich im Herbst 1857 nach Dorpat, wo er bis zum Sommer 1859 verweilt hat.

Mit Liebe und Dankbarkeit hat Seraphim stets an jenen Freund und an diesen zweiten Dorpater Aufenthalt gedacht. Er bezeichnete ihn wohl gerne als seine eigentliche Studentenzeit, als die Periode, wo er das Glück der Jugend am intensivsten empfunden habe. Zwar fehlte es auch nicht an mancherlei Sorgen, aber sie vermochten auf die Dauer seine Elastizität nicht zu besiegen. Unter den meist viel jüngeren Genossen wurde auch er wieder jünger. Hatte in der ersten Studienzeit schwere Kränklichkeit auf ihm gelastet, so war diese jetzt gänzlich gewichen. Auch die akademischen Verhältnisse waren im Laufe der sechs Jahre, die Seraphim von Dorpat fern war, durchaus andere geworden. Die Landsmannschaften, früher nur unter der Hand von der Universitätsobrigkeit geduldet und von den höheren Autoritäten im Grunde perhorresziert, hatten durch den Kurator Bradtke offizielle Anerkennung erhalten. Die drückenden Fesseln des alten Regiments waren seit dem Krimkriege gefallen und ein frischer Zug durchwehte die geistige Luft der alma mater und ihrer Söhne. Seraphim gab sich mit ganzer Frische dem studentischen Leben, soweit ihm das Studium dazu Zeit ließ, hin, und selbst an wichtigeren Konventen nahm der junge Magistrand eifrigen Anteil. Mit warmherziger Begeisterung feierte auch er am 8. September 1858 das 50jährige Jubiläum der „Curonia“. Mit einer ganzen Reihe von bedeutenden und lieben Menschen wurden Beziehungen herzlichster Art angeknüpft, Beziehungen, die trotz räumlicher Trennung zum Teil bis zum Tode gedauert haben. Neben seinem ihm besonders nahestehenden Vetter Eduard Seraphim waren es Hugo Czernay, Karl Dannenberg, Paul und Hugo Lieven und die Rigenjer Adolph Graß und Gustav Reuchel* u. a., mit

*) Album Acad. Nr. 6184, 6766, 6580, 6645, 5890, 5724.

denen damals gute Freundschaft gehalten wurde. Daneben verkehrte Seraphim im Hause des Bürgermeisters Helwig, der Professoren Otto und Kummel u. a. Als Otto Dorpat verließ, beteiligte er sich an einer diesem zu Ehren veranstalteten Theateraufführung und hielt auch im Namen der Schüler des von der Universität Scheidenden die Abschiedsrede, in der er mit hoffnungsvollem Ausblick in die Zukunft der bisherigen Regierungsperiode als „der Zeit unsrer tiefsten Erniedrigung“ gedachte, eine Ausführung übrigens, die ihm die besondere Aufmerksamkeit des Gendarmeriechefs zuzog. — Den ganzen Reiz jener Verbindung von wissenschaftlicher Arbeit und jugendlichem Frohsinn, das „Tages Arbeit, abends Gäste — saure Wochen, frohe Feste“ hat er gern auf sich wirken lassen. Aber wie sehr er auch mit den Genossen froher Stunden hielt, das wissenschaftliche Ziel, das er sich gesteckt, behielt er stets im Auge. Mochte bei der Absicht, den Magistergrad zu erwerben, die Aussicht auf die Advokatur bestimmend gewesen sein, so waren inzwischen andere Pläne in ihm zur Reife gediehen. Auch er mochte es erkennen, daß das Gebiet, auf dem seine Stärke lag, die Wissenschaft sei und nicht die Praxis, nicht der stete geschäftliche Verkehr mit den Menschen. Die sechs Jahre praktischen Wirkens hatten ihm manche Enttäuschung und manchen Konflikt gebracht, und der warmherzige Idealist, der mit den Faktoren menschlicher Alltäglichkeit nicht gut zu rechnen sich gewöhnen konnte, hatte an sich die Wahrheit der Worte erfahren:

Naß bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Da nun sein großes Wissen und sein wissenschaftlicher Sinn, dem ein außerordentliches Gedächtnis fördernd zur Seite stand, ihm die Anerkennung und Wertschätzung der Dorpater Professoren eingetragen hatte, so trat an ihn bald die, wie es schien, sichere Aussicht heran, nach abgelegter Magisterpromotion in Dorpat eine Dozentur zu übernehmen. Gleichzeitig sollte ihm auch bis auf weiteres die Stellung eines Syndikus am Dorpater Rat übertragen werden, ein Plan, für den sich besonders der Bürgermeister Helwig interessierte. Von diesen Hoffnungen erfüllt, wählte sich Seraphim, der sein Magisterexamen bald cum laude absolviert hatte, für die Dissertation ein größeres Thema, und zwar das „Aurländische Noterbenrecht“, über das er denn auch eine umfangreichere Schrift

verfaßte. Noch an der Arbeit an dieser begriffen, wurde auch er in die Kollisionen verwickelt, in welche die „Curonia“ damals mit dem Rektor der Universität, der zugleich Philister der Landsmannschaft war, geriet.

Ohne in der Lage zu sein, auf diese Dinge an dieser Stelle genauer einzugehen, erwähnen wir nur, daß diese Differenzen schließlich damit endeten, daß der Konvent dem Rektor die Philisterfarben nahm und dieser in seiner amtlichen Eigenschaft darauf die Chargierten der „Curonia“ relegierte. Erst nach Jahresfrist erfolgte auf Fürsprache des der „Curonia“ wohlgeneigten Generalgouverneurs, des Fürsten Suworow, der selbst einst in Göttingen Mitglied einer Landsmannschaft gewesen war, die Wiederaufnahme der Gemäßregelten. Seraphim, der im Kreise der Landsleute Ansehen und Vertrauen genoß, hatte zu dem Beschluß des Konvents, wie er die Dinge auffassen zu müssen glaubte, lebhaft zugeraten. Er hat es nicht nur als Student im frohen Kreise gesungen, sondern es bis in sein spätestes Alter betätigt, daß er nicht einer sei, „der die Folgen ängstlich zuvor erwägt.“ Sie sollten auch für ihn nicht ausbleiben. Es wurde an maßgebender Stelle erwogen, ihn als eine für die akademische Jugend schädliche Persönlichkeit aus Dorpat auszuweisen.

Was ein derartiges Vorgehen für ihn bedeutet hätte, liegt auf der Hand, wenn man in Betracht zieht, daß er seine Schrift noch nicht ganz vollendet, seine Promotion noch nicht absolviert hatte. Die Fürsprache Helwigs und Kummels erwirkten es denn auch, daß er die Erlaubnis erhielt, zu promovieren; nach abgehaltener Promotion sollte er Dorpat verlassen.

So blieb ihm jedenfalls die Aussicht auf die Advokatur offen. Aber die liebgewordenen Pläne und Hoffnungen auf eine rein gelehrte Laufbahn, auf die Betätigung als akademischer Lehrer, hieß es nun aufgeben. Wer Seraphims Natur kannte, der mochte es begreifen, wie schwer ihn dieser Schlag traf. Er hat ihn selbst gleich als solchen empfunden und im Grunde es nie ganz verwunden können, daß durch diese Ereignisse seinem Lebenswege eine so gänzlich veränderte Richtung gegeben wurde. Aber Leid getan hat ihm sein persönliches Eingreifen in die Angelegenheiten des Korps doch nicht, unbeschadet der Folgen, die sich für ihn daraus ergaben.

Aber auf die Stimmung Seraphims warf dieser Zusammenbruch seiner Hoffnungen doch zunächst tiefe Schatten, und er selbst sprach es in der Vorrede seiner Magisterthesis aus, daß die Abhandlung unter Verhältnissen geschrieben worden sei, welche ihm nicht immer die „zur gedeihlichen Förderung wissenschaftlicher Zwecke so nötige Heiterkeit des Geistes ließen.“

Im Frühjahr 1859 beendete er diese Arbeit, das „Kurländische Noterbenrecht, eine exegetisch-dogmatische Abhandlung“, auf Grund der er am 12. Mai zum Magister der Rechtswissenschaft promoviert wurde. Gewidmet hatte er seine Schrift seinen beiden Oheimen und väterlichen Freunden Ferdinand Seraphim, Aktuar des Talsenschen Hauptmannsgerichts, und Wilhelm Seraphim, Ökonome des Kurländischen Domainenhofes. Obwohl sich Seraphim bewußt war, viel Mühe, Fleiß und wissenschaftliches Streben* auf diese für eine Magisterdissertation recht große Arbeit (184 S.) verwandt zu haben, so hat er sie für etwas Fertigen selbst nicht gehalten und dem Wunsche nach Kritik in der Vorrede lebhaft Ausdruck gegeben. Die Worte Rückerts:

„Wenn von dem Punkt, wo Einer stillgestanden,
Ein Anderer könnte weitergehn,
So wär' ein Ende bald der Wissenschaft vorhanden,
Statt daß wir immer neu am Anfang stehn“,

die er seiner Schrift als Motto voraussetzte, bezeugen es, wie sehr er sich selbst als Werden den betrachtete, wie wenig er etwas Abschließendes geleistet zu haben glaubte. — Auf den Rat älterer Freunde bewarb sich Seraphim, dem Prof. Otto, sein alter Lehrer, nach Zusendung der Dissertation schrieb, er freue sich daß sie eine so grundgelehrte und vortreffliche Arbeit geworden sei, auf Grund seines „Noterbenrechts“ um den von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg zu verteilenden Demidowpreis. F. G. v. Bunge, der die Rezension übernommen hatte, glaubte den Nachweis erbringen zu können, daß Seraphim in zu weitgehender Weise ein sogen. formelles Noterbenrecht für Kurland

*) In Bezug auf Seraphims Darstellungsmethode sei bemerkt, daß während bisher bei Behandlung provinzialrechtlicher Fragen den gemeinrechtlichen Bestimmungen die provinziellen Abweichungen gegenübergestellt zu werden pflegten, Seraphim nach dem Vorbilde neuerer Rechtslehrer, besonders Wächters, in seinem Württembergischen Privatrecht, die gemeinrechtliche Doktrin und die provinziellen Sonderbestimmungen zu einem systematischen Ganzen zu verarbeiten sich bemühte.

annehme, das, wie der Rezensent meinte, in der Praxis dieses Rechtsgebiets nicht rezipiert sei. So wurde die Arbeit Seraphims zwar nicht des Preises, wohl aber einer „ehrenvollen Anerkennung“ gewürdigt, die der ständige Sekretär der Akademie am 15. Juni 1860 dem Verfasser in der üblichen Form übermittelte. Doch sollte die Bunge'sche Rezension noch ein literarisches Nachspiel haben, denn Seraphim, der eine Kritik seiner Arbeit erwartet hatte, war von den Argumenten, die Bunge vorbrachte, keineswegs überzeugt. Er ließ daher 1861 im 1. Heft des VI. Bandes der „Baltischen Monatschrift“ eine „Erwiderung auf die von dem Herrn Dr. F. G. v. Bunge in der 29. Zuerkennung der Demidowschen Preise gelieferte Rezension des Kurländischen Noterbenrechts von F. Seraphim“ erscheinen, die die Bunge'schen Ausführungen in streng sachlicher und objektiver Weise zu widerlegen suchte*.

Mit der Magisterpromotion war der weitere Aufenthalt in Dorpat unmöglich geworden. So begab sich denn Seraphim, nachdem er noch mit einigen Freunden in der livländischen Schweiz einige schöne Erholungstage verbracht hatte, nach Mitau, wo sich fortan sein weiteres Erdenwirken abspielen sollte.

Die gemüthliche Depression, die Seraphims Freunde an ihm nach den Erschütterungen der Dorpater Ereignisse wahrgenommen hatten, überwand seine gesunde Natur bald. — „Ohne schwere Kämpfe“, schreibt Seraphim wenige Monate vor seinem Tode an einen seiner Söhne, „ist nur Wenigen, und diesen sicherlich kaum zum Vorteil ihrer inneren Veredlung und Erstarkung, ein Dasein beschieden. Man muß sein Leben entweder durchringen oder durchträumen.“ Diese Erkenntnis hatte er schon früh und zum tatenlosen Träumen war seine durchaus gesunde Natur nur wenig angelegt. So trat er denn mit voller Kraft in den Kampf des Lebens ein. Im Juli 1859 lieferte er dem Oberhofgericht die damals unerläßliche Probearbeit ein und am 9. November desselben Jahres wurde er von dieser obersten Gerichtsbehörde der Provinz in die Zahl der kurländischen Oberhofgerichtsadvokaten rezipiert, ein Amt, in dem er dann 30 Jahre tätig gewesen ist. —

*) Die volle Prämie bekam der russische Gelehrte F. Dmitrijeff, eine halbe Swan Bjelajew.

Die advokatorische Tätigkeit, in die Seraphim eintrat, war seit Alters her in Kurland eine sehr angesehenen und einflußreiche gewesen. Seit herzoglichen Zeiten die rechtskundigen Vertreter des gebildeten Bürgertums, stets in der Zahl beschränkt, haben sie nicht wenige bedeutende Persönlichkeiten aufzuweisen gehabt. So auch damals, als sich Seraphim der Advokatur widmete. In Mitau waren es besonders August Eiling und Karl Neumann, die als Stützen ihres Standes gelten durften, zwei sittlich wie geistig gleichermaßen hervorragende Männer, die dem jüngeren Kollegen mit freundlichem Interesse entgegenkamen. Der erstere ist später Seraphims Schwiegervater geworden. Mit diesen beiden Persönlichkeiten stimmte dieser auch in der Auffassung überein, die er von seinem Beruf hatte. Er war in der That überzeugt, daß der Advokat im Dienste eines hohen Berufes und seiner Mitmenschen stehen solle, daß er das Recht unter allen Umständen vertreten und das Unrecht bekämpfen, daß er nicht seinem Vorteil, sondern dem Interesse Aller dienen müsse. Er merkte es aber bald und machte noch in der Folgezeit zu seiner tiefsten Enttäuschung die bittere Erfahrung, daß nicht alle so denken oder doch handeln, daß den Versuchungen gerade dieses Berufes selbst manche schön angelegte Kraft erliegt. Ihm war der Gedanke tief in Fleisch und Blut übergegangen, daß das Vertrauen der Klienten, die dem Anwalt die Wahrnehmung ihrer Interessen übertragen, auch gerechtfertigt werden, daß er die volle Kraft seiner Arbeit für sie einsetzen müsse. Nicht weniger aber als die durch menschlichen Leichtsinn und Bequemlichkeit bedingten Schwächen mancher Vertreter seines Berufes perhorreszierte er die zuweilen hervortretende Neigung geistig begabter Menschen, ihr Wissen und Können in den Dienst von Sachen zu stellen, die das Recht nicht für sich haben und in sophistischer Manier der schlechteren Sache zum Siege zu verhelfen, indem sie die geringere Einsicht des Gegners oder des Richters gewandt ausnützen. Diese freilich nicht so seltene Erscheinung hat allerdings zur Folge gehabt, daß die Wertschätzung der sittlichen Persönlichkeit der Advokaten durch das Publikum im Großen und Ganzen in den meisten Ländern keine sehr große ist, und in diesem Sinne pflegte Seraphim öfters die allerdings etwas pointierten Worte zu zitieren, die Karl Neumann ihm gegenüber über dieses Thema geäußert hatte: „Wir beide werden geachtet,

nicht weil, sondern obgleich wir Advokaten sind.“ Um so mehr glaubte er, daß es Ehrenpflicht jedes Einzelnen sei, durch treue und gewissenhafte Vertretung des Rechts das Ansehen des eigenen Standes zu heben. In diesem Sinne hat er seine Lebensarbeit 35 Jahre hindurch getan und das haben nicht nur seine Freunde an ihm geehrt, sondern

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt.

Und das war auch das einzige, was dieser Mann, dem jede Überhebung und Selbstüberschätzung fremd war, für sich in Anspruch nahm, daß er den Schild seiner Ehre in den Mühen des Berufs und den Nöten des Lebens stets rein erhalten, daß er mit Bewußtsein niemals Unrecht vertreten habe. — Sein Kollege Julius Schiemann hat seine Berufstätigkeit in einem schönen Nachruf trefflich charakterisiert: „Sowohl unter seinen Kollegen als auch bei den Gerichten gelangte man bald zu der Einsicht, daß Seraphim nie anders als im besten Glauben an ihre Gerechtigkeit eine Sache führe, daß er seine Sachen mit einer über jeden Einwand erhabenen Sorgfalt bearbeite und vertrete, und daß er an Gründlichkeit des Wissens auf dem Gebiete des geltenden Rechts von keinem seiner Kollegen übertroffen, von Wenigen erreicht werde. Eiserner Fleiß, zähe Ausdauer und ein nicht gewöhnlicher Scharfsinn standen ihm zu Gebote, und diese Eigenschaften, im Verein mit dem ehrlichen Bestreben, keine Schwierigkeit zu umgehen, die Wahrheit zu suchen und ihr unter allen Umständen die Ehre zu geben, unbeirrt durch Menschenfurcht und Rücksicht auf eigenen Vorteil, haben ihm zu der allgemeinen Hochachtung und dem berechtigten Ansehen verholfen, deren er sein Lebenslang bei allen, die ihn kannten, genoß.“ („Düna-Zeitung“ 1894, 7. März, Nr. 52.) Dieses Streben nach Wahrheit hat ihn auch niemals tendenziös im Verufe werden lassen, und wo er glaubte, daß jemand Recht habe, da suchte er zu helfen, so gut er es konnte, und mochte es auch ein politischer oder persönlicher Gegner sein. „Recht muß doch Recht bleiben“, davon war er durchdrungen und deshalb konnte es, als er seinen Lebenslauf vollbracht, an seinem Grabe ausgesprochen werden, daß seines Lebens und Wirkens Devise stets das „Tue Recht und scheue niemand!“ gewesen sei.

Mit vollen Segeln steuerte Seraphim 1859 in sein neues Arbeitsgebiet hinein und es fehlte ihm, obwohl seine schroffe Art und Weise ihm oft hindernd in den Weg trat, nicht an Erfolgen im Beruf und unter den Fachgenossen. Jüngere Juristen, die eben das Studium absolviert hatten und zur Einsicht kamen, daß die Gesetzbücher und die akademischen Vorlesungen doch nicht ausreichten, um ein volles Verständnis des komplizierten furländischen Rechts zu bieten, suchten ihn gerne auf und holten sich von ihm, der wissenschaftliche Gespräche überaus gerne führte und die Jugend lieb hatte, Anregung und Belehrung. Auch zu mancher Kandidatenschrift hat er das Thema empfohlen.

Was seine eigentliche Berufsstellung als Advokat anlangt, so hat er sie eigentlich nie besonders lieb gewonnen, aber in jenen Jahren 1860—1870 fühlte er sich doch verhältnismäßig in ihr zufrieden, zumal da er sich damals seinen häuslichen Herd bauen konnte. Kurz vor dem Tode August Tilings verlobte er sich mit dessen Tochter Helene, im September 1861 hielt er seine Hochzeit und gründete sich das eigene Heim. „Bei unseren politischen Verhältnissen“, schrieb ihm damals — am 25. Juni 1861 — sein Freund Theodor Boetticher, „bedürfen wir doppelt des häuslichen Herdes. Er repräsentiert für den Mann zwar nur die eine Seite des Lebens, während er für die Frau der Inhalt desselben ist. Die andere Seite unsrer Existenz aber — die öffentliche — ist, wie einmal die Dinge liegen, uns hier derartig verkümmert und unschmackhaft gemacht, daß wenn das häusliche Leben nicht als Korrektiv eintritt, unser Dasein doch nur eine große Dissonanz wäre.“ Den Segen des Hauses hat Seraphim dankbar an sich erfahren. Zwar sind es kaum neun Jahre gewesen, die er in glücklicher Ehe hat leben dürfen, nicht selten Jahre der Sorge, oft getrübt durch die früh beginnende Kränklichkeit der geliebten Frau, mit der er zweimal, 1863 und 1867, ins Ausland reisen mußte, um die schwindenden Kräfte aufzufrischen; aber es waren doch trotz allem Zeiten, da der Sonnenschein in sein Leben schien, da eine feinsinnige, zartfühlende und dabei geistig bedeutende Frauennatur auf sein schwerlebiges Temperament Einfluß gewann und, manchen Mißklang ausöhnend, in seinem Hause liebevoll waltete. Als ihm im Juli 1870 ein frühzeitiger Tod die Gattin entriß, war es für ihn ein Schlag, den er niemals ganz hat ver-

winden können. Und wenn er auch in seinen heranwachsenden Söhnen — ein Töchterchen starb ein Jahr nach der Mutter — ein ihm theures Erbe der Hingeshiedenen besaß, dem er mit warmer väterlicher Liebe seine Fürsorge zuwandte, wenn diese seine Kinder auch in seiner Schwägerin eine treue mütterliche Erzieherin fanden, so hat er doch bis in seine letzten Lebenstage ein lebendiges Bewußtsein dessen gehabt, was er in seiner Gattin verloren.

Den gewaltigen politischen Ereignissen der 60er Jahre folgte Seraphim mit regem Interesse, sind jene Zeiten doch die Geburtsjahre der deutschen Einheit, in denen Otto von Bismarck erst gegen den Willen der überwiegenden Mehrzahl der Nation, dann unter dem Jubel der Patrioten das zur Wirklichkeit machte, was der Traum der besten Männer seit den Tagen des Wiener Kongresses gewesen war. Daß nur Preußen die deutschen Staaten zur politischen Einheit zu führen berufen sei und nicht das halb fremdsprachige Österreich, war Seraphim ein selbstverständlicher Gedanke, dessen energisches Verlautbaren ihm manche Kollisionen zuzog. — Auf der zweiten ausländischen Reise waren er und seine Gattin in Nagaz mit Karl Theodor Welcker, dem bekannten Publizisten und Politiker, bekannt geworden, dessen gemeinsam mit Rottke herausgegebenes Staatslexikon lange für die liberalen Kreise den Inbegriff politischer Weisheit ausgemacht hat. Das freundliche Verhältnis zu dem greisen Gelehrten fand ein frühes Ende, als Seraphim dem alten Großdeutschen mit eindringlicher Offenheit darlegte, es wäre am besten, wenn Preußen alle kleinen deutschen Staaten sich incorporieren würde. Nicht minder stießen die Vertreter des historischen Berufs der norddeutschen Großmacht in unsren baltischen Provinzen gelegentlich auf Widerspruch. Bis in die 60er Jahre hinein war auch bei uns Österreich mit seinen Traditionen für manche Vertreter der alten Zeit das politische Ideal. — Eben in dem Maße aber, wie Seraphim nie an Preußens deutschem Berufe irre geworden ist, ist es ihm lange Zeit schwer gefallen, den Mann, der zum Werkmeister des neuen deutschen Reiches ausersehen war, richtig zu würdigen. Bis zum Kriegsjahr 1866 ist ihm, der noch in manchen Beziehungen durch Erinnerungen an das Jahr 1848 beeinflusst war, Otto von Bismarck nur der märkische Junker gewesen, dann

aber fielen auch ihm die Schuppen von den Augen und er hat dankerfüllten Herzens aufgeschaut zu der historischen Größe des einzigen Mannes. Mitten in die Tage des tiefsten häuslichen Leides, in den Monat, da Seraphims Gattin dahnsiechte und starb, fielen die Anfänge der weltgeschichtlichen Ereignisse des Jahres 1870. Damals trat in Mitau ein „Komitee zur Unterstützung der verwundeten deutschen Krieger“ zusammen, zu dem neben Baron Alfons Heyking, Oberlehrer Heinrich Seesemann, Pastor Gustav Seesemann, Dr. Grüner, Ferdinand Besthorn und August Westermann auch Seraphim gehörte. Auch ließ man sich gemeinsam direkte Telegramme vom Kriegsschauplatz kommen und abends wurden in der Buchhandlung auf einer großen Kriegskarte die Fortschritte der deutschen Truppen mit schwarz-weißen Fähnchen markiert. Schöne, harmlose Zeiten! Dem deutschen Mutterlande den Zoll der Liebe und Dankbarkeit zu entrichten war damals gestattet und möglich, ohne in den Verdacht zu geraten, man hege eine ungetreue Gesinnung gegen den Kaiser und das russische Kaiserreich, dem die baltischen Lande angehörten. Die Begeisterung dieser großen Zeit hat Seraphim auch in den schweren Tagen häuslichen Unglücks von Herzen mitempfunden und die großen Ereignisse sind ihm ein Trost geworden und ein Lichtblick in trüber Zeit. „Das Einzelleben“, schrieb nach dem Tode von Seraphims Gattin ein treuer Freund an ihn, „ist mit dem Gesamtleben wundervoll verknüpft. Große weltgeschichtliche Ereignisse, wie wir sie heute miterleben, können Verluste an häuslichem Glück nicht erzeugen, aber sie wirken doch lindernd und mildernd auf das Einzelleben auch in seinem Schmerze zurück. Das gehört nach der Weltordnung der Liebe auch zu den Segnungen, welche der Einzelne aus der Gesamtheit zieht.“ Das hat Seraphim auch an sich erfahren und noch im weiteren Verlauf seines Lebens ist ihm der Hinüberblick aus der trüben baltischen Gegenwart in die großen Verhältnisse des geeinten Deutschland ein rechter Segen gewesen. So schreibt er im J. 1887: „Allem Unerquicklichen und Trübseligen unserer Verhältnisse gegenüber gewinnt man wahrhafte Erquickung aus der jetzigen Gestaltung der Verhältnisse in Deutschland und den Kundgebungen aufrichtigsten Enthusiasmus gelegentlich des 90jährigen Geburtstages des alten Kaisers Wilhelm, der in der That eine gottbegnadete Erscheinung ist, wie kein anderer Herrscher.“

Doch kehren wir zu den 60er Jahren, dem Eintritt in das Berufsleben, zurück.

Wie groß ist doch die Kluft, welche unsre heutige provinzielle Lage und Stimmung von jenen 60er Jahren trennt. Es waren schöne Tage, als unter dem milden Regime der ersten Periode Kaiser Alexanders II. ein frischer Frühlingshauch auch über die baltischen Lande wehte, allenthalben neues Leben sproß und man sich in der Hoffnung wiegte, den baltischen Provinzen werde die Möglichkeit geboten werden, von sich aus auf eigenem Boden die für ihre gedeihliche Fortentwicklung nötigen Reformen vorzubereiten. In Livland entstand unter dem Adel die sog. liberale Landtagspartei, deren Organ die „Zeitung für Stadt und Land“ wurde, und auch in Kurland regten sich mächtig die Reformgedanken. Es liegt in der Natur der Dinge und kann einem historisch denkenden Menschen nicht auffallen, daß auch die alte Zeit und deren Formen kräftige Verteidiger finden, daß in dem Kampfe der Meinungen und Interessen die Streiter mitunter hart aneinander geraten würden. In der „Rigaschen Zeitung“, in der von Gustav Reuchel geistvoll redigierten „Zeitung für Stadt und Land“, in der „Baltischen Monatschrift“, die von Georg Wertholz und Theodor Voetticher trefflich geleitet wurde, kam die öffentliche Meinung in ihren verschiedenen Schattierungen zum Ausdruck. Diesen Strömungen und Bestrebungen ist Seraphim, der mit dem hervorragenden Rigaer Bürgermeister Otto Müller, mit dem Hofgerichtsrat Theodor Voetticher und andern geistig angeregten Persönlichkeiten in freundliche Beziehungen trat, mit Interesse gefolgt und hat an ihnen, gleich seinem in Hasenpoth als Advokat wirkenden Bruder Theodor, regen Anteil genommen. Daß bei den geplanten Reformen alte Rechte des Adels, die er teils seit altersher bejessen oder in der Zeit herzoglicher Machtlosigkeit faktisch erworben, fallen mußten, war geeignet die Vertreter der neuen Bestrebungen bei manchen in das Licht zu setzen, als ob sie prinzipielle Feinde des Adels seien. Das ist Seraphim niemals gewesen, aber das Junkertum und junkerliche Mäuren, mochten sie bei Edelleuten zutage treten oder bei Literaten, — und das letztere war nicht so selten —, waren ihm allerdings durchaus antipathisch. Für die Reformen aber in Justiz und Verwaltung trat er lebhaft ein und bekannte sich zu ihnen mit dem ihm eigenen Feuereifer in Wort

und Schrift. Von historisch entwickelten Rechten hatte auch er Achtung, aber er wußte es auch, daß kein geschriebenes Recht in Allem und Jedem ewig sein kann, daß bei veränderten Voraussetzungen an alten Rechten zäh festhalten zu Verhältnissen führen muß, an denen die Goetheschen Worte zur Wahrheit werden:

Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage;

Weß dir, daß du ein Enkel bist.

In diesem Sinne ist ihm z. B. das ausschließlich dem Indigenatenadel reservierte Recht auf den Güterbesitz als ein bedauerlicher Anachronismus und der Erbpfandbesitz nur als ein kümmerliches Surrogat erschienen. Er machte kein Hehl daraus, wie er dachte, obwohl er wußte, daß er mit seinen Anschauungen in manchen Kreisen anstoßen müsse. Als er 1864 in Hasenpoth zum Besuch bei seiner alten Mutter weilte, fand er hier in seinem Geburtsort Gelegenheit, in einem abligen Kreise sich über diese Dinge zu äußern. „Ich benutzte“, schreibt er an seine Frau, „die Gelegenheit, um mich, zwar mit Ruhe, aber ohne Rückhalt über die gerade zur Sprache gebrachte Güterbesitzfrage und Justizreform auszusprechen. Ich glaube, die Leutchen werden selten so reinen Wein eingeschenkt bekommen haben; indessen habe keine Besorgnis, daß ich in meinen Äußerungen zu weit gegangen, Du weißt ja, daß alles nur auf die Form und die Art ankommt, in der man seine Ansicht ausspricht.“ Daß aber der heißblütige Mann in der Art und Weise gerade nicht immer die Grenzen der Vorsicht einhielt, trotz aller Bitten der ihm am nächsten Stehenden, hat manche Mißdeutung zur Folge gehabt. Aber es muß nochmals betont werden, daß jeder politische Radikalismus ihm fern lag, daß ihm vielmehr Schlagworte wie „liberal“ oder „konservativ“ nur solche waren. Ihm war es eben zur Gewißheit geworden, daß ein vernünftiger Liberaler in einem gewissen Sinne auch konservativ sein müsse, und umgekehrt, kurz, daß jede Parteischablone der Tod alles sachlichen Urteilens, Prüfens und Nachdenkens sei. Sein wahrhafter Sinn ließ sich in die Fesseln einer Parteidoktrin nicht einzwängen, und in dieser Hinsicht ist er in seinen jüngeren Jahren nicht wesentlich anders gewesen, als in seinem Alter. — Über ständische Fragen dachte er wahrhaft vornehm. Nicht aus dem Stande, in dem man geboren ist, heraustreten zu wollen, sondern innerhalb der gewiesenen Sphäre seinen Mann zu stehen

dünkte ihm freilich selbstverständliche Pflicht; er wollte sich „seine bürgerliche Firma“ nicht verderben lassen, wie er es mit den Worten eines ihm nahestehenden Oheims wohl gelegentlich auszudrücken liebte. Aber nicht der Abneigung gegen einen andern Stand hat er damit Ausdruck geben, sondern die Würde des eigenen bewußt wahren wollen. Wenn man nun wohl geglaubt hat, daß er in ständischen und politischen Fragen später eine Schwankung nach rechts gemacht habe, so hat er dem selbst widersprochen und die Erklärung für jene Annahme dürfte unschwer darin zu finden sein, daß viele, ja die meisten der Fragen später garnicht mehr im Vordergrund der Diskussion standen und stehen konnten, die die 60er Jahre bewegt haben. Er war politisch viel zu sehr diszipliniert in seinem Denken, als daß er Gegensätze in einer Zeit betont hätte, in der der ganze deutsche baltische Bau in seinen Fugen bereits krachte. Die falsche Deutung übrigens, denen seine Ansichten gelegentlich unterlagen, erklärt sich aus der den meisten Menschen unverständlichen Leidenschaftlichkeit, mit der er sie äußerte, wobei dann wieder Stimmung, Gelegenheit und Umgebung für das Maß derselben im einzelnen Falle entscheidend waren.

Aber für die Beurteilung der bestehenden Verhältnisse hat er sich stets einen objektiven Blick gewahrt, und wo er sich von ihnen ein Bild zu machen suchte, da verfügte er auf seiner geistigen Palette über mehr Farben, als schwarz und weiß. Unverrückbar blieb ihm immer nur das Ziel: das Wohl der geliebten Heimat. Da er aber, der sich in Welt, Leben und Geschichte wohl umgesehen hatte, es wußte, daß denen, die dieses selbe Ziel erstreben, oft verschiedene Wege wünschenswert zu erscheinen pflegen und daß absolute Meinungsgleichheit in allem und jedem nur da sein kann, wo kein geistiges Leben mehr herrscht, so hat er sich wohl gehütet, die politische Gesinnung solcher Männer zu verdächtigen, deren Anschauungen sich in andern Bahnen bewegten, als die seinen. Wie er es nun einerseits für Mannespflicht gehalten hat, denen, die offenen Abfall übten, über seine Stellung zu ihnen durch sein Verhalten keinen Zweifel zu lassen, so haben ihn anderseits die sich zu allen Zeiten, besonders aber in denen des Zusammenbruchs findenden Coterien politischer Regerrichter angewidert. Das pharisäisch-hochmütige Gebahren gewisser Kreise, die er wohl im Spotte

„Zionswächter“ nannte, jenes Treiben, das sich darin gefällt, selbst die achtbarsten Mitkämpfer unbedenklich mit Schmutz zu bewerfen, wenn sie sich nicht in allem ihnen unterordnen, hat, wie jeder Gesinnungsterrorismus, für ihn stets etwas unendlich peinliches gehabt. Mehr selbst für die Heimat handeln, weniger über die Gesinnung andrer reden, das erschien ihm als das wünschenswerte.

Unter den Reformen der 60er Jahre beansprucht für ihn naturgemäß die der Justiz das größte Interesse. Er hatte durch zehnjährige praktische Beschäftigung die Überzeugung gewonnen, daß die heimische Justizpflege neben unleugbaren Vorzügen auch große Nachteile hatte, die sich sowohl aus der Zusammensetzung der Gerichtsbehörden, als auch den Proßnormen ergaben. In letzterem Punkte wäre er, der dem gemeinen Prozeß, wie ihn Wissenschaft und Praxis im Laufe der Zeiten ausgebildet hatten, stets die größte Anerkennung gezollt hat, mit wenigen, besonders auf die Verminderung der Dauer der Prozesse hinzielenden Änderungen zufrieden gewesen, er stand im Großen und Ganzen auf dem Boden der „Vorschläge zur Verkürzung des in Kurland geltenden Zivilprozesses“, die sein geistvoller Bruder Theodor Seraphim 1862 in der Baltischen Monatschrift (VII, 345 ff.) verlautbart hatte. Gegen ein weitgehendes Prinzip der Mündlichkeit des Verfahrens hatte er gewichtige Bedenken; er glaubte, daß sie sich bei schwierigeren Fällen nur auf Kosten der Gründlichkeit durchführen lassen könne. Hat er die Öffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlung auch für ein unter Umständen wünschenswertes Korrektiv gehalten, so verkannte er auf der andern Seite auch nicht, daß es zumeist nur eine skandalüschtige Zuschauermenge zu sein pflegt, die sich in den Gerichtssälen umhertreibt. Sonderliche Verehrung vermochte er den sog. modernen Prinzipien, die doch weit mehr auf politischen Doktrinen beruhten, als auf Bedürfnissen des Rechtslebens, kaum entgegenzutragen, er war in diesen Fragen durchaus konservativ, so auch in der Frage der Geschworenengerichte, gegen die er eine lebhafteste Abneigung stets behalten hat. Ihm, dem jedes dilettantische Urteilen in Dingen, in denen er nicht vollkommen zu Hause war, unzulässig dünkte, wollte es scheinen, als ob über juristische Dinge eben nur Juristen urteilen sollten. Daß kriminalrechtliche Fälle anders zu beurteilen seien, daß zur Beantwortung der oft so schwierigen Frage nach dem „Schuldig“ oder

„Nichtschuldig“ immer schon der gesunde Menschenverstand eines Laien genüge, gab er nicht ohne weiteres zu.

Viel ventilirt wurde in jener Zeit die Frage der Reorganisation der Gerichtsbehörden. In dieser Hinsicht war Seraphim je länger je mehr von der Überzeugung durchdrungen, daß hier Reformen notwendig seien. Das ständische Prinzip, das sich in der Gliederung der Gerichte in besondere Stadt- Bauer- und „Landes“-behörden ausdrückte, schien ihm überlebt und die Einführung von Gerichtshöfen, vor die jeder Bewohner des Landes, welchem Stande er auch angehöre, kompetiere, dringend geboten. Als Qualifikation zu dem Richterposten genügte damals tatsächlich für das Land die Zugehörigkeit zu den Adelskorporationen, für die Städte die zur städtischen Bürgerschaft. Juristische Vorbildung war nicht Vorbedingung, und nicht nur die Ratsherren der Stadtmagistrate ermangelten ihrer durchweg, sondern auch in den ausschließlich von und aus dem Adel gewählten Landesbehörden war die Zahl der Richter, die kein regelrechtes juristisches Studium absolviert hatten, eine sehr erhebliche, die später beim Oberhofgericht eingeführten Prüfungen waren auch ohne ein solches zu bestehen.

Hier, meinte er, müsse aufgeräumt werden; nicht die Zugehörigkeit zu einem Stande, sondern das juristische Studium sollte zum Bekleiden von Richterposten qualifizieren und diese den Angehörigen aller Stände — unter dieser Voraussetzung — offen stehen. Wohl wußte er, daß die damals bestehenden Verhältnisse sehr wohl ihre historische Begründung hatten, aber ebenso war er davon durchdrungen, daß sie, die einst aus andern Voraussetzungen entsprungen waren, den Bedürfnissen der Gegenwart weichen mußten.

Das Allerhöchst bestätigte Reichsratsgutachten vom 29. Sept. 1862, welches die Grundzüge zur Reorganisation der Rechtspflege in Rußland enthielt, beauftragte im Punkt 8 den Reichssekretär, „diese Grundzüge den obersten Autoritäten der nicht nach den allgemeinen Reichsgesetzen verwalteten Gouvernements und Gebiete mitzuteilen und die Gutachten derselben darüber einzuholen, welche Abänderungen und Ergänzungen des allgemeinen Fundamental-Reglements des Reiches bei Anpassung desselben an die unter ihnen stehenden Gerichtsbehörden vorzunehmen seien. Einem großen Teil der Mitauschen Juristen schien es nun, daß dieser Punkt 8 sich auch auf die baltischen Provinzen bezöge und

daß sich unter tatsächlicher Zugrundelegung des Fundamentalreglements sehr wohl ein den örtlichen Verhältnissen und dem provinziellen Recht entsprechender Entwurf der Justizreform auch für die Ostseeprovinzen herstellen lasse. Dabei waren diese Juristen — unter ihnen auch Seraphim — der Ansicht, daß, ehe und bevor die Stände (Mitterschaften und Städte) sich an die Zusammenstellung eines der Obrigkeit zur Bestätigung vorzulegenden Entwurfs einer provinziellen Justizreform machten, es von erheblichem Nutzen sein werde, wenn den Ständen eine ausschließlich nur von Sachverständigen herrührende Vorarbeit vorläge, aus welcher sich ersehen lasse, welche Bestimmungen vom Standpunkte der Rechtswissenschaft in dem Entwurf der Justizreform zur Begründung rascher und gerechter Rechtspflege nach der Ansicht Rechtskundiger nicht fehlen dürften. Von dieser Ansicht geleitet, beschloß die Mehrzahl der Juristen Mitau, an den Minister des Innern ein Gesuch zu richten, er möge das Zusammentreten einer juristischen Expertenkommission zur Herstellung der gedachten Vorarbeiten gestatten. Dabei baten die Juristen, sich selbst an der Wahl der Kommissionsglieder dergestalt beteiligen zu dürfen, daß mindestens die Hälfte derselben aus und von nicht zum Kurländischen Indigenatsadel gehörenden Juristen gewählt werde. Indem sie um Zusammenlegung der Kommission aus Juristen, welche durch theoretische Kenntnisse und praktisches Geschick die hervorragendsten seien, baten, gingen sie eben von der Überzeugung aus, daß „die geeignetsten Personen, da hervorragende Tüchtigkeit und Sachkunde am richtigsten nur durch Fachgenossen beurteilt werden können, von den kurländischen Juristen selbst gewählt werden müßten.“ Juristische Fachkenntnisse konnten nach Meinung der Mitauer den Korporationen des Adels und der Städte als solchen nicht prädiert werden, aber die zu jenen Korporationen gehörigen Juristen waren berücksichtigt. Die Adresse sagte wörtlich: „Der vorgeschlagene Weg — die Konstituierung der gedachten Juristenkommission — soll selbstverständlich die Verlautbarung von Einzelstimmen nicht ausschließen, soll die Gerechtigkeit der beiden in erster Linie beteiligten Stände, des Adels und der städtischen Bürger, in keiner Weise verletzen oder beschränken, vielmehr soll es den Organen dieser beiden Stände unbenommen bleiben, im Hinblick auf den vom Juristenkomitee

auszuarbeitenden Entwurf von sich aus der Staatsregierung positive Reformvorschläge zu machen.“ Dabei wurde dem Ermessen des Ministers des Innern unterlegt, ob nicht die Konstituierung besonderer Komitees in den beiden Schwesterprovinzen, sowie die Konstituierung eines Zentralkomitees in Riga zur gemeinsamen Beratung, zur Bewirkung möglicher Übereinstimmung der Entwürfe aller drei Schwesterprovinzen geeignet erscheine, damit alsdann, nach Bewirkung solcher Übereinstimmung, die Entwürfe der bei der Reichskanzlei errichteten „Kommission für Reorganisation der Justizpflege“ unterbreitet werden könnten. — Das Ziel dieser Maßnahmen war klar: den Juristen, als den fundigen Trägern des Rechtsbewußtseins im Lande, sollte die Möglichkeit geboten werden, als Gesamtheit ihr fachmännisches Gutachten abzugeben. Ein Zusammenwirken mit dem Adel und den Städten war in Aussicht genommen, ebenso ein solches mit Liv- und Estland. Um aber eine Juristenkommission bilden zu können, bedurfte es nach den gesetzlichen Bestimmungen der ministeriellen Erlaubnis. War sie konstituiert, so konnte die Anknüpfung mit den historischen Ständen geschehen, vordem waren die Mitauischen Juristen eine unorganisierte Summe von Einzelwesen*.

Nachdem der motivierte Entwurf zu diesem Gesuch in mehreren Exemplaren angefertigt worden war, wurden diejenigen Juristen Mitaus und der andern Städte Kurlands, die an den bisherigen Verhandlungen nicht teilgenommen, zur Unterzeichnung des Gesuches aufgefordert, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob sie dem Adel angehörten oder nicht. — Man kann bei der damaligen Lage und Stimmung es wohl begreifen, warum die Juristen diesen Schritt taten: sie waren eben überzeugt, daß die Stände entweder überhaupt den Reformfragen nicht nahe treten würden, wenn nicht von den Juristen der Anstoß gegeben würde, oder doch, daß die Reformarbeiten der Stände nicht zum erwünschten Ziele führen dürften, wenn nicht eine fachmännische Vorarbeit seitens der Juristen vorläge. Ebenso ist es aber auch zu verstehen, daß die Ritterschaftsvertretung mit dem Vorgehen der Juristen keineswegs ein-

*) Für die Angelegenheit der Mitauer Justizkommission hat. u. a. dem Verf. ein Brief Viktor Kupfers, des hochverdienten Justizbürgermeisters von Dorpat, vorgelegen, der mit Seraphim durch gegenseitige Wertschätzung verbunden war. Die Einzelheiten sind dem Briefe zum Teil wörtlich entnommen.

verstanden war, daß sie dieses zu durchkreuzen versuchen werde. Der damalige Landesbevollmächtigte v. d. Recke und der Oberrat Eduard v. d. Brüggen nahmen mit dem Assessor des Mitauschen Magistrats, Viktor Kupffer, Rücksprache und forderten ihn auf, seine Gesinnungsgenossen zu veranlassen, das Gesuch an den Minister nicht abzusenden, sondern die ganze Angelegenheit in die Hand der Stände zu legen, welche doch allein zur Betreibung der Angelegenheit verfassungsmäßig legitimiert seien und dafür sorgen würden, daß bei der Herstellung eines ständischen Reformentwurfs die Mitwirkung praktischer Juristen nicht fehlen werde. Kupffer verschloß sich den Gründen, welche die genannten Herren verlautbarten, nicht und war bereit, seine Gesinnungsgenossen zusammenzuberufen und ihnen das Verlangen von der Recke und von der Brüggen vorzutragen. Bevor er aber dazu kam, erschien in der „Mitgaschen Zeitung“ ein anonymes Artikel, der das Verhalten der Mehrzahl der Glieder der nur mit Adligen besetzten Gerichte einer so abfälligen Kritik unterzog, daß der Landesbevollmächtigte v. d. Recke Kupffer mitteilte, der Adel fühle sich durch jenen, jedenfalls nicht zeitgemäßen Artikel dermaßen beleidigt, daß er jeden Versuch, sich mit den Mitauer Juristen zu verständigen, aufgeben müsse und nunmehr in der Reformangelegenheit seinen eigenen Weg gehen werde, ohne sich um die Wünsche jener Juristen, aus deren Mitte besagter Artikel hervorgegangen, irgend zu bekümmern. Der Artikel war von dem Advokaten Gustav Vorkampff-Laue verfaßt, der an den Verhandlungen der Mitauer Juristen stets teilgenommen, aber, wie es scheint, vor dem Druck des Artikels keinem mitgeteilt hatte, daß und wie er das Verhalten der Mehrzahl der adligen Richter öffentlich kritisieren wolle. Gleich nach dem Erscheinen dieses Artikels hatte der Adel den damaligen Generalgouverneur Fürsten Lieven veranlaßt, das in Kurland zirkulierende Gesuch der Mitauer Juristen durch die Polizei konfiszieren zu lassen. Als einer der Mitauschen Juristen* davon hörte, schickte er ein gerade in seinen Händen befindliches, mit ziemlich zahlreichen Unterschriften versehenes und auch von dem Advokaten Karl Neumann und dem Bruder des Generalgouverneurs unterzeichnetes Exemplar des gedachten Gesuchs, ohne seinen Gesinnungsgenossen darüber Mitteil-

*) Wilhelm Zoepffel, Obersekretär des kurländischen Oberhofgerichts.

lung zu machen, ohne weiteres über die Post an den Minister ab. Die Sache hatte einen komischen Ausgang. Der Minister ordnete nach Empfang des Gesuchs an: es möge der Gouverneur Kurlands schriftlich angewiesen werden, „den gelehrten Doktoren in Mitau“ gehörig den Kopf zu waschen. Da in dem betreffenden Schreiben der Ausdruck „gelehrte Doktoren“ gebraucht war, ließ der Gouverneur sämtliche Ärzte Mitaus zu sich berufen und hielt ihnen ihre unbefugte Einmischung in strengen Worten vor, obschon keiner derselben das Gesuch unterzeichnet hatte. Die Ärzte klärten natürlich die Sache gleich auf, dennoch tat der Gouverneur keinen Schritt, um den Mitauer Juristen die ihnen zugebachte Rüge zukommen zu lassen. —

Man mag den Schritt der Mitauer Juristen für inopportun halten, und es ist wohl möglich, daß, wenn nicht die eben erzählten Zufälligkeiten mitgespielt hätten, er ganz unterblieben wäre. Aber daß man aus ihm die Berechtigung sich herleiten würde, die Integrität der politischen Gesinnung der Mitauer Juristen in Frage zu ziehen, das hätte niemand erwartet.

Daher herrschte in den Kreisen der Mitauer Juristen kein geringes Erstaunen und nicht wenig Erbitterung, als die am 10./22. Dezember 1862 herausgegebene Probenummer des Dorpater Tageblatts einen anonymen Artikel brachte, der u. a. ausführte, die Mitauer Juristen hätten die Lehre vorgetragen, in Sachen des Rechts gebe es nur zwei Autoritäten: die Juristen und den Adel. Es war klar, wohin das zielte; die Juristen sollten den städtischen Bürgerkorporationen gegenüber als illoyal verdächtigt werden, — gewiß mit wenig Erfolg. Gehörten doch seit 1862 eine Reihe von „Literaten“, besonders von Juristen, zur Mitauschen Bürgerschaft, unter anderen auch Seraphim, der am 11. Dezember 1862 in sie rezipiert worden war. Noch schwerwiegender war der Vorwurf, daß die Mitauschen Juristen in ihrer Adresse „fast förmlich erbeten: es solle das, was sie beschließen helfen, geradeaus seinen Weg nehmen dorthin, wo es keinen Adel und Städte dieses Landes mit dem Recht der Mitberatung und Mitbeschließung gebe.“

Gegen diese auf ungenügender Information beruhenden Insinuationen — mochte ihnen im letzten Grunde auch eine sehr berechtigte Tendenz zugrunde liegen — antwortete Seraphim im Namen der Mitauer Juristen zu Beginn des Jahres 1862 in

längerer Zurückweisung in der „Rigaschen Zeitung“. Es wies auf den Leichtsinns hin, mit dem jene Beschuldigungen erhoben worden und wies nach, daß die Juristen die Stände nicht hätten umgehen, sondern ihnen vielmehr eine von Standesvorurteilen freie, lediglich auf Rechtsprinzipien beruhende Vorarbeit liefern wollen. Um das noch eindringlicher klarzulegen, schrieb auch Viktor Kupffer einen Artikel für die „Rigasche Zeitung“, doch gelangte dieser nicht zum Druck, weil den Zeitungen inzwischen streng verboten worden war, irgend welche Äußerungen in der Angelegenheit aufzunehmen.

Es ist die Vermutung wohl mit Recht geäußert worden, daß die Haltung der Mitauer Juristen mehr oder weniger zu dem Entschluß der Stände beigetragen habe, bei der Obrigkeit um die Niedersetzung einer aus ständischer Wahl hervorgehenden und mit der Ausarbeitung eines Entwurfs zur Reorganisation des baltischen Justizwesens zu betrauenden Kommission zu petitionieren. Vorher schon wurden auf Veranlassung des Generalgouverneurs v. Lieven Justizkommissionen seitens der Ritterschaften und Städte gewählt, „um diejenigen Vorschläge auszuarbeiten und zu motivieren, welche nach der besonderen Verfassung der betr. Körperschaften als notwendige Abänderungen des Allgemeinen Allerhöchst bestätigten Fundamental-Reglements für die Justizreform des Reiches vom 29. September 1862 zu betrachten seien.“ Der Mitauische Stadtmagistrat wählte in diese Kommission den Bürgermeister von Buccalmaglio, den Stadtsekretär Eckardt und zwei Ratsherren, und da der Generalgouverneur der Kommission ausdrücklich anheimgab, sich durch Sach- und Rechtsverständige aus der Mitauischen Bürgerschaft selbständig zu verstärken, so machte sie hiervon Gebrauch und forderte auch Seraphim (am 6. Mai 1863) zu der Beteiligung an den Kommissionsarbeiten auf. — Die Arbeiten, an denen auch Seraphim regen Anteil nahm, waren die Vorbereitung für die Zentraljustizkommission, welche auf die oben erwähnte Bitte der Stände hin von der Obrigkeit in der Tat berufen wurde. Sie war in der Weise zusammengesetzt, daß die Ritterschaften Liv-, Est-, Kurlands und Defels, ferner die Städte Riga, Reval, Mitau und Libau durch Deputierte in ihr vertreten waren, zu denen die Regierung noch zwei Vertreter der Juristenfakultät zu Dorpat, wo die Kommission sitzen sollte, hinzufügte. Als Vertreter Mitaus nahm Viktor Kupffer an der Kommission teil, die in der Tat unter

dem Vorsitz Baron Homens in Dorpat zusammentrat und in der Folge Entwürfe einer Zivil- und Kriminalprozeßordnung (1865), einer Konkurs- und Hypothekenordnung, sowie einen Entwurf des Verfahrens vor den Bauergerichten (1866) ausarbeitete und zum Druck gab. Dagegen kam leider ein einheitlicher Entwurf einer baltischen Gerichtsverfassung nicht zustande, weil die bezüglichlichen Ansichten der ritterschaftlichen Deputierten einerseits und der Deputierten der Städte und der Universität Dorpat anderseits zu weit aneinandergingen und man so genötigt war, zwei von einander abweichende Entwürfe der Gerichtsverfassung in Vorschlag zu bringen. Alle diese Arbeiten wurden unter Hinzufügung von Motiven dem Generalgouverneur übergeben, der sie der Staatsregierung zur Prüfung und Bestätigung vorstellte. Daß keiner dieser Arbeiten ihr Beifall zuteil wurde, ist bekannt. So blieb redlicher Eifer ohne den erhofften Erfolg, und bald wurde man gewahr, daß er ihn nie haben würde. Schon im Jahre 1865 schrieb die Baltische Monatschrift: „Seit jenen Tagen, in denen der erste Aufsatz zur Justizreform in diesen Blättern erschien, ist eine kurze Spanne Zeit verflossen, und doch ist es, als läge ein Menschenleben zwischen damals und jetzt. Mit der Sorglosigkeit eines seiner Kraft sich bewußten Knaben wurde man kaum gewahr, wie gebrechlich der Nachen war, auf dem der kühne Zug ins weite Meer der Reformen unternommen werden sollte, vergaß man es, an die Unbeständigkeit von Wind und Wetter zu denken, wie leicht auf die verlockende Stille wieder Sturm und Unwetter folgen können.“

Der Sturm blieb nicht aus. Zwar brachte das Jahr 1865 noch die Aufhebung der Verordnung, wonach Kinder aus jogen. gemischten Ehen der griechisch-morgenländischen Kirche zufallen sollten, und in dasselbe Jahr fiel die Kodifikation des baltischen Privatrechts. 1869 erfolgte endlich auf wirtschaftlichem Gebiet ein großer Fortschritt: die Freigabe des Güterbesitzrechts an alle Stände, nachdem schon 1863 der Verkauf der Bauergefinde gesetzlich gestattet worden war. Aber das waren auch die letzten Lichtblicke, wenn man die Städteordnung des Jahres 1877 nicht auch hierher rechnen will. Seit dem dritten polnischen Aufstande lenkte die Staatsregierung immer mehr in reaktionäre Bahnen ein und die chauvinistischen Panславisten richteten immer dreister ihre Angriffe gegen die ihnen verhaßte Sonderstellung der baltischen Lande.

Wenn es nach dem Erscheinen der „Livländischen Antwort“ Prof. Schirrens noch 15 verhältnismäßig ruhigere Jahre gab, so lag das an der Persönlichkeit des Herrschers, die allen extremen Schritten abhold war. Aber die baltischen Lande blieben zum großen Teil gegen ihren Wunsch und Willen bei Verhältnissen und Zuständen stehen, die den Hekern an der Moskwa bei allen Neuerungen den erwünschten heuchlerischen Vorwand gaben, die Ostseeprovinzen hätten mittelalterliche Zustände verewigt. Schwer lasteten diese Dinge auf allen treudeukenden baltischen Herzen.

Auf dem Gebiete des Rechtslebens blieb die Kodifikation des Privatrechts eigentlich die einzige Errungenschaft der 60er Jahre. In den J. 1860–1862 wurde der Entwurf zum Privatrecht in mehreren Lieferungen gedruckt, am 12. November 1864 aber der kaiserliche Ukas publiziert, wonach der Privatrechtskodex, „der III. Teil des Provinzialrechts“, am 1. Juli 1865 in Kraft treten sollte. Seraphim hatte schon dem Entwurf sein Interesse zugewandt und schrieb 1864 eine größere Arbeit erbrechtlichen Charakters (über „Deliberationsfrist und das beneficium inventarii nach älterem furländischen Recht und nach dem Entwurf des Provinzialrechts von 1864“), indem er nachzuweisen suchte, daß in der betr. Materie der Entwurf nicht sowohl das bisherige Recht fixiere, als vielmehr neues bringe, mithin aus dem Gebiete der Kodifikation in das der Legislative übergreife. Die Emanierung des Gesetzbuches verhinderte die Publikation der Arbeit, die Seraphim nun für antiquiert hielt. Erst 1891, als sein jüngster Sohn über dasselbe Thema nach dem nun geltenden Recht geschrieben hatte und seine Schrift im X. Bande der Dorpater Juristischen Zeitschrift publizierte, hat Seraphim seine Arbeit hervorgehott und sie, der nun ein mehr rechtshistorisches Interesse zukam, veröffentlicht. — Als nun das baltische Privatrecht 1865 in Kraft getreten war, hat es sich Seraphim zur Aufgabe gemacht, zur Erklärung des neuen Gesetzbuches in der Praxis und in wissenschaftlichen Abhandlungen auch an seinem Teil beizutragen, indem er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, „beim Auftauchen einer Kontroverse über das richtige Verständnis einer Vorschrift des neuen Gesetzes oder über die richtige Ausfüllung einer Lücke desselben, die ganze in Betracht kommende Rechtsfrage theoretisch zu behandeln, die quellenmäßigen Grundlagen, die historischen Verknüpfungen, die logischen

und systematischen Zusammenhänge mit aller Gründlichkeit und dem großen, ihm zu Gebote stehenden Scharfsinn auseinanderzusetzen.“ Dieser Tätigkeit dienten neben der wissenschaftlichen Praxis — nur eine solche hatte für ihn Interesse — auch die wissenschaftlichen Abhandlungen, die er im Laufe der Jahre geschrieben hat. So begrüßte er es denn freudig, als für die wissenschaftliche Erörterung von Rechtsfragen die Dorpater Juristenfakultät die „Zeitschrift für Rechtswissenschaft“ gründete, in der nun auch seine Arbeiten erschienen. Als sie 1890 eingehen mußte, hat er noch in den von den Professoren Erdmann, Engelmann und v. Rohland herausgegebenen „Dorpater Juristischen Studien“ einen Aufsatz veröffentlicht, einer ist nach seinem Tode erschienen. Als besondere Schrift ließ er 1881 (bei Gebrüder Behre, Hamburg und Mitau) eine Arbeit „Zur Lehre vom Eigentumserwerbe durch Verbindung und Verarbeitung beweglicher Sachen“ erscheinen. Dem Prozeßrecht hat er in gewordener Veranlassung zwei polemische Schriften gewidmet. Als Julius Schiemann 1886 über den Einfluß der Bestimmungen des Reichsratsgutachtens vom 3. Juni 1886 eine Schrift hatte erscheinen lassen, suchte Seraphim einen Teil seiner Ausführungen zu widerlegen und schrieb eine Entgegnung, der, da auch Schiemann seinerseits replizierte, noch ein „Schlußwort“ folgte. Mehrere Jahre später — 1889 und 1890 — hat Seraphim dann für das von Mag. Th. v. Bunge herausgegebene Werk über den „Baltischen Zivilprozeß“ zahlreiche Auskünfte über den kurländischen Prozeß in längerer Korrespondenz dem Autor zur Verfügung gestellt, eine Mühewaltung, die der mit kurländischen Rechtsverhältnissen weniger vertraute Verfasser in der Vorrede zum I. Bande dankbar anerkannte*.

*) Seraphim hat zu seinen Lebzeiten folgende Schriften im Druck erscheinen lassen:

- 1) Ueber den § 182 der Kurl. Statuten (in den theoret.-prakt. Erört. Bd. V, 1853 gedruckt).
- 2) Das kurländische Noterbenrecht (Dorpat 1859, Magisterdissertation).
- 3) u. 4) Die Wirkung der erfüllten Resolutionsbedingung (Dorp. Jur. Zeitschr. Bd. I u. IV. 1869, 1873).
- 5) Ueber die Unterbrechung der Klageverjährung durch Klageanstellung (ebenda Bd. IV, 1873).
- 6) Zur Lehre vom Eigentumserwerb durch Verbindung und Verarbeitung beweglicher Sachen. (Mitau und Hamburg, 1881.)
- 7) Bemerkungen zur Lehre von der Blankozession und Zession auf den Inhaber (Dorp. Jur. Zeitschr. Bd. VII, 1879).

Dem Mitwirken an den allgemeinen Fragen des praktischen Lebens hat er sich nicht entzogen; er hat der freiwilligen Feuerwehr in Mitau von ihrer Gründung an, solange es seine Gesundheit ihm gestattete, angehört und sich in den ersten Jahren des Gewerbevereins, solange in diesem noch in erster Reihe gemeinnützige Gesichtspunkte über die geselligen prävalierten, für ihn redlich interessiert. Den Mitbürgern hat er 1862 als Glied der statistischen Kommission für die Stadt Mitau lange Jahre als Sachwalter des Quartierkomitees und der Stadtparkasse gedient und ist der reformierten Kirche von 1873 bis zu seinem Tode ein sorgsamer Kirchenvorsteher gewesen, hat auch als solcher der reformierten Abteilung des Konsistoriums angehört. Wenn er sich aber an ihn herantretenden Wünschen in dieser Richtung nicht entzog, so hat er doch kommunaler Betätigung nie besonders zugestrebt; er wußte, daß in den rein praktischen Dingen des Lebens, in denen

-
- 8) Ueber die Wirkung der in die Grund- und Hypothekenbücher nicht eingetragenen Familienfideikommissstiftungen. (Ebenda.)
 - 9) Ueber den Einfluß der testamentarischen und vertragsmäßigen Berufung der beerbten Witwe zur Erfolge in den Nachlaß ihres Mannes, auf die Rückforderung ihrer Muten resp. auf das dotatitium und das Witwenjahr nach Kurl. Recht. (Ebenda Bd. VIII, 1885.)
 - 10) Ueber die rechtliche Stellung des jedesmaligen Fideikommissbesitzers zu der Rausschillingsrückforderung für das verkaufte Fideikommissgelande und die Grenzen der fideikommissratorischen Befugnisse des Kurländ. Ritterschaftskomitees. (Ebenda.)
 - 11) Ueber den Einfluß der Erbteilung auf die Erbgutseigenschaft. (Ebenda.)
 - 12) Ist eine sog. ansehbare Ehe zur legitimatio per subsequens matrimonium geeignet? (Ebenda.)
 - 13) u. 14) Zwei polemische Schriften über die Prozeßnovelle vom 3. Juni 1886. Mitau und Hamburg 1886.
 - 15) Bemerkungen zur Lehre von den Prälegaten. (Dorp. Jur. Ztschr. Bd. X, 1891.)
 - 16) Deliberationsfrist und beneficium inventarii nach dem Entwurf des Privatrechts von 1864. (Ebenda Bd. X, 1892.)
 - 17) Ueber das Gnaden- oder Trauerjahr nach dem Gesetz für die evangel.-luth. Kirche in Rußland. (Ebenda Bd. XI, 1893.)
 - 18) Nachträgliche Erörterung einiger Fragen in Betreff des sog. Gnaden- oder Trauerjahres nach dem Gesetz für die evang.-luth. Kirche in Rußland. (Dorp. Juristische Studien Bd. I.)

Zu Seraphims Magisterschrift kommt noch die kleine Replik im IV. Bande der „Vall. Monatschr.“ (1861), die sich gegen Bunge's Rezension jener Dissertation richtete. — Gelegentliche Bemerkungen in den Tageszeitungen können natürlich nicht mehr festgestellt werden. — Nach seinem Tode erschien:

- 19) Ueber das Erlöschen des Pacht- oder Miets-Vertrages durch Erlöschen des dem Pächter oder dem Vermieter an dem Pacht- oder Mietgegenstande zustehenden Rechts nach Liv. Est. Kurländischem Privatrecht. (Dorp. Juristische Studien II.)

die Kunst, mit Menschen gewandt zu verkehren, die Hauptsache ist, nicht seine besondere Aufgabe liege. Er sah diese eben darin, ein gewissenhafter Advokat zu sein und die Praxis so auszuüben, daß sie ein wissenschaftlicher Beruf und keine handwerksmäßige Macherei sei, die Anregungen der Praxis aber für die Wissenschaft fruchtbar zu machen. Um in diesem Sinne sich und andere zu fördern, hat er sich immer wieder bemüht, Juristenvereine zur Erörterung wichtiger Fragen ins Leben zu rufen, ist, wo solche sich bildeten, ihnen beigetreten und hat an ihren Verhandlungen stets regen Anteil genommen, — so in den 60er Jahren, als er, C. Erdmann, G. Vorkampff, Th. v. Behr, A. v. Eivers, W. Zoepffel, P. Contradi, Th. Engelmann, F. Luga, O. v. Brunnow und C. Melville zu einem Juristenabend zusammentraten, der freilich ebenso wenig von längerem Bestande war, wie spätere ähnliche Unternehmungen, wie zuletzt noch 1884 ein von ihm und Schiemann veranlaßter Verein zur Besprechung praktischer Rechtsfragen, der sich im Saale des Hypothekenvereins versammelte. Nicht minder suchte er sich durch private Gespräche in seiner Wissenschaft zu fördern und konnte bei seiner Anlage diejenigen nicht recht begreifen, die nach Erledigung der beruflichen Tagesarbeit sich mit Fachfragen nur höchst ungern befaßten. So hat er zum Vorteil der heimischen Rechtspflege sich unablässig bemüht und gearbeitet, hat von Jüngeren und Älteren zu lernen gesucht und ist nie auf den Gedanken gekommen, fertig zu sein. Wie er einst als jüngerer Advokat mit dem späteren Professor Erdmann und dem jetzigen Bernauer Stadthaupt Brackmann Pandektenkontroversen getrieben hatte, so setzte er seine Studien bis zuletzt fort, und die von ihm viel benutzte Bibliothek war die einzige größere Ausgabe, die er, der Bedürfnislose, sich gestattete.

Die Jahre hatten ihm allmählich die praktische Juristentätigkeit erträglicher gemacht, als er es lange selbst geglaubt hatte. Bei den Fachgenossen und den Behörden stieg sein Ansehen, man suchte seinen Rat; noch 1885 nahm er auf Aufforderung des Oberhofgerichts als Mitglied an einer Kommission zur Anpassung der russischen Konkursordnung an die furländischen Rechtsbestimmungen teil. Aber es wäre ihm nicht schwer geworden, die Advokatur aufzugeben, wenn sich ihm etwas entsprechendes geboten hätte. Als in den 70er Jahren bei einigen Dorpater Professoren der

Gedanke auftauchte, ihn für die Hochschule zu gewinnen — ein Gedanke indessen, der über kleine Kreise hinaus sich nicht Bahn brach —, wäre er gerne in eine akademische Stellung eingetreten, die ja einst der Wunsch seiner jüngeren Jahre gewesen war. Als dann in den 80er Jahren das geschäftige Gerücht wieder solche Pläne zu kolportieren mußte, ist er sich selbst wehmütig des „Zu spät“ bewußt gewesen. —

Schweres Leid bereitete ihm auch, wie jedem treuen deutschen Herzen, die zu Beginn der 80er Jahre mit Hochdruck wieder aufgenommene Russifizierung der Heimat. Der Russifizierung der Schulen folgte die der Polizei, endlich 1889 die der Justiz. Schon 1883, als Seraphim am 75jährigen Jubiläum der „Euronion“ teilnahm, gab er in der von ihm als Vertreter der Philister der Landsmannschaft ausgearbeiteten und verlesenen Ansprache einer überaus ernsten Auffassung der Zeitlage Ausdruck und richtete an die Jugend die dringende Mahnung, dereinst im Berufsleben treu zu arbeiten im Sinne der Väter; daß der Toast auf den Monarchen beim Festdiner in der Reichssprache ausgebracht wurde, war ihm eine prinzipielle Entscheidung, die ihn als Zeichen der neuen Zeit so verstimmte, daß er dem Diner fern blieb. Das Jahr 1885, das auch die Aufhebung der milderen Praxis in der Frage der Mischehen brachte, war die kritische Zeit, in der es auch dem blödesten Auge klar werden mußte, daß es auf die Vernichtung des deutsch-historischen Charakters der Lande abgesehen sei.

„Das alte Jahr“, schreibt Seraphim im Januar 1886, „hat nun begonnen, welches, was unsre baltischen Provinzen betrifft, ganz in die Fußtapfen des alten tritt. Es gilt ja einen energischen Vernichtungskrieg gegen das baltische Deutschtum. Unsre gute, brave Gesinnung können wir uns noch retten; unsre Institutionen, die Bedingungen eines unsrer Eigenart entsprechenden, für die Entwicklung und Sicherung derselben notwendigen Lebens in unsrer Heimat uns aufrecht zu erhalten, dazu fehlt uns die Macht und nur ein Wunder kann uns retten. Mit trübem, hoffnungslosem Herzen blicke ich in die Zukunft unsrer Lande, die Gott behüten wolle.“ So ließ ihm denn das Gefühl der Ohnmacht und die Erkenntnis, daß eine große, schwere Zeit nicht immer auch ein starkes Geschlecht im Lande antraf, den Gedanken einer Emigration nach Deutschland wünschenswert

erscheinen, damit die Nachkommen dem Schicksal, in einer ihm tief unsympathisch werdenden Kultursphäre leben zu müssen, entgingen. „Dahin, dahin“, schreibt er im selben Jahre an einen seiner Söhne, „möcht ich mit Euch, Ihr Lieben, gerne ziehn. Wo! weiß ich, daß es auch dort zerbrochene Töpfe gibt, hier gibt es aber jetzt nur noch zerbrochene Töpfe und wir haben das Zusehen.“ Aber das waren unausführbare Wünsche, die ihn auch nie in der Überzeugung wankend machten, daß es zum Arbeiten und Wirken nie zu spät sei, daß für den Mann bei der Aussichtslosigkeit der Lage seine Aufgabe, für andre und an sich zu arbeiten, nicht aufhört. „Wo will das hinaus?“ schreibt er nach der Maßregelung der Rigaschen Zeitung. „Es heißt aber abwarten und den Mut nicht sinken lassen. Darin hast du ganz recht. Was auch die Zukunft uns bringen mag, an Unglück und Leid, solange man sich selbst nicht verliert und seiner Überzeugung treu bleibt, hat man persönlich wenigstens gerettet, was für einen Menschen von Ehre das höchste ist, — das gute Gewissen und die Selbstachtung.“ Aber er litt schwer unter der Zeitlage. „Du wirst“, schreibt er am 27. September 1886 an einen seiner Söhne, „mich, wenn Du zu Weihnachten hier bist, sehr gealtert finden; ich fühle, wie mir die jetzigen Verhältnisse am Leben freßen.“ Als ihm im Mai 1889 die briefliche Erinnerung an den 30jährigen Jahrestag seiner Magisterpromotion und ein herzlicher Gruß zu diesem Tage zuing, antwortete er deprimiert: „Ich hatte bereits vergessen, daß es am 12. Mai 30 Jahre her sind, daß ich — mit welchen andern Aussichten in die Zukunft und voll Lebensmut und Frohsinn — zum Magister promoviert wurde. Und jetzt!? Mit welchen Gefühlen schmerzlichster Art sehe ich in die Zukunft und auf wieviel Schmerz und Leid in der Vergangenheit sehe ich zurück!“

Infolge dieser Katastrophen war es ihm nicht beschieden, in den ihm, wenn auch nicht besonders lieben, so doch altvertrauten Berufsverhältnissen seine Lebensarbeit zu beschließen. Am Ende des Jahres 1889 wurden die russischen Justizbehörden in Kurland eingeführt, die alten deutschen Landesbehörden aufgehoben. So kam 25 Jahre später, als die besten Männer der baltischen Lande es gehofft, eine Änderung der Justizverhältnisse zustande. Aber eine wie andere, als man es hoffnungsfroh einst erstrebt hatte! Nicht vom Lande kam die Reform jetzt, sondern einseitig von der Regie-

rung, nicht historisch anknüpfend, sondern Alles zerstörend; keine sachliche Neuordnung war in erster Reihe bezweckt, sondern ein Schlag gegen das baltische Deutschtum. Russisch wurde nun die Gerichtssprache in allen Behörden. Dem gebieterischen Zwange materieller Verhältnisse folgend, mußte sich Seraphim auch unter den neuen Verhältnissen der Advokatur widmen; er fand die Kraft, sich in die sachliche Seite der neuen Justizreform insoweit hineinzufinden, daß er sie nicht weniger als jüngere Männer beherrschte. Mit zähem Fleiße wollte er den Stoff bezwingen, und er bezwang ihn; trotz der großen Schwierigkeiten, die ihm die russische Sprache zunächst machte, eignete er sie sich insoweit an, daß sie ihm zu einer gedeihlichen Führung seiner Geschäfte nicht im Wege stand. Aber es war doch eine andre Art von Praxis, an die sich der 62jährige gewöhnen mußte. Hatten früher die Schriftsätze zu einer wissenschaftlichen Erörterung der betr. Rechtsfragen Raum und Möglichkeit geboten, so hörte das nun auf und an die Stelle wissenschaftlicher Autoritäten trat der formale Gesetzesbuchstabe, entschied nun ein von den mit den historischen Voraussetzungen des baltischen Privatrechts meist ganz unvertrauten Richtern oft mißverständener Paragraph.

Diese Verhältnisse, die auf die Ausdehnung seiner Praxis naturgemäß zurückwirkten, haben Seraphims Kräfte aufgerieben. Er wurde seit der Justizreform ein müder Mann, und die Depression, die im Jahre 1890 über ihn kam, war eine derartige, daß die Seinen mit banger Sorge um seine Gesundheit erfüllt wurden. Auch eine Auslandsreise im Sommer dieses Jahres brachte keine Erfrischung, dann aber half ihm seine gute Natur und er überwand im allgemeinen die schwere Gemütsstimmung, ja er fand wieder die Freude und Muße zu wissenschaftlicher Produktion, die ihn noch in den letzten Lebensjahren lebhaft interessierte. Gelegentlich meinte er zwar bitter, gelesen und verstanden würden seine Arbeiten von den russischen Richtern doch nicht, es überkam ihn dann das niederdrückende Gefühl, umsonst gearbeitet zu haben. Aber das ließ ihn nicht müde werden, auf einem Gebiet sich zu betätigen, auf dem er, wenn auch nur kleineren Kreisen, nützen zu können zugeben mußte.

Noch ist es Tag, da tummle sich der Mann,
 Paß kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

So arbeitete er rastlos weiter. Allein an den Überanstrengungen geistiger und gemüthlicher Art, die die neue Zeit mit sich brachte, ist der Mann, der von sich wohl im Scherze sagte, er sei auf 100 Jahre angelegt, vorzeitig alt geworden.

Dem Postulat, daß sich der Mensch durch Nachdenken und Studium bilden solle, zu entsprechen, ist Seraphim stets Lebensbedürfnis gewesen. Besonders die Geschichte hat er zum Gegenstande eingehenderer Studien gemacht, als es gemeinhin bei Laien der Fall zu sein pflegt. Sein Detailwissen auf diesem Gebiete war ein großes, aber er blieb nie im Stoffe stecken. Dieser wurde sein geistiges Eigentum, das er wirklich beherrschte, und aus der vollen Würdigung vergangener Zustände und Menschen erwuchs ihm das rechte Verständniß der Gegenwart. Aber auch eine Freude war ihm diese Beschäftigung in trüben Tagen. „Geschichtliche Werke“, schreibt er am 30. Oktober 1886 an einen seiner Söhne, „sind mir jetzt mehr als je eine Erquickung. Ich suche in dem Studium der Geschichte Trost für die trostlose Gegenwart.“

Wie hätte es anders sein können, als daß diese stets strebende Natur auch den höchsten Dingen nachsann und über religiöse Fragen viel studierte und nachdachte. Die Bibel hat er als älterer Mann wieder eingehend studiert und von den Darstellungen des Lebens Jesu waren ihm manche vertraut; die Hajesche hatte er sich noch für den Sommer 1894, den er nicht mehr erleben sollte, zum Studium bestimmt. Aber ein ehrlicher Zweifler ist er doch immer geblieben; von dem heißen Bedürfnis nach Erkenntnis erfüllt, hat er sich, wie er nun einmal nach Anlage und Entwicklung war, niemals auf den Standpunkt des kirchlichen Dogmas zu stellen vermocht und in diesen heiligsten und ernstesten Fragen des menschlichen Herzens hat er natürlich nie als einer erscheinen wollen, der er in Wirklichkeit nicht war. Wohl regte ihn die Predigt zu religiöser Betrachtung an; ja, er hat in schweren Lebenstagen das Abendmahl, das ihm freilich eine Erinnerungsfeier im weitesten Sinne war, mitbegangen, weil es ihm Bedürfnis war, gemeinsam mit der ganzen Gemeinde Gott die Ehre zu geben. Aber weiter hat er nicht gehen können. Gerne bekannte er, daß er sich resigniere, daß es so, wie Gott die Dinge in Welt und Ewigkeit bestimmt habe, gut sein müsse, daß uns irrenden Menschen aber mehr zu wissen nicht bechieden sei. Und doch ließ er sich stets wieder zum

Nachdenken anregen; noch in den letzten Jahren haben ihn Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“, Schillers „Über den Sündenfall“, über die „Sendung des Moses“ viel beschäftigt, und in Goethes Faust, den er in jüngeren Jahren fast auswendig kannte, trat ihm eine Weltanschauung entgegen, deren tiefster Inhalt sich ihm in den Worten im 2. Teil der Dichtung auszudrücken schien:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Und im letzten Grunde erschienen ihm ethische Fragen weit wichtiger. Eines, meinte er, sei für jeden klar, daß er seine Pflicht zu tun habe. So bekannte er sich im weitesten und höchsten Sinne zum kategorischen Imperativ Kants. Tue deine Pflicht, arbeite unablässig für deine eigene Veredlung und für das Wohl deiner Nächsten; erst die andern, dann du! — Das war ihm das höchste Wissen. „Ich kenne“, schreibt er wenige Monate vor seinem Hinscheiden an einen seiner Söhne, „eigentlich keinen andern Ehrgeiz, als den, meine Pflicht zu tun“, und obwohl er sich seines Irrthums und Fehlens wohl bewußt war, so verlor er diesen Kompaß nie aus den Augen.

Aber er ist im Leben oft mißverstanden, — oft verkannt worden.

Er hat das Schicksal aller wirklichen Idealisten gehabt. Er wollte sich eine Welt bauen nach seinem Plan, mit Menschen nach seinem Sinne, und sah nur zu oft in der rauhen Wirklichkeit, daß er sich ein Luftgebäude errichtet habe. So wurde er oft enttäuscht und in der Folge nicht selten bitter und manchmal ohne Grund mißtrauisch. Gewiß hat er einen Teil seiner Gegner und Feinde haben müssen, weil er keine Kompromisse kannte, weil er nicht paktieren wollte mit Anschauungen und Strömungen, die ihn in seinem besten Empfinden und Denken verletzten. So war er in der That eine im weitesten Maße unbequeme Natur; um des lieben Friedens willen aus seinem Meinen und Empfinden ein Fehl zu machen, ist ihm nie geläufig geworden, und wo er Unrecht oder Gesinnungslosigkeit zu sehen glaubte, konnte sein Zorn mit elementarer Kraft aufbrausen. Das machte ihm manche Gegner, er wußte das, aber ließ sich nicht beirren. Es ist charakteristisch, daß sich unter den Gedichten, die er, weil sie ihn besonders ansprachen, gesammelt hatte, auch die Verse Anastasius Grüns befanden:

Man schreibt auf manchen Stein:
 „Er hatte keinen Feind!“
 Als Lobspruch ist's gemeint,
 Doch schleßt's viel schlimmes ein:
 Es klänge just so gut:
 Ihm fehlte Herz und Blut,
 Er ließ wie Riez sich treten,
 Er ließ wie Ton sich kneten,
 Sein Aug' war blind dem Lichte,
 Sein Mund war stumm für Wichte,
 O raubt mir nicht am Grabe
 Noch meine beste Gabe:
 Die Feinde, deren Zorn
 Mein Schmuck, mein Stolz, mein Sporn;
 Von jenem Worte rein
 Laßt meinen Stein.

Aber auch manch anderer ist ihm entfremdet, der über des Lebens höchste Güter ähnlich dachte wie er. Sein Mißtrauen, seine Hefigkeit und nervöse Reizbarkeit haben ihm manche Feindschaft zugezogen, haben sein kinderweiches Gemüt gelegentlich hart und ungerecht erscheinen lassen. Auch er hätte mit dem Dichter bekennen dürfen:

Ich bin kein ausgeklügeltes Buch,
 Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Auch hat er, der trotz allem Verständnis für urwüchsige Verbheit auch in Form und Auftreten niemals den feingebildeten Mann verleugnete, mancher Unzartheit des Verkehrstones, mancher mitunterlaufenden Rohheit eine weitergehende Bedeutung beigelegt, als ihr nach den Intentionen der betreffenden Personen zuzam*. So hatte er in der That scharfe Ranten, deren Berührung wehe tun konnte, aber es ist an seinem Grabe auch schön ausgesprochen worden, daß im letzten Grunde auch seine Fehler, wie z. B. seine Schroffheit und Subjektivität, doch so unverkennbar die Züge seiner Kardinaltugenden, der Wahrheit und Lauterkeit trugen.

Man würde nun sehr irren, wollte man glauben, er habe den Anstoß, den seine Art und Weise den Menschen gab oder den er an ihnen nahm, in philosophischer Gelassenheit getragen. Jede

*) Auch hat er gelegentlich zu dem ultimum refugium einer Gesellschaft greifen müssen, die so stumpf ist, daß sie gegen frivole Beleidigungen nicht Stellung nimmt.

Auseinanderetzung mit Menschen ist ihm vielmehr ein schmerzlicher Schnitt in sein Gemütsleben gewesen, und die unfreundliche Stellung zu einigen, die seinem Herzen einst nahe gestanden, hat ihn bis zuletzt geschmerzt. Er hat sein Temperament nicht lieb gehabt und aus der Not keine Tugend gemacht. Wohl waren ihm „jene korrekten Naturen, die stets Eis auf dem Kopfe haben“, unbegreiflich und er meinte gewiß nicht mit Unrecht, daß wenn derartige Persönlichkeiten auch nicht auf Fehltritte der Leidenschaft zurückzublicken haben, so ihnen doch anderseits auch jene Erhebungen des Gemüts fern bleiben, die stets in Welt und Leben eine Großmacht gewesen sind. Aber daß seine eigene Kraft oft zu gewaltsam überschäumte, hat er wohl gewußt und in den Briefen an seine Söhne, die ihm allmählich seine nächsten Freunde geworden waren, spricht er es nicht selten aus, wie tief ihn die Erkenntnis schmerze, daß er durch seine Art ändern und sich selbst oft weh täte. Aber ihm blieb auch nicht die Erfahrung erspart, daß die große Masse eher Gesinnungslosigkeit und Gewissenlosigkeit ruhig gewähren läßt, — solange sie nicht anstößt — als die elementare Schroffheit edler Naturen. Und wie er einerseits in seinem Wohlwollen so wunderbar verkannt worden ist, daß die platte Alltäglichkeit ihm gelegentlich bei Betätigung jener Eigenschaften persönliche Nebenabsichten unterzuschieben sich unterfing, so wurde anderseits seiner Schwerlebigkeit auch da jene nachsichtige Liebe, die alles trägt, versagt, wo man seine edlen Seiten genau kannte. So kam er mit manchen auseinander, mancher zog sich in passiver Kühle von ihm zurück, der ihm früher nahe verbunden gewesen. Darin, könnte man sagen, liegt ein tragischer Zug in seinem Lebensgange.

Es kamen Zeiten, wo er meinte, er könne ohne Menschen auskommen, seine Bücher seien ihm seine Welt. Aber wenn er diesen, man möchte sagen unpersönlichen Gedanken aussprach, war er in einer großen Selbsttäuschung befangen. Gewiß stieß ihn manche Erfahrung immer wieder zurück, aber immer wieder fühlte er sich auch von Menschen von Geist und Gemüt angezogen und trotz mancher Ernüchterung hat er doch immer wieder das Bedürfnis gehabt, anzuknüpfen, und gerade besonders gerne mit der Jugend, die auch ihn stets lieb gehabt hat. Aber im großen und ganzen wurde sein Kreis doch stets kleiner, sein Lebensgang immer einsamer; nachdem noch in den letzten Lebensjahren zwei nahe

Freunde, sein Vetter, der Grünhoff'sche Pastor Eduard Seraphim und der um das Mitauer Gymnasium hochverdiente Inspektor desselben, Karl Dannenberg, ihm im Tode vorausgegangen, waren es nur wenige vertraute Männer, die ihm das Leben oder der Tod übrig gelassen hatten. So wurde auch sein Leben immer mehr ein nach innen gefehrtes, der Welt abgewandtes, und der Gedanke zu scheiden, ihm stets vertrauter. Früher aber, als er es selbst geglaubt, hat ihn der große Überwinder Tod bezwungen. Eine seit Jahren ausgebildete, aber stets für harmlos gehaltene Geschwulst nahm zu Beginn des Jahres 1894 eine bössartige Entwicklung an. Mit großer Ruhe bestellte Seraphim, der übrigens der besten Hoffnung auf Genesung war, sein Haus und ordnete alle geschäftlichen Beziehungen, ehe er sich der notwendig gewordenen Operation unterzog. An einer nach dieser eingetretenen Darmlähmung ist er ohne große Qualen hinübergegangen; um $1\frac{1}{2}$ 10 Uhr morgens, am 27. Februar, einem Sonntag, hörte sein Herz zu schlagen auf, fand der müde Kämpfer den Frieden, der ihm im Leben so oft ferngeblieben war.

Als die Todesnachricht bekannt wurde, war die Stimmung weiterer Kreise von dem Gedanken beherrscht, daß Kurland um einen edlen und bedeutenden Mann ärmer geworden sei*. Sein Freund Oskar Kurnatowski glaubte das bestimmende Moment seiner menschlichen Art am besten zu treffen, wenn er seiner Leichenrede den Text zugrunde legte: „Des Gerechten wird nimmermehr vergessen“, und im Hinblick auf seine Berufstätigkeit sprach Julius Schiemann am Grabe den warmen Wunsch aus: „Möchten wir alle so werden!“ Als einige Zeit nach Seraphims Tode noch in den „Dorpaten Studien“ eine von ihm hinterlassene Abhandlung erschien, fügte Professor Karl Erdmann eine Nachschrift hinzu, die des Verstorbenen Verhältnis zur Rechtswissenschaft in nachstehender Weise würdigte:

„Die Hand, welche die vorstehend gedruckten Zeilen geschrieben hat, ruht jetzt von ihrer Arbeit. Mit ihr ist einer der treuesten Mitarbeiter an der Dorpater Zeitschrift für Rechtswissenschaft und

*) Einen längeren Nachruf schrieb Julius Schiemann in der „Düna-Ztg.“ Nr. 52 vom 7. März 1894, das „Rigaer Tageblatt“ und die „Mitausche Zeitung“ brachten kürzere Nekrologe; aus der letzteren übernahm ihn die „Zeitung für Stadt und Land“.

den Dorpater Beiträgen aus den Reihen unsrer praktischen Juristen geschieden. Da dürfte denn den Herausgebern das Recht und die Pflicht erwachsen, dem Geschiedenen ein paar Worte warmer Erinnerung in die Gruft nachzurufen.

Sie sollen hier nur dem Juristen gelten, nicht dem Manne. Wohl hat der Schreiber dieser Zeilen Grund, nicht bloß dem Berufsgenossen, sondern auch dem Freunde seinen Nachruf zu widmen. Allein der Mann und der Freund, seine Schicksale und Verdienste sind bereits in den Tagesblättern, unmittelbar nach dem Eintreffen der Todesnachricht, ausreichend hervorgehoben und gewürdigt worden. Der Zweck dieser Blätter aber muß uns den Anlaß geben, dem hochverdienten Juristen und vor allem dem Zivilisten* Ferdinand Seraphim und mit ihm einem scheidenden Typus unsrer Rechtsvertreter, dessen hervorragender Repräsentant er war, diese Worte zu widmen.

Es hat vielleicht wenig Länder gegeben, in welchen früher der Theoretiker und der Praktiker so ineinander verschmolzen, wie dies in den Ostseeprovinzen der Fall war.

Der Mangel einer zusammenfassenden Kodifikation brachte neben manchen Mißständen auch den Vorzug mit sich, daß der praktische Jurist genötigt war, unmittelbar aus den Rechtsquellen und namentlich unmittelbar aus dem reichlich strömenden Brunnen des gemeinen Rechts zu schöpfen. Jede wissenschaftliche Arbeit, jede neue Anschauung auf dem Gebiete dieses letzteren war eine direkte Fundgrube, nicht bloß für den Theoretiker, nein, auch für Richter und den Advokaten der hiesigen Lande. In den Urteilen und Parteischriften früherer Tage finden wir ausführliche wissenschaftliche Exkurse, wie sie sonst nicht häufig praktischen Rechtsdeduktionen innewohnen. Vor allem verlangte man von dem gewiegten Advokaten, der hier nicht bloß Vertreter der Partei, sondern Vertrauensmann und Ratgeber des Publikums war, die volle Beherrschung des zum Teil spröden und unverarbeiteten Materials der Quellen. Daher mußte in jener Zeit der Advokat durch Ablegung der Magisterprüfung und Erwerbung des Magistergrades seine Fähigkeit zu wissenschaftlicher Behandlung des Rechts-

*) Wie in allen Kulturländern, so spielt auch hier in der Rechtspraxis das Zivilrecht und nicht das Strafrecht die Hauptrolle. Es gab eben hier wie anderswo mehr Spielarten von Rechtsgeschäften, als von Verbrechen.

stoffes dokumentieren, während dies von den Richtern nicht verlangt wurde. Kein Wunder, daß auch in der öffentlichen juristischen Werthschätzung der gewiegte Advokat höher stand als der Richter und daß der letztere zum ersteren, nicht aber umgekehrt, zu avancieren pflegte. Daher die große Zahl hochbedeutender Juristen, welche in der Advokatur des Landes stehend, den Stolz des letzteren nach dieser Richtung hin bildeten.

Dieser Klasse gehörte Ferdinand Seraphim voll an. Mochte auch seine ursprüngliche Neigung und Begabung ihn mehr nach der Seite der akademischen Lehre getrieben haben, — als das Schicksal gegen seinen Plan entschied, warf er sich mit der ihm eigentümlichen Energie auf den Beruf des Advokaten. Er hatte das Glück, jener Periode der Rechtswissenschaft zu entstammen, in welcher die Zivilistik durch den Sieg der historischen Schule neues Blut in die Adern erhalten und gelernt hatte, das Recht aus seinen Entwicklungsstadien bis in seine frühesten Reime zurück zu schöpfen, in welcher glänzende und begeisterte Vertreter insbesondere des römischen Rechts jene Samenkörner pflanzten, aus denen in Deutschland eine so reiche zivilistische Saat aufgegangen ist. Mit voller Seele hing er an diesen Idealen seiner Rechtsauffassung, und wenn er auch durchaus kein slavischer Nachbeter seiner geistigen Lehrer war, so waren sie doch bestimmend für seine Auffassung und Deduktionsmethode.

Kein Wunder, daß er nur zögernd und ungern eine Kodifikation wie die von 1864 entgennahm, welche ihm die Brücke mit dem Mutterboden des gemeinen Rechts abzubrechen und an die Stelle vertiefter Geistesarbeit die mehr mechanischen Leistungen des Routiniers zu setzen schien. Ich habe ihn damals oft recht unwirsch werden sehen, wenn er auf den „Provinzialkodex“ zu sprechen kam. Die Notwendigkeit für diesen letzteren, sich in den vielfachen Kontroversen des gemeinen Rechts für die eine oder die andere Anschauung zu entscheiden, setzte denselben zudem auch inhaltlich nicht selten in Widerspruch zu den Überzeugungen Seraphims. Erst allmählich rang er sich zu einer besseren Werthschätzung einer Arbeit durch, welche, trotz der Veränderung in mancher den Juristen liebgewordenen Anschauung und Arbeitsart, dem Rechtsleben überhaupt Sicherheit, Klarheit und die Möglichkeit fester Weiterentwicklung verleiht, ohne dabei die Verbindung mit der Quelle abzu-

brechen, welche durch eine Kodifikation ja nur fixiert, nicht abgelöst wird. —

Seraphim trug die alte bewährte Methode, auch als Praktiker in der Wissenschaft zu forschen, in jene veränderte Lage der Dinge hinein. Und so wurde ihm fast jede von der Praxis aufgeworfene Frage, fast jeder an ihn herantretende Fall des Rechtslebens zu einem wissenschaftlichen Problem, dem er nachsann, bis er es gelöst zu haben glaubte. Daß er dabei häufig kasuistisch verfuhr und bis in die einzelnen Details den Möglichkeiten praktischer Verwertung seiner Resultate nachsann, das war die Frucht seiner Lebensstellung. Daß er aber dabei stets zu den Ausgangspunkten der Entwicklung des in Frage kommenden Rechtsatzes zurückging, daß er insbesondere seinen geliebten romanistischen Lehrern die Anschauungen entnahm, von denen er ausging, ohne jemals auf selbständige Kritik zu verzichten, — das war die Frucht seiner vortrefflichen theoretischen Schulung.

Und hinter beidem stand ihm eins: die Liebe zu seiner Wissenschaft und zum Recht. Ein glühender Gerechtigkeitstrieb ließ ihn niemals ruhen, wo ihm, wenn auch nur in Schrift und Wort, ein Recht verletzt schien, mochte es auch praktisch bisweilen minutiös erscheinen. So verkörperte sich in ihm sowohl moralisch als logisch genommen die Idee eines echten Rechtsvertreters, der nicht die Partei, sondern das Recht selbst schützt, des Rechtsanwalts im eigentlichen Sinne des Wortes.

Gott schenke uns noch viele solche!"

*

Der Mensch fällt aber mit der Summe seiner Taten nicht zusammen. Auch Ferdinand Seraphim war mehr als ein gelehrter Jurist und ein hervorragender Advokat. Er war eine edle und reine Persönlichkeit, die dem Gemeinen abhold, immer nach Vertiefung und Vereblung rang und dem Guten dienen wollte, ein wahrhaftiger und tapferer Mann, der aufrecht und ungebeugt durch ein ernstes Leben ging, ein warmherziger baltischer Patriot, irrt, daß die Heimat seiner nicht vergeße.

Wilhelm Leibl.

Ein Vortrag, gehalten am 3. November 1907 im „Dozenten-Verein“ in Dorpat

von

Reinhold von Moeller*. ✓

 Wenn man die Gemäldesammlungen, die uns Aufschluß über die Kunsttätigkeit der verschiedenen Jahrhunderte geben, betrachtet, so findet man als überraschende Tatsache, daß sich die Malerei in Deutschland eine längere Zeit hindurch ununterbrochen und höchst eigenartig entwickelt und in Dürers und Holbeins Leistungen eine sehr bedeutende, von der ganzen gebildeten Welt anerkannte Höhe erreicht, sehr bald darauf aber fast vollständig verschwindet und das Feld unbestritten der italienischen, niederländischen und französischen Kunst überläßt. Vom Dreißigjährigen Kriege an bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war die bildende Kunst in Deutschland rapid rückwärts gegangen und zuletzt kaum noch vorhanden.

Und wie sollte das auch anders sein?

In einem Lande, dessen Wohlstand durch unausgesetzte blutige Kriege und fortwährende Kontributionen beinahe vollständig vernichtet war, wo die große Masse des Adels und der Bürgerschaft darbt und der Bauer am Hungertuche nagt, da war kein Boden mehr für die Kunst, deren Werke zu den teuersten Luxusartikeln gehören, an deren Erwerbung nur Menschen denken können, die viel mehr besitzen, als zur Befriedigung der notwendigsten Dinge gehört. An Talenten hat es sicher niemals gefehlt, aber in einem Lande, in dem keine Kunstwerke gekauft werden und keine Bestellungen gemacht werden, da können sich keine Talente — sie mögen noch so groß sein — entwickeln, da können und werden sich nicht

*) R. v. Moeller lebte von 1870 bis 1893 in München (erst als Schüler der Akademie der Künste, dann als ausübender Künstler) und kannte den Maler Leibl persönlich. Manches für den Vortrag hat er aber der „Künstler-Monographie: Leibl von Georg Gronau“ entnommen.

Deute jahrzehntelang zeitraubenden, kostspieligen Studien hingeben, weil ihnen nach aller Mühe und redlichen Arbeit nur eine Aussicht winkt — die Aussicht zu verhungern.

Das wenige Kunstbedürfnis, das noch an den Höfen der kleinen deutschen Fürsten vorhanden war, wurde mit seltenen Ausnahmen von Ausländern, Bürgern glücklicherer Staaten: Franzosen, Niederländern und Italienern befriedigt.

Erst am Anfang des 19. Jahrhunderts ließ die deutsche Kunst, speziell die deutsche Malerei, wieder von sich hören. Als die letzten fremdländischen Scharen, die unter Napoleon I. die deutschen Gauen überflutet und verwüstet hatten, endgültig vertrieben waren und mit dem Frieden allmählich wieder Gedeihen und Wohlstand auf deutschem Boden möglich wurde, regte sich auch wieder die Kunst. Anfangs schüchtern und unbeholfen, erhob sie allmählich ihr Haupt immer mehr und mehr, bis sie in den 60er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts sich stark genug fühlte, um mit der Kunst der übrigen Reiche von neuem in erfolgreichen Wettbewerb treten zu können.

Aber es wurde der Malerei in Deutschland nicht leicht, sich aus ihrem totalen Niedergang wieder emporzuarbeiten!

Vor allem war fast jede Tradition der Technik verloren gegangen. Die Erfahrungen, die oft Jahre, ja ein ganzes Leben in Anspruch nehmen, mußten alle von neuem gemacht werden, angefangen von der Art einen Malgrund auf der Holztafel oder der Leinwand herzustellen, bis zur Art wie die Farbe aufgetragen, wie der Pinsel geführt werden sollte, welche Bindemittel und welche Firnisse anzuwenden waren. Was das bedeutet, wird man verstehen, wenn man bedenkt, daß ein überwiegend großer Teil der Arbeit eines jeden Malers rein technischer Natur ist, und es ist fraglos, daß nicht wenige Mißerfolge in dieser Sparte der Kunst auf die technische Unkenntnis und Ungeschicklichkeit der betreffenden Autoren zurückzuführen sind. Dieser Kampf um die Wiedererlangung einer allen Anforderungen entsprechenden Technik, der in Frankreich schon vor 70 und in Deutschland vor etwa 50 Jahren begonnen hat, dauert noch heute fort. Obgleich seit so vielen Jahren wieder experimentiert wird und Erfahrungen gesammelt werden, herrscht noch jetzt über manche Fragen eine große Unklarheit und kämpfen heute noch die bedeutendsten Künstler mit gewissen

technischen Schwierigkeiten, ohne daß es ihnen gelingen will, sie mit Sicherheit zu überwinden.

Neben dem Verlust der technischen Tradition wirkte aber noch ein andres Moment sehr ungünstig auf die Wiederbelebung der Malerei — nämlich die ästhetische Richtung, die im vorigen Jahrhundert bis in die 60er Jahre das Publikum fast ausschließlich beherrschte: der Klassizismus und die Romantik. — Der einzige wirkliche Lehrmeister der bildenden Künstler war immer und wird immer sein — die Natur, und zwar sie allein, und man hätte erwarten und wünschen können, daß die Künstler beim Wiedererwachen der Kunst in Deutschland vor allem mit einem pietätvollen Studium der Natur beginnen würden, um erst allmählich mit den gemachten Erfahrungen in der Technik und der Beherrschung der Form zu schwierigeren Arbeiten und der Lösung von komplizierten Problemen überzugehen. Statt dessen geschah das Umgekehrte. Nicht das Studium der Natur, sondern das der „Antiken“ wurde auf den Schild gehoben und dabei vergessen, daß die herrlichen Werke der Griechen ja auch nur entstanden waren als Frucht jahrhundertelangen Studiums nach der Natur, und zwar eines Studiums, betrieben von den gottbegnadetsten Künstlern.

Die Folgen dieses verkehrten Studiums zeigten sich auch sofort in einem stümperhaften Dilettantismus einerseits und in heillosem Manirismus anderseits, und das nicht nur bei den Malern mittleren Ranges, sondern auch bei den Künstlern, die den größten Ruhm genossen. — Ich möchte hier nur als Beispiel anführen die Deckengemälde von Cornelius in der Glyptothek in München, die seinerzeit allgemein bewundert und gepriesen wurden. Sie muten heute an wie schlecht kolorierte Kartons, und auch die Zeichnung, auf die man besonders stolz war, ist voll vom hohlsten Pathos und konventionell im höchsten Grade.

Auch in Frankreich standen die Akademie der Künste und die von ihr beherrschten Kreise bis tief ins vorige Jahrhundert hinein unter dem Einfluß der antikisierenden Richtung, die zur Zeit der Republik modern geworden war; aber dort machte sich schon in den 30er und 40er Jahren eine starke Opposition gegen diese Anschauungsweise geltend, eine Opposition, die von einer Reihe höchst begabter Künstler ausgehend, in kürzester Zeit den voll-

ständigen Sieg davontrug. Durch das Beispiel hervorragender Männer angeregt, lernten die jungen Leute in Frankreich vor allem wieder die Natur ordentlich wiedergeben, d. h. wieder malen, ehe sie sich daran machten, ihre künstlerischen Konzeptionen in Gemälden dem Publikum zu offenbaren. Den Parisern schlossen sich bald die Belgier und Holländer an, bei deren letzteren die technische Tradition übrigens niemals ganz unterbrochen worden war. Von Paris und Antwerpen kam dann in den 50er Jahren das intensive Naturstudium und das Streben nach besserer Technik auch nach Deutschland und speziell nach München durch Karl von Piloty.

Der Cornelianische Einfluß hatte in München trotz gelegentlicher Versuche einiger Koloristen, wie Viktor Müller, Baron Ramberg und Feuerbach, sich von diesem zu emanzipieren, ziemlich ungeschwächt bis auf Wilhelm von Kraubach fortgedauert, und die ganze Jugend, die dort studierte, seufzte schon lange und litt unter der veralteten, unsäglich kläglichen Malweise und unter dem zu einseitig betonten Studium nach der „Antiken“, und es wurde von ihr geradezu als eine Erlösung empfunden, als mit der Berufung Pilotys zum Professor an der Akademie ein Lehrer angestellt ward, bei dem sie endlich lernen konnten, wie man einen Kopf, eine Hand, einen Stoff plastisch und koloristisch malen könne und malen müsse. Plastik und Farbe wurden für die nächsten Dezennien das Lösungswort und farbenfreudiges Malen trat an die Stelle des dilettantischen Kolorierens. Die leuchtenden tiefen Farben der alten Venezianer, eines Tizian, eines Palma, eines Tintoretto suchten Piloty und seine Anhänger zu erreichen, während der etwas später angestellte Prof. Diez und seine Jünger sich die koloristisch feineren Holländer: Van Dyk, Franz Hals und den Spanier Velasquez zum Muster erwählten.

So kam in Deutschland, besonders in München, zu Anfang der 60er Jahre ein neues Leben und ein wahrhaft begeistertes Streben in die heranwachsende Künstlerschaft. Mit der größten Hingebung an ihre Arbeit, nicht selten unter jahrelangen Entbehrungen, setzten die Kunstjünger alles an die fortgesetzte Vervollkommnung ihres technischen Könnens und an die Schulung ihres Auges für malerische Eindrücke. Und dieses hingebende Streben nach Vervollkommen hat reiche Frucht getragen.

Die deutsche Malerei hat in den letzten 40 Jahren eine Menge Werke geschaffen, die den Werken jeder andern Nation ebenbürtig sind. Dugende von Namen, die in der Geschichte der Malerei immer genannt werden müssen, gehören Männern an, die damals in Düsseldorf und vor allem in München in den neuem Geiste ihre Studien trieben.

Einer der Hervorragendsten aus der Zahl jener Sterne, die damals am deutschen Kunsthimmel aufgingen, war Wilhelm Leibl.

Lange Jahre von der heimischen Kunstkritik und dem kunstliebenden deutschen Publikum ignoriert, verschaffte ihm endlich ein Zufall und die gerechte Beurteilung des Auslandes die Stellung, die ihm gebührte, und jetzt, nach seinem Tode, ist ihm sogar in Berlin — wie ich zu meiner Freude gesehen habe — die Ehre zuteil geworden, daß man einer Anzahl seiner Werke, ebenso wie den Werken von Menzel und Liebermann, einen eigenen Saal in der Nationalgalerie eingeräumt hat. Nur sehr wenige Künstler haben so ehrlich gearbeitet wie er, unbekümmert um materielle Mißerfolge und ohne jemals auf Kosten seiner Kunst dem Publikum und den Kunsthändlern irgend welche Konzessionen zu machen, und nur bei sehr wenigen Künstlern vereinigte sich ein bedeutendes Talent mit einer solchen Summe von Energie.

Wilhelm Leibl war in Köln im Jahre 1844 geboren als siebentes Kind seines bereits sechzigjährigen Vaters, des Kapellmeisters am Kölner Dom. Nach Absolvierung einer Bürgerschule, in der er nur durch sein Zeichentalent hervorgeragt hatte, sollte er Feinmechaniker werden und wurde als Vorbereitung dazu zu einem Schlosser in die Lehre gegeben. Da es ihn aber schon als Jüngling mit aller Macht zur Kunst trieb, so verließ er die Schlosserwerkstatt und ging nach Düsseldorf, um dort zeichnen und malen zu lernen, vertauschte aber schon 1863 Düsseldorf mit München, wohin damals alle begeisterten Kunstjünger strebten, um unter dem Bahnbrecher des Naturalismus Karl v. Piloty zu arbeiten.

Der Professor Piloty stand damals im Zenith seines Ruhmes und unter seiner Leitung studierten die talentvollsten Schüler der Münchner Akademie: Lenbach, Mackart, Defregger, Gabriel Max, Gysis, Mathias Schmidt, Alexander Wagner und viele andere,

deren Namen allbekannt sind, und der Umstand, daß Leibl nach kurzen Vorstudien (bei Baron Ramberg) in der Kreis der Schüler Pilotys aufgenommen wurde, beweist, daß die Arbeiten, die er bei seiner Anmeldung vorweisen konnte, schon entschiedenes Talent verraten haben, weil von Piloty — bei dem übergroßen Zudrang zu seiner Schule — nur die Begabtesten Berücksichtigung finden konnten.

Leibls äußere Erscheinung war schlicht und einfach, mehr die eines Försters oder Verwalters, als eines Künstlers, wie sich das Publikum im allgemeinen einen solchen vorstellt. Etwas über mittlerer Größe, breitschultrig, mit enorm entwickelter Muskulatur, hatte er es schon als Jüngling mit den stärksten Männern im Ringen und Steimmen aufgenommen. Sein Nervensystem war außerordentlich fest und geeignet große Anstrengungen und wenn nötig Entbehrungen und ermüdende Arbeit zu ertragen. Dabei war er, wie fast alle Kraftmenschen, gutmütig und von ruhigem Temperament und ließ sich durch das Getriebe der Großstadt mit ihrem Ehrgeiz und hastigen Streben, mit den tausend Widerwärtigkeiten und Plackereien wenig beirren.

In der Münchner Akademie arbeitete er mit eisernem Fleiße und eignete sich alles an, was er auf dieser Hochschule an technischer Geschicklichkeit lernen konnte; dabei zeigte er aber schon sehr bald eine seltene Selbständigkeit. Trotz des fast übermäßigen Einflusses von Piloty, dem sonst alle sich willenlos fügten, blieb er immer bis zu einem hohen Grade er selbst und machte alles nur so wie er es empfand und für richtig hielt. — Da er von seinen Eltern nur sehr wenig unterstützt werden konnte, so ging es ihm materiell äußerst dürftig und er war gezwungen seinen noch so geringen Verdienst von der Hand zu weisen. So soll er z. B. für den Preis von 2 Gulden für arme Leute die Porträts Verstorbenen gezeichnet haben, ehe sie beerdigt wurden, und zwar, um sich und seiner Kunst nicht zu schaden, immer so gut wie möglich. d. h. vorzüglich. Diese Ebbe in seiner Kasse und der schwere Kampf um seine materielle Existenz sollte übrigens mit kurzen Unterbrechungen, trotz Fleiß und Können, noch weitere 13 Jahre fort dauern. Doch darauf werde ich noch später zurückkommen müssen.

Durch die zielbewußten, unverdrossenen Studien, die Leibl innerhalb und außerhalb der Hochschule fortsetzte, gelangte er bald zu einer bedeutenden Sicherheit im Zeichnen und Malen, und wenn man die Porträts seines Vaters und mehrerer seiner Freunde, die er in den Jahren 1866—67 malte, genau betrachtet, so erscheint es einem wohl verständlich, daß dieser junge Mann mit kaum 23 Jahren eine führende Stellung unter seinen Mitschülern einnahm. Damals malte er auch sein erstes Genrebild, das unter dem Namen „die Kritiker“ in verschiedenen Städten, unter andrem auch in Düsseldorf ausgestellt wurde und die Aufmerksamkeit seiner Kollegen auch außerhalb Münchens auf sich lenkte. Der Gegenstand der Darstellung war sehr einfach: In einem Atelier betrachten zwei junge Künstler ein Blatt, das sie einer Mappe entnommen haben. Aber die Art der Darstellung war für die damalige Zeit ganz außergewöhnlich. Abgesehen von der vorzüglichen Zeichnung und breiten Malweise, war die Komposition von einem überraschenden Leben, einer Unmittelbarkeit und Naturwahrheit, neben gänzlichem Mangel an Pose, wie solches nur ausnahmsweise von wenigen Künstlern erreicht werden konnte. Bald darauf malte Leibl das Porträt der Frau seines Freundes, des Bildhauers Gedon. Dieses Porträt war noch bedeutender als das eben erwähnte Genrebild. Es schlug in seiner edlen Einfachheit und in der Leuchtkraft der Farbe, sowie in der wunderbar weichen Behandlung des Fleisches alles, was gleichzeitig auf diesem Gebiet geleistet wurde.

1869 fand in München die erste Internationale Ausstellung statt, an der sich auch die Franzosen, die bis dato Deutschland als *quantité négligeable* betrachtet hatten, beteiligten. Trotzdem daß damals die ältere klassizistische Richtung noch mit vielen tüchtigen Werken vertreten war, so war doch der Sieg der neueren naturalistischen Schule evident und unter den Werken dieser Schule zogen Leibl's „Kritiker“ und das Porträt von Gedons Gattin die Aufmerksamkeit aller wirklichen Kenner auf sich. Aufrichtiges Lob wurde diesen Leistungen von allen Künstlern gespendet, aber die Prämierung derselben wurde trotz der Bemühungen bedeutender Maler wie Viktor Müller und Ramberg nicht durchgesetzt, „weil der Autor noch Schüler der Akademie war“! Für Leibl war aber die 1869er Ausstellung dadurch von großer Bedeutung, daß

er während derselben den französischen Maler Courbet persönlich kennen lernte, der damals von seinen Landsleuten mit Recht für den hervorragendsten Repräsentanten der naturalistischen Richtung gehalten wurde.

Courbet hatte neben andern Arbeiten seine „Steinklopfer“ in München ausgestellt, ein Bild von großer Kraft und fesselnder Wahrheit, welches 2 Arbeiter auf einer Chaussee in der Nähe von Paris schildert, „eine Darstellung des nüchternsten alltäglichen Lebens, das nach damaliger allgemeiner Anschauung für die künstlerische Darstellung völlig unfruchtbar war und doch von ihm zu einer gewaltigen Leistung erhoben wurde“, die alles um sich her, alle Historien- und Genrebilder der ganzen Ausstellung in Schatten stellte. Courbets Kunst wirkte auf die jungen Künstler Deutschlands, die schon dem Naturalismus huldigten, wie eine Offenbarung. Sie sahen in dieser ihre Ideale verwirklicht und zum Siege geführt. Auch der 25jährige Leibl wurde von diesen Kunstwerken hingerissen und dieser Eindruck wurde noch durch die Persönlichkeit des Autors, der nach München gekommen war, verstärkt.

Der kraftvolle Fünßziger mit dem mächtigen Kopfe, in der Tracht eines französischen Arbeiters — der blauen Bluse und den hohen Stiefeln —, der durch seine Leistungen einen so enormen Kunstserfolg errungen hatte und der es wagen konnte dem Akademiedirektor Wilhelm von Kaulbach, dem Ritter höchster Orden, auf seine Frage, wie ihm seine Gemälde gefallen, die lakonische Antwort zu geben: „Je préfère ma peinture“, — dieser Mann imponierte Leibl und seinen Freunden gewaltig. Tag für Tag trafen sich die jungen Münchner Akademiker mit ihm im Café Probst oder im Hofbräuhaus und Leibl war nicht wenig stolz darauf, von dem berühmten Franzosen als der bedeutendste unter seinen Kollegen in München anerkannt und gewürdigt zu werden.

Bald nach Schluß der Ausstellung trat Leibl aus der Akademie aus und siedelte nach Paris über, um den Meistern näher zu sein, denen er nachstrebte, und dem Publikum näher zu sein, welches, durch althergebrachtes Urteil weniger befangen, die Leistungen und das Streben der jungen Generation anerkannte und in gerechter Weise würdigte. — Aber sein Aufenthalt in Paris dauerte kaum zehn Monate, da er wie alle deutschen Untertanen

beim Ausbruch des großen Krieges 1870, Ende Juli Frankreich wieder verlassen mußte.

Trotzdem war für ihn dieser Aufenthalt in der Metropole der Kunst nicht ohne Bedeutung gewesen. Im Pariser „Salon“ wurde das schon erwähnte Porträt der Frau Sedon mit der goldenen Medaille prämiert, einer Auszeichnung, deren nur die allerersten Künstler Europas gewürdigt wurden und die weit höher geschätzt wird als die Medaille, die demselben Kunstwerk in München verweigert worden war, und in Paris malte Leibl auch zwei Bilder, die in technischer Hinsicht für alle Bilder, die er später malte, typisch waren. Das eine Bild, unter dem Namen die „Cocotte“ bekannt, schildert eine junge Frau in einem Lehnstuhl ruhend, mit einer Tonpfeife in der Hand, von Luxus umgeben, das andere eine alte Frau, die einen „Kosenkranz“ durch die Finger gleiten läßt, in dürftiger Kleidung in einer ärmlichen Umgebung. Beide Gemälde zeichnen sich durch eine sehr einfache Komposition und eine wundervolle Farbenharmonie aus, sind aber technisch ganz verschieden gemalt. Das erstgenannte ist nach jeder Richtung hin fein ausgeführt und durchgebildet, während er das zweite breit, fast skizzenhaft behandelt hat.

Wenn man diese zwei Gemälde betrachtet, so muß es auffallen, daß ein Künstler mit einem so bedeutenden Können technisch so verschieden arbeitete und so wenig eine ganz bestimmte, ausgesprochene Handschrift besaß, und es fällt um so mehr auf, wenn man sieht, daß dieser Künstler bis zu seinem Lebensende beständig zwischen diesen beiden Arten der Technik hin und her geschwankt hat.

Der Grund für diese eigentümliche Erscheinung ist nur in seinem künstlerischen Streben zu suchen. Er wollte in seinen Werken zweierlei erreichen, was nur schwer zu erreichen ist: einerseits die Charakteristik, die äußerste Wahrheit und vollendete Zeichnung der alten deutschen und niederländischen Meister, wie Van Eyck, Cranach, Dürer und Holbein, andererseits die leuchtende und weiche Wiedergabe des Fleisches, die wir bei den Italienern nie antreffen, bei den Spaniern nur bei Velasquez, bei den Niederländern bei einigen Werken von Rubens, Van Dyk, Franz Hals und Rembrandt. Dabei hielt er jede kräftige Untermalung für schädlich und jede Lasur für Schwindel. Alles wollte er „prima vista“ vollenden. So wie er nun nach genauer subtiler Vollendung eines Gemäldes

empfand, daß die Figuren nicht weich genug in der Umgebung standen, oder das gemalte Fleisch nicht fleischig genug, d. h. zu fest erschien, so gab er diese Art der Darstellung sofort wieder für längere Zeit auf und legte bei den nächsten Arbeiten das Schwergewicht nur auf weiche, breite Behandlung, um seine Hand für eine leichtere, geschicktere Hinführung von neuem zu schulen. Hatte er so eine Zeitlang gearbeitet, so versuchte er wieder einmal ein Werk auf das äußerste durchzuführen. Da aber das Ziel, das er erreichen wollte, kaum zu erreichen und seine Selbstkritik von unerbittlicher Schärfe und Unbestechlichkeit war, so hat er bis zuletzt an der Vervollkommenung seines technischen Könnens gearbeitet und ist nie mit seinen Versuchen und Übungen zum Schluß gekommen.

Aus Paris nach München zurückgekehrt, wurde er mit Jubel von seinen Anhängern und Freunden begrüßt und als der erste Vorkämpfer einer gesunden realistischen Kunst in Deutschland gefeiert. Leider blieb für ihn aber jeder pekuniäre Erfolg, dessen er so dringend bedurft hätte, immer noch aus und er war gezwungen unter sehr ungünstigen Bedingungen seine Tätigkeit in Deutschland wieder aufzunehmen. Er mietete sich in München ein Atelier, stattete es mit dem allernotwendigsten aus und machte sich sofort wieder an die Arbeit.

In einer Zeit, in der seine früheren Kollegen aus der Pilotyschule schon jedes Bild auf der Staffelei um teures Geld an die Kunsthändler und Amateure verkauften und Anfänger schon für ihre stümperhaften Leistungen annehmbare Preise erhielten, mußte er mit seinen Meisterwerken beinahe hausieren gehen. Seine „Cocotte“ war er gezwungen um einige hundert Gulden herzugeben, und für die herrlichsten Studientöpfe, die heute mit Tausenden von Mark bezahlt werden, bot ihm der Kunsthändler Fleischmann in München nicht mehr als 60 Gulden, d. i. 100 Mark. Das Verständnis für wirkliche Kunst war damals im Publikum (mit Ausnahme des Pariser Publikums) noch zu gering. Man fragte noch nicht darnach, wie weit das Gemälde ein Kunstwerk sei, sondern in erster Reihe nur nach dem Gegenstand, den es darstellte, was es vorstellte, was es erzählte. Dazu kam noch, daß das Publikum durch Pilotys dekorative Historienbilder an Farbenpracht, glänzende Gewänder, blizende Waffen und

Geräte, Gobelins, Teppiche und reiche Interieurs gewöhnt worden war, und in kleineren Genrebildern an sentimentale oder lustige Erzählungen, die rühren oder amüsieren konnten. Leibl aber verachtete „alles Gemachte, alles durch die Mode Überkommene: die altdeutsche und Renaissance-Kostümierung, den altholländischen Ton, das venezianische Kolorit, mit einem Wort allen Atelierfierlesanz und Atelierton.“ Ebenso verschmähte er stets alle „Witze und Witzchen, durch die man so leicht und so sicher auf die große Masse wirkt.“ Er wollte immer nur die Natur wiedergeben, einfach und schlicht, wie er selbst sie sah, und sein Streben ging darnach, im Bilde nur die Schönheit zu erreichen und zu fixieren, die sich ihm überall in der einfachen, großen Natur in so hohem Maße offenbarte. Leiblschen Gemälden stand damals (Anfang der 70er Jahre) das Publikum noch verständnislos gegenüber und kaufte sie nicht, und mit Leiblschen Gemälden konnten deshalb die Kunsthändler auch kein glänzendes Geschäft, wie mit Grügners oder Defreggers Bildern, machen. Seine Bilder waren „keine gangbare Ware“, wie die Händler sich ausdrückten.

Den Sommer verbrachte Leibl stets auf dem Lande, wo er in den fernigen Gestalten und ausdrucksvollen Köpfen der Bauern und Bäuerinnen mehr charakteristisches und malerisches fand, als bei der Bevölkerung in der Stadt, — auf dem Lande, wo sich das Leben noch einfach und natürlich abspielt und die Menschen zu dem Boden gehören, auf dem sie aufwuchsen. Die ersten Jahre bevorzugte Leibl *Dachau*, einen Ort in der Nähe von München, dessen Einwohner noch bis heute ein sehr originelles Kostüm tragen, und dort malte er auch ein wundervolles Bild, das zwei Bäuerinnen schildert, die in einer Bauernstube zusammen sitzen und über einen Brief, den die jüngere erhalten hat, sprechen, — ein Bild, das jetzt eine der schönsten Perlen der Nationalgalerie in Berlin ist.

Neben dem Studium lockte ihn auch die Jagd auf dem Lande, die seit seinem Jünglingsalter seine einzige Leidenschaft gewesen war und bis zu seinem Tode blieb. Ihm, dem brillanten Schützen und vorzüglichen Jäger, erlaubten alle Jagdbesitzer gern auf ihren Gründen dem edlen Waidwert nachzugehen. Im Winter arbeitete er in München, aber von Jahr zu Jahr kürzte er den Aufenthalt in der Stadt ab, so daß er zuweilen nur noch einige Wochen in der Stadt verweilte.

Aus Dachau siedelte Leibl 1875 nach Schondorf am Ammersee über. Die idyllische Gegend, die Nähe der Berge, die erquickende Ruhe und die Möglichkeit nach Herzenslust zu jagen, zu fischen und zu rudern, zog ihn dorthin. Sein von Kraft strotzender Körper brauchte neben der stillen Arbeit im Atelier viel und intensive Bewegung. Dort hat er auch außer einigen Porträts mehrere Bilder vollendet, und unter ihnen eines seiner besten — „die Dorfpolitiker“, welches Bild er in einem Briefe an seine greise Mutter mit folgenden Worten beschreibt: „Mein Bild stellt fünf Bauern vor, die in einer kleinen Bauernstube die Köpfe zusammenstecken, vermutlich wegen einer Gemeindefache, weil einer ein Stück Papier, welches aussieht wie ein Kataster, in der Hand hält. Es sind wirkliche Bauern, weil ich sie alle möglichst treu nach der Natur male. Auch die Bauernstube ist eine solche, weil ich das Bild in derselben male; zum Fenster hinaus sieht man noch ein Stück vom Ammersee.“ — Dieses Bild, an welchem er fast zwei Jahre gearbeitet hatte (vom Frühjahr 1876 bis Dezember 1877) war technisch weit vollendeter als alles, was er in der Dachauer Gegend gemalt hatte, und den schon erwähnten „zwei Dachauerbäuerinnen“ darin noch überlegen.

Ein solches Kunstwerk mußte einen Erfolg haben!

Nachdem er das Bild im Kunstverein in München ausgestellt hatte, brachte er es zum Kunsthändler Fleischmann und bot es ihm für den fast lächerlich bescheidenen Preis von 4000 Mark an. Fleischmann wußte, daß der Künstler wieder einmal in der dringendsten Geldnot war und bot nur 2500 Mark mit dem Bemerkten, daß er unter keinen Umständen mehr zahlen werde. Leibl war empört. „Das ist eine gemeine Frechheit! Das Bild kostet mich allein an Modellgeld gegen 2000 Mark, und wenn ich verhungern sollte, so werde ich dieses Bild dem Juden nicht um einen solchen Schandpreis hergeben“, soll er wütend in seiner drastischen Weise geäußert haben.

Aber die Situation war kritisch, lange konnte es nicht mehr so fortgehen. Da kam im J. 1878 die Internationale in Paris.

Deutschland war absichtlich von den Franzosen zulezt, und zwar sehr spät, zur Beteiligung an der geplanten Ausstellung aufgefordert worden, so spät, daß die „Deutsche Künstlergenossenschaft“ (der Zentralverband der deutschen Künstler) den Beschluß faßte,

die Einladung zu ignorieren. Als aber der Kaiser Wilhelm I. von diesem Beschluß hörte, der ihm durchaus nicht gefiel, weil er alles vermeiden wissen wollte, was geeignet war die wenig erfreulichen Beziehungen zum Nachbarreiche noch schlechter zu gestalten, so erteilte er dem Akademiedirektor Anton von Werner den Auftrag, die Künstlerchaft Deutschlands in seinem Namen zu bitten, obigen Beschluß zu widerrufen und wenigstens einige Elitewerke in Paris auszustellen, um, wie er sich ausgedrückt haben soll, „die Einladung der Franzosen wenigstens mit einer Visitenkarte zu erwiedern.“

Der Wunsch des Kaisers war für die Künstlerchaft ein Befehl. — In aller Eile wurde in München, ebenso wie in den andern Kunstzentren Deutschlands, eine Jury gewählt und die Künstler ersucht, das Beste, was sie zur Disposition hätten, einzusenden, mit der gleichzeitigen Bemerkung: die Jury sei beauftragt, sehr streng zu sein und nur das allerbeste zu akzeptieren. Aus Deutschland gingen nicht viel mehr als 200 Bilder nach Paris, darunter Leibl's „Dorfpolitiker“.

Der Raum, den die Franzosen der deutschen Kunst überwiesen hatten, war mehr als genügend, und die Mittel, die zur Inzenierung der Ausstellung vom Deutschen Reich zur Disposition gestellt wurden, sehr abundant. Die Ausstattung der Räume und das ganze Arrangement in denselben wurde den Münchnern übertragen und diese schickten ihre erprobten Leute: den Architekten Seidl, den Maler Lenbach und den Bildhauer Gedon nach Paris, welcher letzterer auch den Auftrag erhielt, den Katalog der deutschen Kunstabteilung zusammenzustellen. Es gab nur eine Stimme des Lobes, wie diese Herren sich ihres Auftrages entledigt haben.

Bei der Anfertigung des Katalogs hatte sich aber Gedon einen Übergriff erlaubt. Leibl hatte gewünscht, daß seine „Dorfpolitiker“ im Katalog mit dem Preise von 5000 Fr. (4000 Mk.) verzeichnet würden. Gedon erklärte dieses aber in einer Sitzung in Paris für unmöglich im Vergleich mit den Leistungen und geforderten Preisen der Franzosen und Engländer und erhöhte auf eigene Verantwortung den Preis für die „Dorfpolitiker“ von 5000 auf 15,000 Francs.

Gleich nach Eröffnung der Ausstellung kam eine Anzahl dieser Kataloge nach München und einer gelangte in Leibls Hände.

Dieser war außer sich. „Wenn ich den Gedon erwisch, ich schlag ihn halbtot. Er weiß doch, daß ich seit einem halben Jahre meine Ateliermiete nicht mehr bezahlen konnte und nächstens mein Essen und Trinken schuldig bleiben muß, und er macht trotzdem solch einen schlechten Witz, durch den ich alle Hoffnung verliere, mein Bild in Paris zu verkaufen.“

Wenige Tage darauf kam nach München ein Telegramm, die „Dorfpolitiker“ seien verkauft und der Autor könne das Geld in der Vereinsbank erheben. Mit einem Schlage waren des Ergrimmten pekuniäre Sorgen mehr als gehoben, aber als ihm von allen Seiten gratuliert wurde, sagte Leibl, wenn auch lächelnd: „Und doch ist der Gedon ein Hallunke und verdient eine Tracht Prügel. Dieses Mal ist es gut gegangen, aber wer hat ihn gehießen meinen Auftrag so einfach zu ignorieren?“

Wie ein Lauffeuer ging durch München die Kunde, Leibls Bild ist in Paris um einen hohen Preis verkauft worden, und dann kamen die Kritiken der Pariser Kunstkritiker, die alle darin gipfelten, daß die „Dorfpolitiker“ fast alles überträfen, was von Künstlern in der Internationalen ausgestellt worden sei. „Das Bild ist so außerordentlich schön, daß ich die halbe Ausstellung für dasselbe hergeben würde“, schrieb der bekannte Kunstschriftsteller Wolf, und ein anderer: „Wenn unsre französischen Künstler wissen wollen, wie man malen soll, so rat ich ihnen in die deutsche Abteilung zu gehen und sich das Gemälde von Leibl anzusehen!“ zc.

Das wirkte. — Jetzt endlich begriffen auch die Münchner Kunsthändler, wie kurzfristig sie gewesen waren, wie ungeschickt, daß sie nicht alles aufgekauft hatten, was von diesem Künstler zu haben gewesen. Auch Fleischmann hatte seine Ungeschicklichkeit eingesehen und eilte zu Leibl, um ihm jetzt für Studentköpfe, die er früher kaum mit 100 Mark bezahlen wollte, das Doppelte, das Fünffache, endlich sogar, weil der Künstler ungerührt blieb, das Zehnfache, 1000 Mark. Aber er wurde abgewiesen. „Ich brauche Ihr Geld nicht mehr! Ich kann jetzt ein paar Jahre ohne Sorgen arbeiten und dann wird sich wohl wieder etwas finden. Sie haben mich mehr als ein Jahrzehnt wie einen Tagelöhner bezahlt und für die besten Arbeiten die schäblichsten Preise gegeben. Sie werden mit meinen Arbeiten keine Geschäfte mehr machen, denn Ihnen werde ich nie mehr etwas verkaufen!“ Dabei blieb es.

Leibl gab sein Atelier in München auf und zog ganz auf das Land in die Oberbayrischen Vorberge, die er von jeher so sehr geliebt hatte. Aber nicht mehr nach Schongau ging er zurück, weil dort die Bauern vom günstigen Verkauf des Bildes gehört hatten und in ihrem Unverstande unerschwingliche Preise für das Modellstehen verlangten, sondern er ging zuerst nach Verbling und dann nach dem nahegelegenen Aibling, einem kleinen Ort südlich von München, am Fuße des Mangfallgebirges. Dort fand er denselben kernigen Schlag der Bevölkerung, wie am Ammersee, der ihn als Künstler so sehr interessierte; dort standen ihm ebenfalls die besten Jagdgründe zur Verfügung, auf denen er Hirsche und Gamsen sowie Auerhähne, Wild und anderes Geflügel schießen konnte soviel er wollte, und dort fand er auch unter den Beamten und Bürgern an den langen Winterabenden etwas anregende Gesellschaft, die er in Schongau oft recht sehr vermißt hatte. Je länger er in Aibling oder in den umliegenden Dörfern lebte, desto besser gefiel es ihm dort in der idyllischen Gegend, und als ihm, wie zu erwarten war, durch seine Arbeiten jetzt reiche Mittel zufließen, da kaufte er sich bei Aibling ein kleines Anwesen, auf dem er ein bescheidenes Häuschen mit einem mäßig großen Atelier für sich erbauen ließ.

In München ist Leibl seit dem Herbst 1878 nur noch vorübergehend gewesen. Das städtische Leben mit seinem nerven-erregenden ungesunden Hasten und Treiben behagte ihm nicht mehr, und dieses Unbehagen wurde noch bedeutend dadurch vermehrt, daß er, der früher von der Presse und dem Publikum Ignorierte, jetzt von Schmeichlern überlaufen wurde. „Ich habe die Berühmtheit vollkommen satt und freue mich in der Stille des Landlebens ein neues Bild anzufangen und mit Fleiß und Bescheidenheit auszuführen. Die ewige Lobhudelei und das geräuschvolle Treiben sind nicht dazu angetan, mir in Ausübung meiner Kunst zu nützen.“ So schrieb er im Winter 1878 an seine hochbetagte Mutter.

Das Häuschen mit dem Atelier in Aibling blieb bis zu seinem Tode sein Lieblingsaufenthalt, wenn er sich auch dazwischen monatelang in der Nähe, in Verbling oder Kutterling, aufhielt, um dort an Ort und Stelle Motive, die ihn zur Arbeit angeregt hatten, zu malen und als Bilder bis zum letzten Strich zu vollenden. In Verbling malte er das so berühmt gewordene Bild

„Frauen in der Kirche“, an welchem er beinahe volle drei Jahre gearbeitet hat (1880—1883).

Dieses Bild stellt drei in der Kirche betende Bäuerinnen vor und ist wohl das vollendetste, was er geschaffen hat. Die Köpfe, die Hände, die Gewänder sind von einer ganz einzigen Wahrheit und Schönheit in der Zeichnung und größter technischer Geschicklichkeit in der Malerei. Der Ausdruck der betenden Frauen ist unübertroffen; da ist keine Pose! die Andacht der Bäuerinnen ist ungeheuchelt, sie ist durch und durch wahr!

„Das Bild erregte in München“ (schreibt Georg Gronau) „und in Wien, später auch in Berlin allgemeine Bewunderung, nicht nur als ein Hauptwerk der betreffenden Ausstellung, sondern als eines der allerhervorragendsten Meisterwerke der deutschen Kunst des ganzen neunzehnten Jahrhunderts. Der größte Erfolg in Künstlerkreisen stellte sich aber nicht in Deutschland, sondern in Paris ein. Leibl war aufgefordert worden, sich dort 1883 an einer Internationalen Elite-Ausstellung, zu der nur zwölf Maler aus ganz Europa eingeladen wurden, zu beteiligen. „Ce n'est plus de la peinture! tel est le cri que le sentiment de l'admiration arrache aux spectateurs!“ (liest man in einer Besprechung von A. de Costalos in der Gazette de Beaux Arts 1883.“ —

Glücklicher Weise blieb dieses Kunstwerk in Deutschland. Um 20,000 Mark kaufte es ein Baron Schön in Worms, bei dessen Erben es sich noch befindet.

Die Erfolge, die Leibl in den letzten 5 Jahren erzielt hatte, waren mehr als groß, so groß, daß sie für die meisten Künstler höchst gefährlich geworden wären; aber Leibls Selbstkritik war noch größer. Ihm genügten seine Schöpfungen noch nicht im Vergleich mit der Natur. Er fand, daß die Köpfe und Hände noch nicht fleischig genug gemalt seien und noch zu wenig den eigentümlichen Reiz des Fleisches wiedergaben. Das veranlaßte ihn in den nächsten Gemälden wieder auf die breitere Technik mit stärkerer Betonung der Flächen zurückzugehen, in der Hoffnung, auf diese Art zu einer noch leichteren Pinselführung zu gelangen.

Eine ganze Reihe von Porträts und Genrebildern, die in jener Zeit entstanden, zeigen, mit welchem Ernste er dieses stete Arbeiten und Verbessern an seiner Technik betrieb und wie er

allmählich immer näher und näher dem Ziele kam, welches er sich gesteckt hatte: die äußerste Treue und Feinheit in der Zeichnung mit der weichsten und breitesten Behandlung des Fleisches zu verbinden.

Nur einmal hat er sich noch an ein größeres Bild gemacht, dem er den Titel „die Bildhauern“ gab. Er begann dieses Bild im Jahre 1882 und malte an demselben bis 1886, über drei Jahre. Es war eine lange Arbeit und eine schwierige Aufgabe, die er sich gestellt hatte, aber vier ganz besonders charakteristische Modelle, die er unter den Bauern der Voralpen gefunden, hatten es ihm angetan. Leider war der Raum, in dem er diese verwegenen Gesellen malte, so klein, daß er gezwungen war während der Arbeit zu nahe an den Modellen zu sitzen und sich dadurch für ihn die perspektivische Erscheinung der Gruppen sehr ungünstig gestaltete.

Als das Bild fertig war, schickte Leibl es zuerst nach Paris. Aber trotz der wundervollen Einzelheiten, die das Gemälde enthielt, mußten dieses Mal auch seine größten Verehrer zugeben, daß das Ganze keinen günstigen Eindruck machte, weil die vorderen Figuren zu groß, d. h. die Perspektive verfehlt war. Aus Paris kam das Bild 1889 nach Berlin, wo es bei Gurlitt mit mehreren andern Bildern desselben Autors ausgestellt wurde. Dort sah Leibl sein Werk zum ersten Mal in einem größeren Raume, und als er bei eingehender objektiver Prüfung desselben zu der Überzeugung kam, daß seine Freunde in Paris mit der Behauptung Recht hatten: die Komposition sei perspektivisch verfehlt, zog er das Bild aus der Ausstellung zurück und zerschnitt es unbarmherzig in einzelne Stücke. (Diese Stücke befinden sich jetzt teils in der Nationalgalerie, teils im Privatbesitz.)

Die meisten Bilder, die er seitdem noch malte, waren Porträts und Genrebilder, die ein mäßiges Format nicht überschritten. In seinen Genrebildern schilderte er fast ausnahmslos wenige Personen (2 bis 3) in möglichst ruhiger Haltung. In den wenigen Landschaften mit figürlicher Staffage, die mit seinem Namen gezeichnet sind, malte er die meisterhaft charakteristische Staffage, und sein intimster Freund Sperl, mit dem er jahrelang zusammen lebte, die Landschaft.

Aus den verschiedenen Jahren seiner Kunsttätigkeit stammen

außer den Gemälden eine Reihe von erstklassigen Bleistift- und Federzeichnungen, sowie eine Anzahl höchst interessanter Radierungen. Unter den Federzeichnungen sind einige, wie das Porträt seiner Mutter und eine Studie nach den Händen seiner Mutter, so eminent, daß sie es getrost mit den besten Leistungen eines Aldegrewer, Dürer und Holbein aufnehmen und alles, was jemals die Italiener auf diesem Gebiete der Kunst geleistet haben, bedeutend übertreffen.

Am 4. Dezember ist Leibl in Würzburg, wo er einen Arzt wegen beginnender Kurzatmigkeit konsultieren wollte, an Herzlähmung gestorben. Die ganze Künstlerschaft Europas betrauerte das frühe Hinscheiden dieses erst 56jährigen Kollegen.

Als Leibl starb, hinterließ er mehr als einen aufrichtigen Freund und eine Menge begeisterter Verehrer. Feinde hat er kaum in seinem Leben gehabt, weil er niemandem im Wege stand. Sein Streben war nie auf Anerkennung in der großen Welt, auf Orden und Titel gerichtet gewesen und er hatte immer ein einfaches Leben unter einfachen, schlichten Menschen dem geräuschvollen Treiben und ehrgeizigen Hasten der Großstadt, an den glänzenden Höfen der Herrscher und Gewaltigen vorgezogen. Er lebte nur für seine Arbeit, für seine Kunst, und sein Ehrgeiz beschränkte sich darauf, das bestmögliche zu leisten. Er war ein großer Verehrer der alten Meister und wertvolle Reproduktionen nach Van Eyck, Dürer, Holbein, Velasquez und Franz Hals füllten die Wappen in seinem Atelier; aber noch weit höher als sie schätzte er die ewig junge Natur, die ihn in ihrer erhabenen Einfachheit und Größe, ebenso wie in ihrer wunderbaren Schönheit im Kleinen immer wieder zum Schaffen begeisterte.

Sein Wirken fiel zeitlich zusammen mit der Periode des größten Aufschwungs und größten Glanzes, den die Malerei in München erlebt hat, und sein enormes technisches Können hat — wie das nicht anders zu erwarten war — vorbildlich einen sehr weitgehenden Einfluß auf diese Glanzperiode gehabt. Bei Ernst Zimmermann, Trübner, Hirth du Frêne, Duveneck, Haider, Lang, Eibel, Ulrich, Sperl und sehr vielen andern war dieser Einfluß in ihrer Technik direkt nachweisbar, während Hunderte anderer Künstler durch sein Vorbild zu gewissenhafter und intensiver Arbeit angepornt worden sind.

Wie Leibl sich in den Jahren der empfindlichsten pekuniären Misere, als er noch vom Publikum und den Kunstschriftstellern völlig ignoriert wurde, nicht hatte niederdrücken lassen, so blieb er auch in den Tagen der überschwänglichsten Erfolge ohne Eitelkeit und Hochmut. Seine scharfe, sogar durch das größte Lob nicht zu bestechende Selbstkritik zwang ihn unablässig nach noch Besserem, noch Vollenbeterem zu streben, so daß seine Versuche, sich noch weiter technisch zu vervollkommen, erst mit seinem Leben endeten.

Bei Leibl vermißt man vieles, was man sonst bei großen Künstlern zu finden gewohnt ist. Er hatte keinen glänzenden Geist, besaß wenig Phantasie, war nicht dazu geboren, große Kompositionen zu bewältigen oder neue Probleme zu lösen und konnte keine schnellen, wuchtigen Bewegungen fixieren; aber das was er besaß, die scharfe Beobachtungsgabe und das technische und koloristische Talent, war bei ihm in einem Maße entwickelt, wie bei keinem seiner Zeitgenossen.

In der Charakteristik, Zeichnung und Farbe und namentlich in der Behandlung des Fleisches war er allen überlegen, ja man kann behaupten, daß das Fleisch noch niemals — weder von alten noch von neuen Meistern — so vorzüglich gemalt wurde, wie von ihm, — daß vor ihm niemand den eigentümlichen Reiz des Fleisches, das Leuchtende und Weiche besonders des Fleisches junger Mädchen und Frauen so erfaßt hat und wiederzugeben imstande war, wie er.

Leibl war ein Künstler, der die Fähigkeit und Kraft besaß, auf dem engeren Gebiete, auf das ihn sein Talent gewiesen hatte, das äußerordentlichste zu leisten, und deshalb werden seine Werke — obgleich sehr einfach in dem, was sie schildern — doch immer einen Ehrenplatz unter den allerbesten Kunstwerken des 19. Jahrhunderts einnehmen.

Wirklich Bedeutendes kann auch in der Kunst, wie auf allen andern Gebieten menschlicher Tätigkeit, nur dann geleistet werden, wenn sich im Künstler, wie bei Wilhelm Leibl, großes Talent mit noch größerer Energie zusammenfinden!

Kulturgeschichtliche Miscellen.

Das landwirtschaftliche Institut in Alt-Rusthof*.

1834—1839.

Bereits im J. 1825 hatte der Konseil der Dorpater Universität die Absicht gehabt, um die Einrichtung einer Musterwirtschaft in der Nähe Dorpats, als praktische Schule für die Studenten der Landwirtschaft nachzusehen. Damals war diese Absicht jedoch aus verschiedenen Gründen nicht zur Ausführung gelangt. Erst 1830, nachdem die Civl. Gemeinnützige und Oekonomische Sozietät dem Domänen-Departement einen Bericht über den Zustand der Landwirtschaft in Livland eingereicht hatte, trat man der Frage wiederum näher. Die Oekonomische Sozietät hatte in ihrem Bericht den Nachweis zu führen gesucht, daß die Rückständigkeit der livländischen Landwirtschaft im Vergleich mit der preußischen und sächsischen eine Folge des Fehlens solcher wissenschaftlich-praktischer agronomischer Institute sei, wie sie Preußen und Sachsen schon längst besäßen. Die Sozietät sprach daher den Wunsch aus, daß im Anschluß an die agronomische Abteilung der philosophischen Fakultät in Dorpat eine Musterwirtschaft errichtet werden möge, überzeugt, daß die Hebung der landwirtschaftlichen Bildung in Livland von allgemeinem Nutzen für Rußland überhaupt sein werde, da die Zahl der Studenten der Agronomie aus den inneren Gouvernements sich von Jahr zu Jahr vermehre. Zugleich wies sie auf den Professor der Landwirtschaft und Technologie J o h a n n

*) Die nachstehende Skizze beruht auf einem Artikel des Dorpater Dozenten Tomson, der als Beilage zu seiner kurzen Biographie des Professors Schmalz erschienen ist im „Biographischen Lexikon“ der Dorpater Professoren, herausgegeben von Prof. Lewitzki (russisch), Bd. I. Sursjew 1902.

Friedr. Leberecht Schmalz* hin, als die für die Leitung eines solchen Instituts geeignete Persönlichkeit, erklärte dabei aber auch, daß sie an Einrichtungs- und Unterhaltungskosten aus Mangel an Mitteln nicht teilnehmen könne. — Nun reichte auch der Universitätskonseil ein dem Sinne nach gleiches Gesuch ein.

Als Antwort darauf theilte der Kurator Baron v. d. Pahlen mit, der Minister der Volksaufklärung halte die Gründung eines solchen Instituts für ein sehr nütliches Unternehmen und der geeignetste Weg zur Verwirklichung des Planes scheine ihm der zu sein, daß zu diesem Zwecke ein Kronsgut angewiesen werde, von dessen Einkünften das Institut erhalten werden könne; er habe auch den Minister des Innern ersucht, dazu die Allerhöchste Genehmigung einzuholen.

Nach diesem Bescheid wandte sich der Konseil an die Oekonomische Sozietät mit der Bitte, die in der Umgegend Dorpats belegenen Kronsgüter auf ihre Brauchbarkeit für diesen Zweck hin zu untersuchen. Das geschah durch eine besondere Kommission, zu der auch Professor Schmalz gehörte. Da sie jedoch keines der Güter geeignet fand, schlug sie den Erwerb des Privatgutes Koploi vor. Allein der Kurator hielt es des hohen Kaufpreises wegen nicht für möglich, beim Ministerium darum nachzusuchen, und fand, daß das Gut Forbushof, Baron Bruiningk gehörig, geeigneter wäre. Professor Schmalz besah nun Forbushof, sowie auch die Güter Falkenau, Kabbina und Wassula und fand von allen nur letzteres für Institutszwecke und für Einrichtung einer Musterwirtschaft geeignet. Als aber auch der Ankauf von Wassula nicht möglich gemacht werden konnte, arrendierte Professor Schmalz auf eigene Kosten und Gefahr das Gut Alt-Kusthof auf 12 Jahre und schlug vor — man schrieb mittlerweile bereits 1833 — hier eine Musterwirtschaft zu begründen, was auch deshalb nicht unvorteilhaft erschien, weil der Besitzer, Landmarschall von Liphard, dazu seine Beihilfe zugesagt hatte. Nach Prof. Schmalz' Berechnung würde der Unterhalt auf 5000 Rbl. Do. zu stehen kommen, wovon 3000 Rbl. dem Inspektor zu zahlen wären, der dafür die Verwaltung des Gutes, die Aufsicht über die Zöglinge, die Buchführung und den Unterricht in einigen Fächern zu über-

*) Geb. 1781 in Sachsen, seit 1829 Professor in Dorpat.

nehmen hätte, während die übrigen 2000 Rbl. für landwirtschaftliche Versuche zu bestimmen seien. Studenten der Agronomie, die ein Gradualexamen abzulegen wünschten, mußten verpflichtet werden, vorher einen einjährigen praktischen Kursus im Institut durchzumachen.

Auf Wunsch des Kurators arbeitete Professor Schmalz ein besonderes Statut dieses landwirtschaftlichen Instituts aus, das dann dem Minister vorgestellt wurde. Am 5. März 1834 konnte der Kurator dann mitteilen, daß S. M. der Kaiser zu befehlen geruht habe, entsprechend dem Beschluß des Ministerrates, in Alt-Rußhof ein landwirtschaftliches Institut zu eröffnen und dazu aus der Staatskasse 5000 Rbl. zu assignieren.

Am 2. Mai 1834 wurde das landwirtschaftliche Institut zu Alt-Rußhof feierlich eröffnet. Als Fest- und Einladungsschrift hatte der zum Direktor des Instituts ernannte Professor Schmalz eine Abhandlung veröffentlicht: „Versuch einer Beantwortung der Frage: ist es gut oder wohl gar notwendig, daß die Landwirtschaft wissenschaftlich behandelt werde?“

Nach den Statuten lag dem Direktor die allgemeine Leitung des Instituts ob. Er hatte in der Zeit vom 1. Mai bis Ende September seinen ständigen Aufenthalt in Alt-Rußhof zu nehmen, in der übrigen Jahreszeit möglichst häufig dort zu sein (Schmalz pflegte 1 bis 2 Mal wöchentlich hinauszukommen), um seine Vorlesungen zu halten. — Der Inspektor hatte die Aufsicht über die Zöglinge und die Verwaltung des Gutes, die Aufsicht über den Versuchsgarten und das Laboratorium, sowie endlich eine Anzahl Vorlesungen auf sich zu nehmen.

Die Zöglinge zerfielen in 2 Kategorien; zur einen gehörten die Studenten der Universität, die im Institut einen praktischen Kursus durchmachen mußten; zur zweiten junge Leute aus den höheren und gebildeten Ständen, nicht unter 17 Jahren, die hier praktisch die Landwirtschaft erlernten und nach abgelegtem Examen ein Attestat erhalten konnten.

Den Unterverwaltern des Gutes lag die Aufgabe ob, die Zöglinge in der praktischen Arbeit des Pflügens, Säens usw. anzuleiten.

Das Lehrgeld betrug 200 Rbl. Bo. im Jahre, das Pensionsgeld für ein Zimmer 100—200 jährlich, für Mittagessen 15 Rbl.

(Kaffe, Tee zc. extra), für Wäsche und Bedienung 20—25 Rbl. monatlich.

Die Musterwirtschaft in Alt-Rußhof war so eingerichtet, daß sie bei einem Zwölffeldersystem den für jene Zeit höchsten Ertrag gab. Das wurde hauptsächlich durch verstärkten Anbau von Futterkräutern auf den Wiesen und Feldern des Gutes erzielt, von rotem und weißem Klee, Thymoteegras, Erbsen und Wicken; das gab die Möglichkeit eine größere Anzahl Vieh zu halten. Während des vierjährigen Bestehens des Instituts wurden 230 Dess. gereinigt, trockengelegt und plantiert, wobei eine Bewässerung der Wiesen in Zukunft ins Auge gefaßt war. An Vieh wurden vornehmlich verbesserte Racen gehalten: Hornvieh wurde durch voglländische Race verbessert, Schweine durch Bayonner. Die Anzahl Schafe edler Racen betrug über 2000. Zur Unterbringung der Tiere waren verbesserte Ställe vorhanden. Auch die Bienenzucht war nicht vergessen. Beim Branntweinbrand wurde eine Ersparnis an Feuerungsmaterial bei größerem Spiritusgewinn erzielt, der aus der schlesischen stärkereichen (über 20 %) Kartoffel gewonnen wurde. Im Versuchsgarten wurden verschiedene landwirtschaftliche Gewächse gezogen, unter andrem 154 Sorten Kartoffeln, eine Gabe des Finanzministers Cancrin. Die Zuckerrübe, Sommerraps und Luzerne wurden sowohl im Versuchsgarten als auch auf den Feldern angebaut. Aus der Zuckerrübe gewann Prof. Schmalz Zucker, aus der Kartoffel braute er Bier. Auf den Gutsfeldern wurden viele Verbesserungen probiert und viele landwirtschaftliche Geräte und Maschinen. Professor Schmalz richtete auch ein Laboratorium ein, das mit den nötigsten physikalischen und chemischen Apparaten versehen war. Die Sammlungen des Instituts bestanden aus Modellen landwirtschaftlicher Geräte, von denen viele vom Finanzminister Grafen Cancrin geschenkt waren, aus Samenproben von Nutzpflanzen, einem reichen Herbarium von Steppengräsern, Kokons der Seidenraupe und Seidenproben, Mineralien, Wollproben usw.

Zum Personalbestande des Instituts gehörten folgende Personen:

Neben dem Direktor Professor Fr. Schmalz stand als Inspektor sein Sohn Hermann Schmalz (geb. 1808), der in Königsberg und Berlin Landwirtschaft und Cameralia studiert hatte. Er war seit 1831 in Magdeburg angestellt, von wo er nach Alt-

Rusthof berufen wurde. Hier hielt er Vorlesungen über technische Physik, politische Ökonomie, landwirtschaftliches Rechnungswesen, Theorie und Praxis der Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, über die Landwirtschaft im Altertum usw. Im J. 1838 wurde er ins gelehrte Komitee beim Ministerium der Domänen berufen.

Professor-Adjunkt am Institut war seit 1836 Peter Bell (geb. 1807, Alb. acad. 2414). Er hatte in Dorpat, dann in Tharand und Hohenheim studiert und war 1834 auch Zögling des Alt-Rusthoffschen Instituts gewesen. Er las über Zoologie, Physiologie der Pflanzen und Haustiere, allgemeine Botanik und erteilte auch den Unterricht in der russischen Sprache, nach dem Abgang des ersten russischen Lehrers, des Kreisschullehrers Poliewsky. In den J. 1841—59 war er dann außerordentlicher Professor der Landwirtschaft an der Universität Kasan. Er starb 1861.

Weitere Lehrkräfte waren: Rudolf von Trautvetter (geb. 1809, Alb. acad. 2046), seit 1833 Direktorgehilfe am botanischen Garten in Dorpat und seit 1834 auch Privatdozent an der Universität, der zeitweilig die Vorlesungen über Botanik am Institut hielt. Er war später Professor der Botanik in Kijew (1838—59) und Direktor des botanischen Gartens in Petersburg (1864—75). — Ferner der Kreis-Landmesser Rücker, der Unterricht in der praktischen Geometrie erteilte, — und endlich Heinrich Bart (geb. 1807, Alb. acad. 2335), der in der Buchführung und landwirtschaftlichen Ökonomie unterrichtete und auch die praktischen Übungen der Zöglinge leitete. Er wurde nach dem Weggang Hermann Schmalz zum Inspektor des Instituts ernannt, was er bis zu dessen Schließung blieb. Später bewirtschaftete er mehrere Güter (Neuhäusen, Eigstfer, Alt-Rusthof) und war darauf selbst Besitzer von Kawa in Livland, dann der Landstelle Meiringen bei Kergel. Er starb 1871.

Was die Frequenz der Anstalt anlangt, so wurden aufgenommen:

1834 — 10 Zöglinge

1835 — 9 „ und traten aus — 5.

1836 — 10 „ „ „ „ — 9.

1837 — 16 „ „ „ „ — 6.

1838 — 13 „ „ „ „ — 9.

Beim Schluß der Anstalt waren 29 Zöglinge vorhanden. Die

Nachfrage nach Absolventen des Instituts war groß, sowohl von seiten der Regierung als auch von privater Seite.

Schon im ersten Jahre seines Bestehens erfreute sich das Institut des Zutrauens der Regierung: im Interesse einer Förderung der landwirtschaftlichen Bildung in Rußland kommandierte das „Komitee zur Unterstützung der Landwirtschaft“ mit Allerhöchster Genehmigung mehrere jüngere Leute auf 2 Jahre nach Alt-Rußhof, damit sie sich dort zu Lehrern an den damals projektierten landwirtschaftlichen Schulen ausbildeten. Zu den ersten gehörten:

Julius Witte, der Vater des späteren Finanzministers, gelehrter Förster und Beamter am Nishegoroder Kameralhof; ferner F. Astasjew, ehemaliger Zögling des Forstinstituts; K. Salemann, Praktikant des Bergressorts; K. Ziep, Praktikant am Uralschen Bergwerk; sodann die Dorpater Studenten Wilhelm Krause (geb. 1809, Alb. acad. 2347), der später 1842—63 Professor am landwirtschaftlichen Institut in Gorigoreß war; Karl Ryber (geb. 1814, Alb. acad. 3090); Heinrich Michelson (geb. 1812, Alb. acad. 2662), später, 1840—1860 Direktor der Lehrferme in Gorigoreß; Joh. Gattl. Zellinsky (geb. 1812, Alb. acad. 1991), später Professor und Inspektor des landwirtschaftlichen Instituts in Gorigoreß, dann Professor an einem gleichen Institut bei Petersburg, zuletzt Besitzer des Gutes Grusinskoje bei Pleskau.

Die Kronstipendiaten erhielten aus der Rentei je 1200 Abl. Ro. jährlich, später auch noch 300 Abl. für Lehrmittel. — Geprüft wurden sie auf der Grundlage eines von Prof. Schmalz zusammengestellten und von den Ministern der Finanzen und der Volksaufklärung bestätigten Programms. Kandidaten der Dorpater Universität erhielten durch dies Examen am Institut den Grad eines Magisters; diejenigen, die den Kandidatengrad nicht besaßen, erwarben dadurch das Recht, ins Ausland abkommandiert zu werden, sowie die Anwartschaft auf einen besseren Posten. Die Kronstipendiaten wurden nach bestandnem Examen direkt als Lehrer angestellt.

Außer den bereits Genannten studierten auf Kronskosten am Institut noch folgende Personen: der Praktikant G. Tschanzew, der oben erwähnte Peter Bell, der Beamte v. Schlüter; ferner die Studenten:

Ottomar Lohmann (geb. 1815. Alb. acad. 3395. Später bis 1868 Beamter in Kataster-Kommissionen im Innern des Reichs, dann bis 1874 Chef der Domänen-Bauerland-Kommission in Pensa und Nowgorod; † 1887).

August Feldmann (geb. 1813. Alb. acad. 3340. Später ebenfalls bei verschiedenen Kataster-Kommissionen im Innern angestellt, zuletzt bei der Katasterabteilung der Schloßverwaltung von Oranienbaum).

Eduard Knüpfner (geb. 1816. Alb. acad. 3396. Später 1845—55 Professor-Adjunkt am landwirtschaftlichen Institut in Gorigoreß, dann bis 1874 in verschiedenen Kataster-Kommissionen im Innern des Reiches angestellt).

Hermann v. Gavel (geb. 1815. Alb. acad. 3592. Später Direktor der Lehrferme in Jekaterinoslaw, dann Glied der Kataster-Kommission in Tambow; † 1882 in Riga).

Karl Friedr. v. Frankenstein (geb. 1812. Album acad. 3116. Später Direktor der Lugaschen Lehrferme, dann Glied der Kataster-Kommissionen in Jekaterinoslaw und Charkow; † 1852).

Joh. Mart. Aug. Bönicke (geb. 1815. Alb. ac. 3623. Später 1847—55 Direktor der Südöstlichen Lehrferme, dann bis 1865 Direktor der Charkower landwirtschaftlichen Schule und Lehrferme).

Alle Genannten, außer Juchanzew und Schlüter, unterzogen sich dem Examen und wurden darauf zur Vervollkommnung auf 1 Jahr nach Charand geschickt.

Zweimal hat das Institut in Alt-Austhof den Besuch hochstehender Personen gesehen: im J. 1835 wurde es vom Finanzminister Grafen Cancrin besucht und im folgenden Jahre vom Moskauer Generalgouverneur Fürsten D. Golizyn.

Dem Institut war jedoch kein langes Dasein beschieden. Der Kurator Krassitzkij war von seiner Gemeinnützigkeit überzeugt und er versuchte daher seine weitere Existenz zu sichern, indem er dem Ministerium der Volksaufklärung den Vorschlag machte, es in ein staatliches agronomisches, Forst- und Veterinärinstitut umzuwandeln. Zu diesem Zweck sollte ein Kronsgut angewiesen und die Forstklasse des Gymnasiums illustre in Mittau, sowie das Veterinärinstitut mit ihm vereinigt werden. Ein detailliertes Projekt

wurde in diesem Sinne von Professor Schmalz und einer besondern, vom Konseil der Universität Dorpat erwählten Kommission ausgearbeitet. Da nun die Kronsgüter in der Nähe Dorpats bereits früher als ungeeignet erkannt waren, schlug die Kommission den Ankauf eines der drei Güter Alt-Rusthof, Tschelfer oder Wassula vor. Aber Krassströms Gesuch hatte keinen Erfolg. Und als im November 1838 Alt-Rusthof vom Besitzer verkauft wurde, da waren auch die Tage des Instituts gezählt. Der Vorschlag des Domänenministers, es auf ein Kronsgut überzuführen, konnte aus den bereits angeführten Gründen nicht akzeptiert werden. Und so ging das Institut im J. 1839 ein.

Professor Schmalz, der Begründer und Leiter dieses Instituts*, der während dieser Jahre auch mehrfach als Experte von der Regierung in den Süden und Südwesten des Reiches gesandt worden war, u. a. zur Besichtigung der deutschen Kolonien, zur Prüfung des Standes der Schafzucht und der Frage, ob der Weinbau, die Oliven-, Baumwollen- und Teekultur in der Krim möglich sei, legte im Jahre 1845 seine Professur in Dorpat aus Gesundheitsrücksichten nieder und lebte dann auf seinen Gütern. Er starb im J. 1847.



*) Zu seinen Schülern gehörten außer den oben Genannten auch noch:

Wilhelm Bernh. Baumann (geb. 1817. Album acad. 3715. Später bei verschiedenen Kataster-Kommissionen im Innern des Reiches angestellt; 1852—57 Direktor der Zefaterinoslawischen Lehrferme. Er zog dann nach Deutschland; † 1870 in Leipzig), und

Karl Georg Hehn (geb. 1821. Alb. acad. 3882. Später 1860 bis 1865 Sekretär der Livl. Oekonom. Sozietät, dann bis 1873 Professor der Landwirtschaft am Polytechnikum in Riga, und darauf bis 1875 an der Universität Dorpat; † 1875).

Literarische Rundschau.



Ein baltisches Liederbuch*.

Vor kurzem ist ein Gedichtbuch erschienen, das die ernste Beachtung aller Freunde heimatlicher Lyrik verdient. Der Autor ist Otto v. Schilling. Schilling ist geborener Kurländer (geb. 15. Juni 1874 in Mitau). Nach langen Jahren, die er im Auslande verbracht hat — er ist alter Jenenser —, ist er wieder in die Heimat zurückgekehrt und gegenwärtig als Redakteur tätig.

Das „Kurijsche“ ist denn auch in seinen Gedichten unverkennbar. Sie tragen den spezifischen „Erdgeruch“, sie wurzeln im Boden, dem der Poet entstammt. Ein frischer, fester, flotter Ton geht durchs Ganze; auch Verhbeiten werden gelegentlich nicht vermieden. Unbefangen geben sich diese Verse; gesunder Wirklichkeitsinn spricht aus ihnen. Weichliche Pose und pathetische Phrase ist ihnen in gleicher Weise fremd. Aber es fehlen auch nicht die innigen Töne, die zarten, graziösen Gebilde.

Und dann, es sind Lieder, wirkliche, echte Lieder, die oft ganz volksliedermäßig anmuten. Es wäre seltsam, wenn diese Lieder nicht so manchen zur Vertonung reizen sollten. Wir haben es hier — das sollen unsre Proben erweisen — nicht mit bloßer Reflektionspoesie zu tun; wir finden nichts Ausgeklügeltes, Schattenhaftes. Es sind eben — Lieder.

Die Sammlung enthält 248 Seiten. Die Auswahl hätte wohl strenger sein müssen. Wir treffen auf so manche Note, die zum Volkflange nichts beiträgt, die eher die Totalwirkung schwächt. Das alte Wort vom „Weniger wäre mehr“ findet auch hier seine Anwendung.

Aber des Schönen wird viel geboten.

*). Otto von Schilling, Tandaradei! Lieder eines Kurländers. Riga, Kommissionsverlag von Jond und Poliewsky.

Fast alle Gedichte zeichnen sich durch hohe Anschaulichkeit aus; da ist alles lebendiges Leben. Hervorzuheben ist die Fähigkeit des Dichters, Abstraktes zu vergegenständlichen: Die Tage wirbeln wie Blätter im Wind; meine Sehnsucht zählt nach Wochen und nach Tagen und nach Stunden.

Die Bilder des Dichters sind nicht gesucht, sondern „geschaut“. Bisweilen genügt ein einziges Wort, um zu charakterisieren: die Menschen tragen wieder frohe Kleider; der Marschall Wind. Das Künstlerauge sieht eben und greift aus der unerschöpflichen Fülle des Naturlebens das heraus, was der Moment verlangt. Nicht blendend sind die Bilder unsres Dichters, wohl aber zeugen sie von seiner innigen Vertrautheit mit dem Leben und Wesen unsrer Umgebung.

Schon hüllt in fahle Dämmerung
Der Tag die müden Glieder.
Der Wind pfeift wie ein Straßenjung
Bagantenlieder.

Bald klopft nach altem Bettlerbrauch
Ans Fenster Spaz und Meise.
Im Garten friert der Gliederstrauch
Und zittert leise.

Wir Menschen gehn im dicken Kleid
Durch regenfeuchte Gassen
Und träumen von der Sommerzeit,
Die uns verlassen.

Mit dem Dichter sehen wir den Nebel über taufeuchte, gelbbraune Wiesen den Mühlbach entlang kriechen; hören wir, träumend im Moose liegend, Käfer summen und Vögel schwirren. Die Natur vermenslicht sich ihm: Der Birnbaum steht im weißen Kleid wie ein geschmücktes Bräutchen; geschickt bemalt des Frostes Hand das Scheibenglas mit Blumen; der Winter ging, der Hungerleider, der grämlich durch die Straßen strich.

Mit offenem Auge hat der Dichter das Leben der Natur angeschaut und viele ihrer intimen Reize haben sich ihm enthüllt; die erste Abteilung der Sammlung („Durchs Jahr“) bezeugt das fast auf jeder Seite. Nicht, daß der Dichter etwa beschreibend vorginge; es sind immer nur einzelne charakteristische Züge, die er herausgreift und die er — meist nur andeutend — in Beziehung zur Menschenseele zu setzen weiß. Im Vorfrühling sieht er die Erde daliegen „in zitternder Brautangst, glücklich und bang“. Markige Kraft spricht aus dem „Gewitter“:

Dorch, Kind, es ist der grimme Gott der Schlachten,
Der droben rassend auf dem Wagen fährt;
Nach Männerkampf steht seines Herzens Trachten,
Es lechzt nach rotem Blut sein nacktes Schwert.
Steh' aufrecht, wenn die Flammenklinge zuckt,
Ein Feigling, wer sich jammernd niederdukt.

Hinaus ins Freie und dem Sturm entgegen!
 Der Himmel steht in schwefelgelbem Brand.
 Die Erde zittert unter Donnerschlägen, —
 Da endlich birzt die schwarze Wolkwand
 Und rauschend strömt der Regen auf die Flur
 Zu Heil und Segen aller Kreatur.

Der Herbst ist dem Dichter vor allem die Zeit der Jagd;
 Hundegekläff und Hufschlagschrei machen ihm das Herz weit. Und
 freudig begrüßt er den Winter, da „jauchzend braust der Nordost“.

Ein entschiedener Lebensbejaher, ein Prediger der Lebens-
 freude ist unser Dichter.

Das Leben ist ein Rosenstrauch
 Mit tausend roten Rosen.
 Es lockt und winkt, doch reißt es auch
 Die Löcher in die Rosen.

Die Zeit flißt alle Schäden zu,
 Da magst du ruhig klettern,
 Doch ganz vergebens stöberst du
 Im Herbst nach Rosenblättern.

Drum pflücke Rosen früh und dreist,
 Die schönsten und die größten!
 Die kluge Vorsicht muß sich meist
 Mit Hagebutten trösten.

In allen Tonarten variiert der Dichter diese Grundmelodie,
 — in seinen Liebesliedern, in seinen Tanz- und Brettelliedern,
 in seinen Trinkliedern, in seinem „Durcheinander“. Eine ganze
 Stufenleiter, — von kosemdem Geschäfer bis zu tollem Jubel
 und dionysischem Rausche.

*

Eine tiefe, innige Liebe weilt der Dichter seiner Heimat.
 Den „Duft der Heimat“ hat er nie vergessen, ob er auch fern
 von ihr weilt. Traute Erinnerungen knüpfen ihn mit starkem
 Bande an sie.

Ein steiles, rotes Giebeldach,
 Die Hauswand hell gestrichen,
 Die grünen Türen altersschwach,
 Vom Regen ausgeblühen.

Durch hohe Fenster fällt das Licht
 In liebe alte Stuben,
 Wo jedes Stuck von Kindern spricht,
 Von kleinen, wilden Buben.

Das Haus, das jedem Fremden schwieg,
 Ist voll von Knabenträumen:
 Die Zinnsoldaten führen Krieg,
 Die Schaukelpferde bäumen.

Treppauf, treppab, bald laut, bald leis,
Getrippel und Getrappel,
Und was das alte Haus nicht weiß,
Das weiß im Hof die Pappel.

Die steht noch heut' am Gartenzaun
Wie eine große Kute,
Höchst unerquidlich angenehm
Für kleine Tunichtgute.

Die weiß von mancher wilden Schlacht
Mit arg zerrissnen Hosen,
Und denkt auch jetzt noch jede Nacht
An uns, die Heimatlosen.

Vortrefflich ist das Gedicht „Riga“. Interessant ist der Vergleich mit dem wundervollen Gedicht von Elfriede Skälberg: „Heimat“. Dort alles zart und duftig, hier alles flott, prägnant, im besten Sinne realistisch, — beides echt patriotische Verherrlichungen unsrer baltischen Metropole. Das mittelalterliche Riga liegt wieder vor uns da: wir erblicken Bürgerhäuser, Pforten, Kettenbrücken, Sanct Peter mit seiner alles überragenden Spitze; wir sehen den stolzen Handelsmann am Ufer der Düna stehen und der Verladung seiner Waren auf dem Hansaschiffe zuschauen; wir hören den Jahrmarktströdel, das Hämmern der Schmiede, das Rochen der Wöttcher, — aber

Auf dem Markt hält Roland Wache
Mit dem Schwert,
Warnet Böse, tröstet Schwache,
Schützt und wehrt.

*

Und derselbe Dichter, der hier mit kräftigem Striche malt, weiß schlichte, innige Worte zu finden, wenn er vom Teuersten, was er auf Erden hat, von Weib und Kinder singt.

Du klagst, du würdest alt.
Gewiß, der rasche Schritt der Zeit
Racht auch bei deinem Liebreiz keinen Halt,
Doch seh' ich keinen Grund zur Traurigkeit.

Für mich wirst du nicht alt,
Nur schöner wirst du Tag für Tag.
Die Seele gibt dem Körper die Gestalt,
Wird deine Seele einmal alt, dann klag!

Oder: Mein Kind, mein frohes Kind,
Wie die noch tränenfeuchten
Guckäuglein wieder leuchten
Und voller Jubel sind.
O könnt' ich so geschwind
Doch immer alle Schmerzen
Dir aus dem Leben scherzen
Mein Kind, mein armes Kind.

Dem kindlichen „Quälgeist“ vermag der Vater auf die Dauer nicht zu widerstehen:

Was macht der Mensch? Ich wär' ein Barbar,
Wenn ich auf mein „Nein“ mich verbohrte.
Ich nehme den Zauberschlüssel „es war“
Und öffne die Märchenpforte.

Das Märchenhafte übt seinen uralten Zauber auch auf dieses Poetengemüt. Märchenstimmung liegt über den Gedichten: „Ins Märchenland“ (S. 219), Die Mondfee (S. 220); selbst ein Märchen ist das Lied vom Mädchen, das, des Alltags müde, in den Wald geflohen ist und dort, auf sametnem Moose ruhend, ihres Prinzen und Erlösers harrt (S. 74).

Und wie duftig und zart, wie taufrisch ist das Lied von den Mädchen, die sich im Dämmerlichte, schweigend und verstohlen, das Osterwasser vom Quell holen (S. 14).

Zierlich und voll Grazie sind die meisten Tanz- und Brettellieder; da ist das Lied von der Nymphe im Schloßteich, die sich ein Spitzenkleid, rosa-seidne Strümpfe und einen Glockenhut wünscht, während das Schloßfräulein gar zu gerne mit dem Nixlein tauschen möchte (S. 178); da ist „Le Seigneur“ mit seinem Wechselgesang (S. 178), Eine „von Habenichts“ (S. 181) und das Lied von der Gänseleihe auf der grünen Wiese und dem Erbgrafen in der Staatskarosse (S. 182).

*

Als freudigen Teilnehmer am Bankett des Lebens haben wir den Dichter kennen gelernt. Aber mitunter vernehmen wir, leise, gedämpft, einen Unterton des Ernstes, der Resignation, der Wehmut. Unser aller Los, das hat er nicht vergessen, ist:

Aus dieser Welt des Sonnenlichts
Zieh'n wir verhüllten Angesichts
Zu unbekannten Sternen.

Und:

Auch ich muß einmal durch die dunkle Pforte —
Was nehm' ich mit?

Und ergreifend wirkt das Lied von den Stillen im Lande:

In unfrem Garten hatten
Wir Blumen, die im Schatten
Erblühten und gediehn.
Sie welkten, ihre Farben,
Ihr Duft verging, sie starben,
Dort, wo die Sonne schien.

So gibt's auch Menschenseelen,
Die sich ins Dunkel stehlen,
Sie zittern vor dem Licht.

Der Lebenssonne Strahlen
Schafft ihnen Leid und Qualen —
Dann laßt sie, stört sie nicht.

*

Schon betont worden ist, daß viele Lieder Schillings rein volksliedermäßig anklingen. Aus diesen vielen seien hier hervorgehoben: Dort, wo der Wald ein Ende hat (S. 80), Der Landsknecht (S. 159), Das Recht der langen Spieße (S. 160), Die Absage (S. 162), Ritter Tod:

Komm mit, meine Frau, komm mit!
Wo ich des Wegs zu reiten,
Alles Volk muß mich begleiten,
Dein Weinen hilft dir nit.

Ritter Tod, was ficht Euch an?
Ihr dürft mich nit anfassen,
Mein Kind tann ich nicht lassen,
Dazu meinen liebsten Mann.

Meine Frau, laß ab zu flehn,
Dein Kind mag nach dir schrein,
Dein Mann eine andre fein,
Du mußt jetzt mit mir gehn.

Da ist es denn garnicht überraschend, daß dem Dichter Lieder „aus vergangner Zeit“ ganz besonders glücken: Knappheit der Sprache, Beschränkung aufs Wesentlichste, volle Gegenständlichkeit. Man höre nur die Verse „Auf der Flucht“:

Den ganzen Tag im Kettenhemd
Boll Schweiß und Blut geritten.
Die Freunde tot, die Straße fremd,
Die Heimkehr abgechnitten.

Das Schwert entzwei, der Helm verbeult,
Der Schild gespißt mit Pfeilen.
Horch, wie der Wolf im Dickicht heult —
Nicht rasten, vorwärts eilen!

Die Sonne sinkt, der Gaul wird matt,
Kings Schrecken und Verderben.
Ach Gott, jetzt eine Lagerstatt,
Und wär's auch nur zum Sterben.

Ferner: Lady Godiva (S. 128—130), ein Stoff, den auch Alfred Tennyson behandelt hat; Anno Toback (S. 151), eine treffende Charakteristik der Ritter von der Divise: „Nach uns die Sintflut“; die frischen Bilder „aus dem 30jährigen Kriege“; Feurio! (S. 142) mit der prächtigen Eingangstrophe:

Durchs Städtchen tänzelt mit knisterndem Schritt
Im blutroten Festkleid der Brand.
Schweißwedeld läuft ihm der Morgenwind mit,
Gehorsam dem Wink seiner Hand.

Zuletzt — aber wahrlich nicht als das Letzte — „Nach der Rösle“.

Nun sind nach Tanz und Mummenschanz
Die Junker fortgeritten.
Das Haus träumt noch von Kerzenglanz
Und lauten Herrenschritten,
Von Flöten und von Geigen
Und fest geschwungnem Reigen.

Das Fräulein liegt im Himmelbett
Mit glühend heißen Backen.
„Wenn er mich noch gebeten hätt',
Doch so — und auf den Nacken.
Am liebsten tät ich Zürgen
Mit eigner Hand erwürgen.“

E. F.



Baltische Bürgerkunde. I. Herausgegeben von Karl von Schilling und Burchard von Schrend.*

Ein Buch dieser Art haben wir bisher noch nicht gehabt. Es ist die unmittelbare Frucht der neuen politischen Epoche, in die wir eingetreten sind, mit ihren großen Aenderungen und Reformen im Reiche sowohl wie in unsren Provinzen. Je größer der Anteil ist, den der Staatsbürger persönlich am politischen Leben nimmt, desto mehr muß er auch über die rechtlichen Grundlagen, die Verfassungsfragen und alle politischen und sozialen Verhältnisse seines Landes orientiert sein. Diese notwendigen Kenntnisse den Bewohnern der baltischen Provinzen in knapper handlicher Form zu vermitteln ist die Aufgabe, die sich die „Bürgerkunde“ gestellt hat.

Bei der Neuheit eines solchen Unternehmens ist es von Interesse, was die Herausgeber über Plan und Ausführung ihres Buches in der Vorrede sagen. Es heißt hier:

„Das rege öffentliche Leben, das auch in unsrer baltischen Heimat erwacht ist, läßt das Verlangen nach einem Wegweiser entstehen, der jedermann behilflich wäre, sich über die Einrichtungen auf dem staatlichen und rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Gebiet in bequemer Weise zu unterrichten. Mangelt es doch noch vielfach an der Kenntnis dieser Einrichtungen und am rechten Verständnis für ihre Entstehung und Bedeutung.

Eine „Bürgerkunde“ stellt sich nun die Aufgabe, in übersichtlicher und gemeinverständlicher Weise dasjenige vorzuführen, was dem Staats- und Landesbürger von seinem Gemeinwesen vor allem zu wissen nützt und was er sich sonst aus vielerlei Büchern mühsam zusammensuchen müßte.

Von Herrn Stadtbibliothekar N. Busch in Riga ging die dankenswerte Anregung aus, auch für unsre baltischen Provinzen eine solche Bürgerkunde zu schreiben. Ein Kreis von Mitarbeitern fand sich für das gemeinsame Werk zusammen, dessen Redaktion und Herausgabe von den Unterzeichneten übernommen wurde, während sich in Herrn G. Löffler in Riga ein entgegenkommender Verleger fand.

*) Riga, 1908. Verlag von G. Löffler. V u. 375 SS. Preis geb. Rbl. 2; kart. Rbl. 1,50.

Zur Gliederung des vielseitigen Stoffes, den es zu bearbeiten galt, sei folgendes bemerkt:

Es liegt im Wesen und Zweck einer Bürgerkunde, sowohl in die allgemeinen Begriffe im Bereiche des Staats-, Rechts- und Wirtschaftslebens in klarer und faßlicher Form einzuführen, als auch andererseits darzulegen, in welcher Weise in dem Lande, für das die Bürgerkunde bestimmt ist, die öffentlichen Einrichtungen sich geschichtlich entwickelt haben und wie sie in der Gegenwart beschaffen sind. So hat sich, damit eine rechte Bürgerkunde entstehe, das Allgemeine mit dem Besonderen zu verbinden.

Zu den allgemeinen Teilen einer Bürgerkunde gehören vor allem die Staats- und Rechtslehre, sowie die Volkswirtschaftslehre, natürlich nur im Umriss. Darum sind die Grundzüge der allgemeinen Staatslehre, in der zugleich auch einige grundlegende Begriffe aus dem Rechtsleben gegeben werden, als erster Abschnitt in das Buch aufgenommen. Die Elemente der Volkswirtschaftslehre sollen alsdann den in Aussicht genommenen zweiten Teil des Buches einleiten.

Als zweiter und dritter Abschnitt im vorliegenden ersten Bande folgen die Geschichte Rußlands und das russische Staatsrecht. Haben wir so unsrer Pflicht als Staatsbürger Genüge getan, so wenden wir uns der heimatlichen Landeskunde, als dem Hauptinhalt des Buches, zu. Hier folgt als erster Abschnitt die Geschichte, und zwar werden in großen Zügen die politischen Geschehnisse der drei Ostseeprovinzen aufgerollt bis zur Zeit ihrer Einverleibung in das russische Kaiserreich. Hieran schließt sich die Darstellung der Selbstverwaltung im Lande und in den Städten, des Kirchen- und Schulwesens und der Agrarverhältnisse. Auch diese Abschnitte sind mehr oder weniger in geschichtlichem Sinne gehalten. Kann jedes Dinges Wesen nur dann recht verstanden werden, wenn man seine Entstehung und allmähliche Entfaltung vor Augen hat, so gilt das in besonderem Maße von unsrer baltischen Heimat und ihrer auf vielhundertjähriger Entwicklung beruhenden Sonder- und Eigenart. In heutiger Zeit vollends, wo ein hohler und düntelhafter Doktrinarismus sich anmaßt, mit allem geschichtlich Gewordenen aufzuräumen zu können und ein neues Gebäude ohne Fundament zu errichten, erscheint es doppelt geboten, die historischen Grundlagen aufzuweisen, aus denen die sozialen Gebilde erwachsen sind. — Als Schlußabschnitt sind dem vorliegenden Bande einige Notizen zur physikalischen Geographie und zur Bevölkerungsstatistik der Ostseeprovinzen angefügt. — Das genaue Inhaltsverzeichnis soll die Uebersicht über den dargebotenen Stoff erleichtern und es jedem ermöglichen, ohne Zeitverlust das herauszufinden, was er für seine Zwecke gerade braucht.

Das vorliegende Buch bildet, wie schon erwähnt, nur den ersten Teil der „Baltischen Bürgerkunde“. Ob und wann der zweite Teil erscheinen kann, läßt sich zurzeit leider nicht bestimmen und wird nicht nur von der Gewinnung der nötigen Arbeitskräfte für die Mitarbeit und Redaktion, sondern auch davon abhängen, inwieweit der erste Teil, einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommend, günstige Aufnahme findet.

Ins Auge zu fassen wären für den zweiten Teil der Bürgerkunde, als Abschnitte allgemeinen Inhalts: die schon erwähnten Grundzüge der Volkswirtschaftslehre (einschließlich der Finanzwissenschaft), ferner eine kritische Beleuchtung der Gedankenwelt des Sozialismus, der ja auch in unser heimatliches Leben jetzt so zerstörend eingreift, und endlich eine Einführung in die soziale Frage und die Sozialpolitik. Als spezielle, den baltischen Verhältnissen gewidmete Abschnitte hätten sich daran zu schließen: vor allem die Darstellung des gewerblichen Lebens (Handel, Handwerk und Industrie, sodann die Gebiete der sozialen Fürsorge und Sozialreform, der Armenpflege, der inneren Mission u. a. m. Auch das vielgestaltige blühende Vereinswesen der baltischen Provinzen wäre dabei nicht zu vergessen, sowie der Wissenschaft und Kunst ein gebührender Platz einzuräumen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß der erste Teil der Bürgerkunde, der hiermit der Öffentlichkeit übergeben wird, nicht etwas in sich Geschlossenes und Abgerundetes bietet. Er behandelt vielmehr, neben einleitenden Abschnitten, nur einige der allerwichtigsten Gebiete des öffentlichen — politischen, wirtschaftlichen und kulturellen — Lebens der baltischen Lande. Und auch hierbei ließ sich leider zunächst weder Lückenlosigkeit noch auch völlige Gleichmäßigkeit in der Anlage und Ausarbeitung der einzelnen Abschnitte erreichen. Liegt das schon an und für sich in der Natur eines Sammelwerkes, so kamen in diesem Falle noch besondere Schwierigkeiten hinzu. Von Riga aus, wo die Redaktion sich befand, konnte nicht stets in wünschenswerter Schnelligkeit und Vollständigkeit das Material für alle drei Schwesterprovinzen beschafft werden. Sodann aber treten in heutiger Zeit gerade an die in den öffentlichen Institutionen wirkenden Kräfte, unter denen vornehmlich die Mitarbeiter zu suchen waren, ohnehin schon übergroße Arbeitsansprüche heran. So konnte z. B. der Abschnitt über die Agrarverhältnisse Estlands, wegen Arbeitsüberlastung des dafür gewonnenen Mitarbeiters, leider nicht fertiggestellt werden. Dennoch haben die Unterzeichneten, denen für ihre Arbeit nur eine kurz bemessene Frist zur Verfügung stand, das Erscheinen des Buches nicht hinauschieben zu dürfen geglaubt, in der Hoffnung, daß es je rascher um so besser der guten Sache dienen werde; wohl aber bitten sie, bei der Aufnahme und Beurteilung des Buches den

mancherlei erschwierenden Umständen, unter denen es zustande kam, eine freundliche Berücksichtigung zu schenken.

Unser bekannter baltischer Geschichtsforscher L. Arbusow hat seinem soeben in dritter Auflage erschienenen „Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands“ das Wort des Almos Comenius vorangestellt: Was alle angeht, sollen alle betreiben, wenigstens wissen. Und auch der „Baltischen Bürgerkunde“ kann kein besseres Wort zum Geleit gegeben werden. Daß die Vergangenheit und Zukunft der Heimat uns alle gleichermaßen angeht — wenn dies Bewußtsein zu größter Lebendigkeit erhoben würde! Das Wohl und die Ehre des Landes — ein allen gemeinsames oberstes Interesse, hinter dem die Interessen des Privatlebens zurückstehen! Nur ein solcher, das ganze Herz füllender Patriotismus kann die Feuerprobe bestehen, nur aus ihm kann der brennende Drang geboren werden, alles einzusetzen, wenn es die Heimat gilt. Was uns alle angeht, sollen wir auch alle wissen, kennen und treiben. In seinem eigenen Hause muß der Bescheid wissen, der darin alles wohlbestellen will, daß es standhalte in Wetter und Not.

Solches Wissen zu fördern, solches Gemeinschaftsbewußtsein zu stärken, dazu will die „Baltische Bürgerkunde“ auch an ihrem Teil mithelfen. Keine schönere Aufgabe weiß sie sich, als diese: zu festigen das Gefühl unauflöslichen Verbundenseins mit der Heimatsholle, auf der unsre Väter ausgeharrt haben auch durch die bösesten Zeiten, und auf der auch wir ausharren und weiter arbeiten wollen, in Kraft des demütig-stolzen Wortes 2. Korinther 6, 8—10, das wohl auch auf unsre, der Balten, vielbewegte Geschichte angewandt werden darf.

Möge denn dieses, der Heimat gewidmete Buch Leser finden, die es im Geiste der Heimatliebe aufnehmen, und möge es viel Frucht tragen zum Segen der Heimat!“

Das Buch will also, wie aus dieser Vorrede hervorgeht, nicht nur in knapper Form die dünnen Tatsachen geben, das einfache „Wissen fördern“, sondern es will zugleich auch die Heimatliebe, das Gemeinschaftsbewußtsein stärken. Demnach kann es nicht bloß ein trockenes, farbloses Kompendium sein, sondern es muß die Dinge von einem festen politischen Standpunkt aus, nach bestimmten Richtlinien darzustellen suchen. Und das ist in der Tat auch der Fall. Dennoch ist es nicht etwa das, was man einen „Partei-katechismus“ nennen würde. Der Gesichtswinkel, unter dem die Dinge betrachtet werden, wäre dann ein engerer gewesen, als er es ist.

Der politische Standpunkt, der in dem Buche deutlich erkennbar hervortritt, ist jener realpolitische, wie er sich mit logischer Konsequenz aus der Geschichte des Landes ergibt und der auch

von der baltisch-konstitutionellen Partei, wie sie ursprünglich gedacht war und bevor sich sogenannte „liberale“ Eliten darin eingenistet hatten, die drauf und dran waren, das politische Bild der Partei zu trüben, eingenommen wurde. — Eine Besprechung des Buches in der noch oft genug in vulgärem „Liberalismus“ machenden „Rigaschen Rundschau“ (Nr. 283) betonte, daß die „Bürgerkunde“ in ausgiebigerem Maße auf die anzustrebenden Reformen hätte eingehen und ihre Notwendigkeit nachweisen sollen. Sie hätte also, wie es scheint, so eine Art parteipolitische Proklamation lieber gesehen, als eine möglichst objektiv von geschichtlichen Grundlagen ausgehende Darstellung dessen, „was ist“ und „wie es geworden ist“. Die Herausgeber haben in einer Zuschrift an das Blatt mit Recht hervorgehoben, „daß über die Reformbedürftigkeit unsrer staatlichen und kommunalen Institutionen sich nachgerade niemand mehr im Unklaren ist. Sind es doch wie bei jeder Sache so auch hier die Mängel, die am ersten erkannt werden und viel bekannter sind als die guten Seiten.“ Diesen politischen Gesichtspunkt hält aber die „Rig. Rdsh.“ „nach wie vor für unrichtig“ und meint: daß das Publikum die Mängel unsrer Verfassung besser kenne, als die guten Seiten, gelte voll und ganz von den Lesern radikaler lettischer Zeitungen. Vom deutschen Publikum könne man ruhig das direkte Gegenteil behaupten. — Abgesehen von der merkwürdigen Einschätzung, die hier der Kritik der radikalen lettischen Blätter zuteil wird, klingt der letzte Satz gerade im Munde eines sogen. „liberalen Blattes“ recht sonderbar. Denn gerade unsre „Liberale“ haben es wahrlich nicht an Beispielen in Wort und Schrift fehlen lassen, die eine ziemlich kompakte Unkenntnis des geschichtlichen Werdens und Wesens unsrer Verfassung dartaten. Gerade sie täten sehr gut daran, die „Bürgerkunde“ fleißig zu studieren und sich über die Dinge von Leuten belehren zu lassen, die darüber Wohlbegründetes und Wohlburchdachtes zu sagen wissen. —

Das Buch besteht aus 15 Abschnitten, die von verschiedenen Verfassern herrühren. Zu einleitenden Artikeln schildern E. von Schilling die Grundzüge der allgemeinen Staatslehre und das Russische Staatsrecht und Dr. A. v. Hedenström die Geschichte Rußlands bis 1903, wozu die Herausgeber ein Nachwort über die erste und zweite Duma gefügt haben. Daran schließt sich eine konzentrierte Geschichte der Ostseeprovinzen von L. Arbusow, die in ihren Maßverhältnissen, wie uns scheinen will, etwas ungleichmäßig aufgebaut ist: auf die ältere Geschichte des Landes bis 1562 entfallen etwas über 24 S., auf die ganze folgende Zeit mit ihren großen äußeren Veränderungen und inneren Entwicklungen dagegen bloß 4½ Seiten. Allerdings ist dabei in Betracht zu ziehen, daß eine Reihe geschichtlicher Angaben sich auch in den

übrigen Abschnitten des Buches finden. — Es folgt eine knappe, vortreffliche Darstellung der Organisation der baltischen ländlichen Selbstverwaltung von Th. v. Richter und ein ganz ausgezeichneter geschichtlicher Rückblick auf die Entwicklung dieser Selbstverwaltung von Dr. Alf. v. Transehe-Roseneck, sowie eine instruktive Darstellung der städtischen Selbstverwaltung vom Rigaschen Stadtssekretär N. Carlberg. — Ferner schildert der Sekretär des livländischen Konsistoriums M. v. Villebois die Entwicklung und gegenwärtigen Verhältnisse der evang.-lutherischen Landeskirche und der Landvolkschulen, und der ehem. Direktor des Rigaschen Stadtgymnasiums G. Schweder das deutsche Schulwesen in den Städten. — In den folgenden Abschnitten behandelt M. v. Transehe die Agrargeschichte der Ostseeprovinzen und die Agrarverhältnisse von Livland, M. v. Blaesé die Agrarverhältnisse Kurlands. Den Schluß bilden ein Artikel über die physikalische Geographie von G. Schweder und einer zur baltischen Bevölkerungsstatistik von E. Baron Campenhausen. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis erleichtert ganz wesentlich die Benutzung des Buches.

Die „Bürgerkunde“ sollte in jedermanns Händen sein, der unsrem öffentlichen Leben auch nur das geringste Interesse widmet. Das dürfte heutigen Tages aber wohl bedeuten: in jedermanns Händen.

FB.

L. Arbusow, Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands.*

Wenn man daran denkt, wie mangelhaft es noch vielfach mit der Kenntnis unsrer geschichtlichen Vergangenheit bestellt ist, so leuchtet ein, mit welcher Befriedigung jedes Hilfsmittel zur Verbreitung wissenschaftlich wohlbegründeter Kenntnisse in der Heimatsgeschichte zu begrüßen ist.

Der knappe „Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands“ von L. Arbusow erfreute sich seit seinem ersten Erscheinen mit vollem Recht des größten Zutrauens. Aber er war längst vergriffen. Jetzt nun liegt er in bedeutend erweiterter Gestalt in dritter Auflage vor und darf auch in dieser neuen Gestalt als ein durchaus zuverlässiger Führer durch die baltische Vergangenheit gelten. Jedes Wort ist hier wohl-erwogen und durch den strengsten kritischen Filter gegangen, überall

*) 3. Aufl. Mit 1 Karte und 2 Lichtdrucktafeln. Riga 1908. Verlag von Jondt u. Poliewsky. Preis Rbl. 2,40, geb. Rbl. 3.

entspricht das Buch dem Stande der neuesten Forschung. Diese Eigenschaften des Arbusowschen Grundrisses sind übrigens so allgemein anerkannt, daß hier nicht weiter darauf eingegangen zu werden braucht. Die Darstellung ist knapp und gedrängt, wie das dem Charakter eines „Grundrisses“ entspricht, trotzdem aber doch glatt und leicht lesbar. Nach allen diesen Seiten hin wird also das Urteil kurz zusammenfassend lauten dürfen: ein ganz vortreffliches geschichtliches Handbüchlein, gerade ein solches, wie wir es dringend nötig hatten.

Jedoch sei es gestattet, nach einer andern Richtung hin eine abweichende Ansicht zu verlaublichen, nämlich hinsichtlich der Oekonomie des Buches. Das Werk umfaßt im ganzen 277 Seiten. Davon entfallen nicht weniger als 169 Seiten auf die ältere Zeit bis zum Untergang der livländischen Selbständigkeit 1562. Die ganze folgende Zeit bis zur Gegenwart (1903), zwar nur Provinzialgeschichte, aber erfüllt von vielen bedeutenden Ereignissen und bis in unsre Tage nachwirkenden Entwicklungsmomenten, wird auf nur 108 Seiten abgehandelt. Von diesen entfallen wiederum: 34½ Seiten auf die Geschichte Kurlands (1562—1796), 6½ Seiten auf die Literatur im 17. und 18. Jahrhundert, 22 Seiten auf das 19. Jahrhundert. So bleiben für die Geschichte Liv- und Estlands von 1562—1796 bloß 45 Seiten übrig, und zwar kommen davon 15 Seiten auf die polnische, 18 Seiten auf die ganze schwedische Zeit bis 1721 und 12 Seiten auf das 18. Jahrhundert. — Uns scheint in einer solchen Verteilung des Stoffes ein gewisses Mißverhältnis zu liegen, weil dadurch im Vergleich zu der größeren Ausführlichkeit bei der älteren Zeit die späteren, für die Entwicklung des Landes so überaus wichtigen Epochen bei weitem nicht so zur Geltung gelangen, wie es notwendig wäre.

So scheint uns, um nur kurz und beispielshalber auf einiges hinzuweisen, die Zeit um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts auf einigen wenigen Zeilen doch allzuknapp behandelt zu sein. Es sind die Jahre, in denen Estland und die livländische Ritterschaft von Polen zu Schweden übergehen, Ereignisse, die eng mit der großen gegenreformatorischen Bewegung zusammenhängen, und in denen die politischen Reime unsrer bedeutamen schwedischen Epoche liegen. Das sog. Privilegium König Karl IX. von 1602 wird garnicht erwähnt, und doch ist es ein für die politische Entwicklung Livlands und für seine staatsrechtliche Stellung zu Schweden grundlegend wichtiges Dokument. Auch die Zeit König Gustav Adolfs scheint uns gar zu kurz geraten, ebenso vieles aus den folgenden Jahren. Man vermißt doch z. B. einige Hinweise auf die politische Stellung der Stadt Riga, auf ihr eigenartiges Verhältnis zu der ihr zustehenden Reichsstandschaft. Ebenso etwas eingehendere Angaben über die politische und wirtschaftliche Lage

Livlands zur Zeit Gustav Adolfs. So werden zwar die sogen. Schloßgerichte erwähnt, aber nichts über das sogen. königliche Kommissorialgericht gesagt, das namentlich die unsagbar verworrenen Besitzverhältnisse zu regeln hatte und dessen Untersuchungen und Entscheidungen eine große Bedeutung zukommt; die Güter, die es als Erbgüter anerkannte, sind später durch die Reduktion auch nicht eingezogen worden. Die Begründung des livländischen Landratskollegiums (1643) wird kurz notiert, dabei aber mit keinem Worte einer so markanten Persönlichkeit gedacht, wie es Otto von Mienngen war, dessen politische Wirksamkeit bei der Rekonsozidierung des livländischen „Landesstaates“ von so einschneidender Bedeutung war. Ebenso, will uns scheinen, hätte ein Hinweis darauf nicht fehlen sollen, wie es kam, daß das Verhältnis Livlands zum Reiche Schweden ein staatsrechtlicher Torso geblieben ist, was doch für die Beurteilung der Reduktionszeit nach ihrer rechtlichen Seite hin ein sehr wesentliches Moment bildet. — Auch dem so grundtief in die Geschichte des Landes einschneidenden Nordischen Kriege hätte nach unsrer Empfindung und Ansicht eine etwas größere Ausführlichkeit gewidmet werden, auch mehr Persönlichkeiten dabei genannt werden können. Wenn der Feldmarschall Scheremetjew mit seinem Vornamen (Boris Petrowitsch) angeführt wird, so ist nicht recht einzusehen, weshalb die schwedischen Generale Wolmar Anton Schlippenbach oder Adam Ludwig Loewenhaupt ohne ihre Vornamen erscheinen, oder weshalb der Kommandant der russischen Peipusflotte Generalmajor von Werden genannt wird, der schwedische Verteidiger Narvas Graf Horn dagegen nicht usw.

Vortrefflich in seiner prägnanten Kürze ist, was über die Zustände des Landes in der Zeit nach dem Nordischen Kriege bis zum Besuch der Kaiserin Katharina II. 1764, der einen Wendepunkt im Leben der Provinz bedeutete, gesagt ist. Mitunter ein kurzer Satz so inhaltreich wie ein ganzes Kapitel. Vielleicht aber hätten auch hier z. B. die jetzt vorliegenden neuen Materialien, die so viel charakteristisches Licht über die erste Zeit der russischen Verwaltung des Landes verbreiten, eine noch etwas ausgiebigere Verwertung finden können. Ein wenig zu knapp für ihre politische Bedeutung scheint uns dann wieder die Statthalterschaftszeit ausgefallen zu sein. Auch das 19. Jahrhundert wird ein wenig kurzforisch behandelt, was für diese Zeit freilich am einleuchtendsten ist; aber es sind überall vortreffliche Durchschnitte durch alle wesentlichen Lebenserscheinungen, die hier gegeben werden.

Doch genug. Uns kam es nur darauf an, auf etwas hinzuweisen, was uns als ein gewisses Mißverhältnis zwischen den beiden Teilen des Buches erschienen ist. Wir würden eher ein umgekehrtes Verhältnis befürworten: 100 Seiten für die ältere und 200 Seiten für die neuere Zeit. Vielleicht kann eine Aus-

gestaltung des Buches in dieser Richtung, wie sie hier zur Diskussion gestellt wird, für eine neue Ausgabe in Erwägung gezogen werden. Und daß eine neue Auflage des trefflichen Buches binnen kurzer Zeit nötig werden wird, daran möchten wir garnicht zweifeln. Denn es ist doch so: wer über irgend eine Frage aus unsrer Geschichte, besonders der älteren Zeit, ganz zuverlässige Auskunft zu erhalten wünscht, der wird eben nach Arbusows „Grundriß“ greifen, dem sichersten Führer, den wir bis jetzt haben.

FB.

Dr. E. Seraphim, Baltische Geschichte im Grundriß.*

Noch ein zweites, für weitere Leserkreise bestimmtes Buch über unsre heimische Vergangenheit ist soeben erschienen, auf das wir auch an dieser Stelle hinweisen möchten: die „Baltische Geschichte im Grundriß“ von Dr. E. Seraphim. — Wir tun das mit großer Befriedigung. Denn bei dem leider so vielfach zutage tretenden Mangel an Kenntnis unsrer historischen Entwicklung sind solche Bücher in der Tat ein dringendes Bedürfnis. Solche Bücher über baltische Geschichte, meinen wir, die ohne gelehrten Apparat, in leicht lesbarer Form die Geschehnisse darstellen und die dabei — billig sind. Diesen Anforderungen entspreche die Seraphimsche „Geschichte im Grundriß“. Und, um es von vornherein zu sagen, wir wissen es dem Verfasser Dank, daß er ohne hundertundzwanzig Bedenken und ohne vor mancherlei Schwierigkeiten zurückzuschrecken, seine schnelle Arbeitskraft und seine flinke Feder in den Dienst dieser guten und notwendigen Sache gestellt hat. Er hat uns so ein Buch gegeben, das es wohl verdient in weiten Kreisen Eingang zu finden, und das, weil es mit Wärme und in großen Zügen geschrieben, ohne doch belebender Einzelheiten zu entbehren, wohl nirgends „langweilig“ ist und daher auch für unsre baltische Jugend geschaffen zu sein scheint. Gerade sie muß immer und immer wieder darauf hingewiesen werden, daß „es keine Willkür in der Geschichte gibt, daß alles, was war und ist, seine Ursache hat.“ „Gerade heute“, betont der Verfasser mit Recht in einem einleitenden Kapitel über Wesen und Art der baltischen Geschichte, „inmitten schwerer Kämpfe, die unsre deutsche Bevölkerung zu bestehen hat, gilt es für alle, die mit Bewußtsein sich deutsch fühlen, Einblick zu gewinnen in den Werdegang der baltischen Geschichte, damit sie aus ihm erkennen, daß auch für uns die Gegenwart sich folgerichtig aus der Ver-

*) Reval 1908, Verlag von Franz Kluge. 418 S. nebst einer Karte von R. v. Löwis of Menar. Preis Rbl. 1,50; geb. Rbl. 2.

gangenheit entwickelt hat und diejenigen Unrecht haben, die das Heute als ein willkürliches Gebilde der jetzt lebenden Generation hinstellen, das beliebig abgeändert werden kann."

Wir wollen hier keine Kritik des Buches im Einzelnen geben. Nur einige allgemeinere Bemerkungen seien gestattet. — Das Seraphimischen Buch bildet nach einer Richtung hin eine sehr willkommene Ergänzung des Arbusow'schen Grundrisses. Was in letzterem nur in sehr knappen Zügen berührt ist, konnte in jenem in weit größerer Ausführlichkeit Berücksichtigung finden. Die ganze neuere Zeit seit dem Untergang der livländischen Selbständigkeit (1562) ist hier bedeutend eingehender behandelt worden. Und gerade darauf möchten wir ein besonderes Gewicht legen. Denn, sollen wir unsre Gegenwart aus der Vergangenheit verstehen und begreifen lernen, dann wird es ja gerade darauf ankommen, die Epochen zu kennen, die noch am engsten mit der jetzigen Zeit zusammenhängen, deren Nachwirkungen in unserem heutigen Leben und unseren heutigen Einrichtungen noch am merklichsten zu spüren sind. Eine solche Epoche ist z. B. die schwedische Zeit, von der noch bis vor kurzem galt und z. B. noch gilt, was ein baltischer Historiker, Baron H. Bruiningh 1879 in seiner „Livländischen Rückschau" sagen konnte: überall treffen wir auf Erinnerungen aus dieser Zeit; „es ist tatsächlich schwer, irgend ein größeres Gebiet unsrer Administrativ- und Justizverwaltung, unsres Ständerechts und unsrer Behördenverfassung, unsres Prozesses, unsres Verkehrs- und Prästandenswesens, unsrer Agrarverhältnisse und unsrer Organisation in Kirche und Schule ausfindig zu machen, wo solches nicht zuträfe; ja sogar die rechtliche Grundbasis der Regierungsorgane datiert ihren Ursprung noch aus jener Zeit."

Diesem Verhältnis der Dinge trägt, will uns scheinen, das Buch in gebührender Weise Rechnung. Es umfaßt im Ganzen 418 Seiten. Davon entfallen auf die Zeit bis zur Reformation 117 S., auf die Epoche der Reformation bis zum Untergang des Ordensstaates (1562) 52 S., auf die polnische Zeit 46 S., auf die schwedische Zeit 76 S. (einschließlich 17 S. für den Nordischen Krieg) und 88 S. auf die russische Periode bis 1894, woran sich ein kurzes Nachwort schließt, das bis zur Gegenwart reicht. Der Geschichte Kurlands bis 1737, d. h. bis zum Aussterben des Herzogshauses der Kettler, sind 31 Seiten eingeräumt, wogegen freilich die folgende Zeit bis zur Einverleibung Kurlands in Rußland (1795) etwas gar zu knapp in einer einzigen Anmerkung auf S. 356 und 357 behandelt ist. Diese Periode hätte natürlich des Gleichmaßes wegen in derselben Weise wie die vorhergehende behandelt werden müssen. — Uns scheint bei dieser Anordnung die Gewichtsverteilung im ganzen recht glücklich getroffen zu sein. An diesem Gesamteindruck ändert auch wohl der Umstand wenig,

daß man vielleicht gerne hier eine Einzelheit schärfer hervorgehoben, dort anderes etwas eingehender behandelt gesehen hätte; so, um ein Beispiel zu nennen, hätte in der Zeit der Umwälzungen zu Beginn des 17. Jahrhunderts viel präziser und deutlicher als ein sehr gewichtiges Motiv des Anschlusses der livländischen Ritterschaft an Schweden der Gedanke einer Rettung von „aller Dienstbarkeit und Zorn der Papisten“, von der „unerträglichen Last der Baalisten und des beschorenen Haufens“, also von den Einwirkungen der Gegenreformation betont und ausgeführt werden können; so hätten neben Otto v. Vietinghoff, der als einer der politischen Werber für Schweden in diesen Jahren genannt wird, ohne Frage auch noch andre Persönlichkeiten angeführt werden müssen, vor allem und in erster Reihe Johann v. Tiesenhausen-Versohn und Fabian v. Tiesenhausen-Abeln u. a., die eine ganz hervorragende Rolle in dieser Hinsicht gespielt haben. So hätte für die Zeit des Beginns der russischen Verwaltung gleich nach dem Nordischen Kriege das jetzt vorliegende Material ausgiebigere Verwertung finden können, wodurch die Darstellung um manchen überaus charakteristischen Zug hätte bereichert werden können usw. Hier und da würden wir auch wohl eine etwas anders schattierte Auffassung vertreten, so z. B. bezüglich der Eingriffe der schwedischen Staatsgewalt in die Verhältnisse des Landes usw. Doch, wie gesagt, wir wollen hier nicht auf solche Einzelheiten eingehen.

Jedem Abschnitt ist eine kurze „Merktafel“ der wichtigsten chronologischen Daten angehängt. Das ist unsrer Ansicht nach eine sehr gute Einrichtung. Gleich nach der Lektüre eines Kapitels überfliegt man nochmals die kurzen Zeitangaben, wodurch sie sich dem Gedächtnis um so besser einprägen. Nur hätte bei den Jahreszahlen nicht jedesmal „nach Christo“ zu stehen brauchen, denn das versteht sich ja von selbst, und ferner hätten im Inhaltsverzeichnis die Hinweise auf die Stellen, wo sich die Merktafeln finden, nicht fehlen dürfen. — Am Schluß findet sich eine Erläuterung zur beigegebenen Karte von K. v. Löwis of Menar, die sehr willkommen ist.

Wir schließen unsere Anzeige, die den Zweck hat, die Leser auch auf diese neue „Baltische Geschichte“ aufmerksam zu machen, mit dem Wort, das der Verfasser an den Schluß seiner Einleitung gestellt hat: „Möge die Kenntnis der Vergangenheit uns stark machen für die Gegenwart, und auch in kommenden Zeiten die Richtlinien in jener dreifachen Hinsicht weisen, die aus dem allgemeinen wie dem besonderen Wesen unsrer Geschichte sich ergeben: für uns und unser Volkstum, für Kaiser und Reich und für die anderssprachigen Bewohner unsrer Heimat, mit denen wir dieselbe Scholle teilen.“

Falk, Paul Th., Der Stammbaum der Familie Benz in Livland, nach einem neuen System. Dazu als Pendant ein Goethe-Stammbaum nach demselben System. Nürnberg, Verlag von Bauer u. Raspe, 1907. — 52 S. und 3 Beilagen.

Wir müssen gestehen, daß wir dieses Büchlein mit wachsendem Interesse gelesen haben, zumal es nicht wenig neue und originelle Anschauungen vorbringt, die dem Verfasser von seiten der Genealogen vielleicht manchen Ausdruck der Mißbilligung eintragen können, die aber nach unsrer unmaßgeblichen Ansicht als ein Fortschritt auf dem Gebiete der Handhabung und Verwertung genealogischen Materials wohl Beachtung verdienen.

In einem genealogisch-historischen Teil wird das vom Verfasser erdachte neue System einer Stammbaum-Anlage des Näheren erläutert. In der Tat bietet es im Vergleich zu der bisher üblichen Darstellung von Stammbäumen manche praktischen Vorteile, die eine vorurteilslose Kritik nicht von der Hand weisen darf. Ein in dieser Art konzentrisch angeordneter Stammbaum ist viel übersichtlicher, man hat die einzelnen Generationen auf den ersten Blick beisammen und außerdem ist die Raumersparnis eine sehr bedeutende*. Daß es dem Ansehen nach kein „Baum“ ist, sondern vom Stammvater als Zentrum auslaufend, das Bild eines Führers bildet, daran dürften sich nur Wortklaubler stoßen. Nach einer klaren, wenn auch gedrängt kurzen Charakterisierung der drei Linien des livländischen Zweiges der Familie Benz folgt der höchst interessante genealogisch-statistische Teil, der in Anknüpfung an gewisse

*) **Anmerkung.** Wir können dem geehrten Herrn Verf. hierin nicht ganz beipflichten, weil wir die Ansicht vertreten, daß dieses neue System der konzentrischen Anordnung eines Stammbaumes sich schwerlich allgemein einbürgern wird und nicht geeignet ist, die alte Form, bei der die Glieder jeder Generation neben einander stehen, zu verdrängen. Zugegeben, daß bei der herkömmlichen Form durch die in großen Familien sehr lang ausgehenden Reihen, wenn man alle nebeneinander stellt, oder durch die notwendigen Verweigungen, wenn die einzelnen Zweige auf gesonderte Tafeln gebracht werden, die Uebersichtlichkeit leidet oder doch leiden kann, so gibt es doch nach den modernen Methoden ausreichende Mittel, die Uebersichtlichkeit zu wahren, z. B. durch farbige, die einzelnen Generationen trennenden Striche, durch sorgfältige, deutlich sichtbare Numeration der Generationen sowohl wie der einzelnen Glieder mit römischen und arabischen Ziffern usw. Andererseits hat das konzentrische System durch die ungleiche Richtung der Schrift ohne Frage auch etwas Unübersichtliches an sich, was bei größeren Stammbäumen besonders deutlich werden mußte. Und wenn etwa angeführt wird, daß bei diesem System z. B. das Aussterben eines Zweiges unmittelbar ersichtlich werde (durch die umgrenzenden Striche), so lassen sich ja auch bei dem alten System solche Striche u. dgl. in der wünschenswerten Klarheit ohne Schwierigkeiten vermerten. Zugegeben ist dagegen vielleicht, daß bei Stammbäumen von mittlerem Umfang das konzentrische System eine gewisse Raumersparnis ermöglicht.

Die Red. der B. M.

Erscheinungen im Werden und Vergehen des unsrer Heimat angehörnden Lenz-Stammes viele allgemeine Fragen des genealogisch-statistischen Studiums berührt. Es werden eine ganze Reihe Hinweise und Andeutungen an der Hand von Thatfachen und Zahlen geboten, welche bei einer wissenschaftlichen Verarbeitung und Verwertung ähnlichen Materials wohl beachtet zu werden verdienen. Besonders sympathisch berührt uns auch der Umstand, daß der Verfasser an seine Aufgabe nicht vom exklusiv-historischen, sondern sozusagen mathematisch-naturwissenschaftlichen Standpunkt herantritt.

Im biographischen Teil werden in kurzen, prägnanten Zügen die hervorragendsten Vertreter der livländischen Familie Lenz nach Lebensgang und Leistungen behandelt: der Generalsuperintendent Chr. David Lenz; Goethes Jugendfreund, der „Shakespeare-Lenz“ Jakob Mich. Reinh.; Joh. Reinhold von Lenz (Lenz-Rühne), der Schauspieler; Heinr. Friedr. Emil Lenz, der Entdecker des Induktionsgesetzes; Robert Lenz, der Sprachforscher; Chr. Wilhelm von Lenz (der Beethoven-Lenz); Robert von Lenz, der Physiker und Naturforscher, und Joh. Wold. Lenz, der theologische Schriftsteller.

Die Beigabe des Goethe-Stammbaumes (nach demselben neuen System zusammengestellt) soll zugleich die Malthussche Uebervölkerungstheorie noch einmal ad absurdum führen.

Höchst instruktiv erscheinen die vier genealogisch-statistischen Tabellen (I der Söhne und Schwiegertöchter, II der ledigen Söhne, III der ledigen Töchter und IV der verheirateten Töchter und Schwieger söhne) der livländischen Familie Lenz.-

Wir haben uns absichtlich bemüht, den reichen Inhalt des sehr anregend geschriebenen Werkes nur anzudeuten, da wir überzeugt sind, daß ein jeder, der Interesse für derlei Fragen, besonders wenn sie bedeutende Männer der Heimat betreffen, besitzt, gerne sich das Werk anschaffen wird, nicht bloß, um es zu lesen, sondern um aus den darin enthaltenen Anweisungen auch vielleicht die Anregung zu einer Zusammenstellung des eigenen Stammbaumes zu empfangen; denn Goethe sagt:

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht!

In unsrer pietätlosen Zeit eine Mahnung am rechten Platz.

C. G.



De Jong's Cacao

ist nahrhaft, leicht verdaulich, vollkommen
rein, im Gebrauch sparsam.

1/2 kg. genügt für 120 Tassen.

Höchste Auszeichnungen

auf div. Ausstellungen u. a.:

Paris 1900, St. Louis 1904, Kapstadt 1905.

Goldene Medaillen:

Lüttich 1905 — Diplôme d'honneur:

„Höchste Auszeichnung.“



Ges. geschützt.

Fabrik gegr. 1790.

— Pelz-Handlung —

F. I. Mertens,

Riga, Herrenstraße Nr. 6.

Telephon 1544.

Größtes Pelzwaren-Lager Rigas.

Saison-Neuheiten

in größter Auswahl.

Spezialität: **Pelz-Safetts.**



1873.

Ohne Ausnahme

— alle existierenden: —

**Maschinen, Motoren,
Feuersprizen, Pumpen,
Heizungen, Beleuchtungen,
Wäscherei-Einrichtungen,
Geld-Schränke, Waagen** 2c. 2c. 2c.
und technische Artikel f. Industrien, Fabriken
und Gewerbe-Betriebe.

Hugo Hermann Meyer, Riga.

— Die Firma besteht 35 Jahre. —

Louis Lundmann & Co., Riga.

Haupt-Geschäft in der Stadt: Kalkstr. Nr. 10. Teleph. 265. || Kellereien und Comptoir: Matthäistr. 21. Teleph. 286.

Weine, Cognac, Rum, Arac, Porter und Liguere.

Filialen in eigener Verwaltung:

Alexanderstr. Nr. 30. Telephon Nr. 2483.

Alexanderstr. Nr. 84. Telephon Nr. 1245.

Marienstr. Nr. 50, Ecke der Säulenstr. Telephon 1239.

Matthäistr. Nr. 21. Telephon 286.

Dorpatser Straße Nr. 7. Telephon 115.

Schiffsstr. Nr. 13, Ecke der Schoonerstr. Telephon 2967.

Alte Mitauer Str. 29, Ecke der Communicationsstr. Tel. 2966.

in Edinburg II: Grenzstraße 15.

Dépôts:

in Riga:

bei Hrn. Eduard Worm, Ecke der Nikolai-
und Mühlenstr.
" E. Hauschkinewich, Kalnezeemische
Straße Nr. 4.
" J. J. Bobrow, Ecke gr. Brauer-
und gr. Sandstr.
" D. Sweestin, Norddeckhoffische 1.
" Jul. Hübner, gr. Neustr. 33.

in Dubbeln:

bei Hrn. J. Petersohn, Central-Hôtel.

in Silberlingshof:

bei Hrn. J. Bulder, gr. Prospekt 49.

In Tuckum bei Hrn. E. S. Meiuwaldt.

" Mitau " F. A. Klein.

" Libau " J. C. Freymann.

" Preckuln " Gebr. Burkewich.

" Werro " Rob. Klein.

" Fellin " J. J. Töpffer & Co.

" Pernau " Wold. Dulz.

" Wenden " D. Behrting.

" Diehteln " J. Saltsch.

" Dago-Heinis bei Hrn. W. F. Scheffel.

" Auß bei Hrn. Ed. Sam. Wegner.

" Saltsburg bei Hrn. Arn. Ohre.